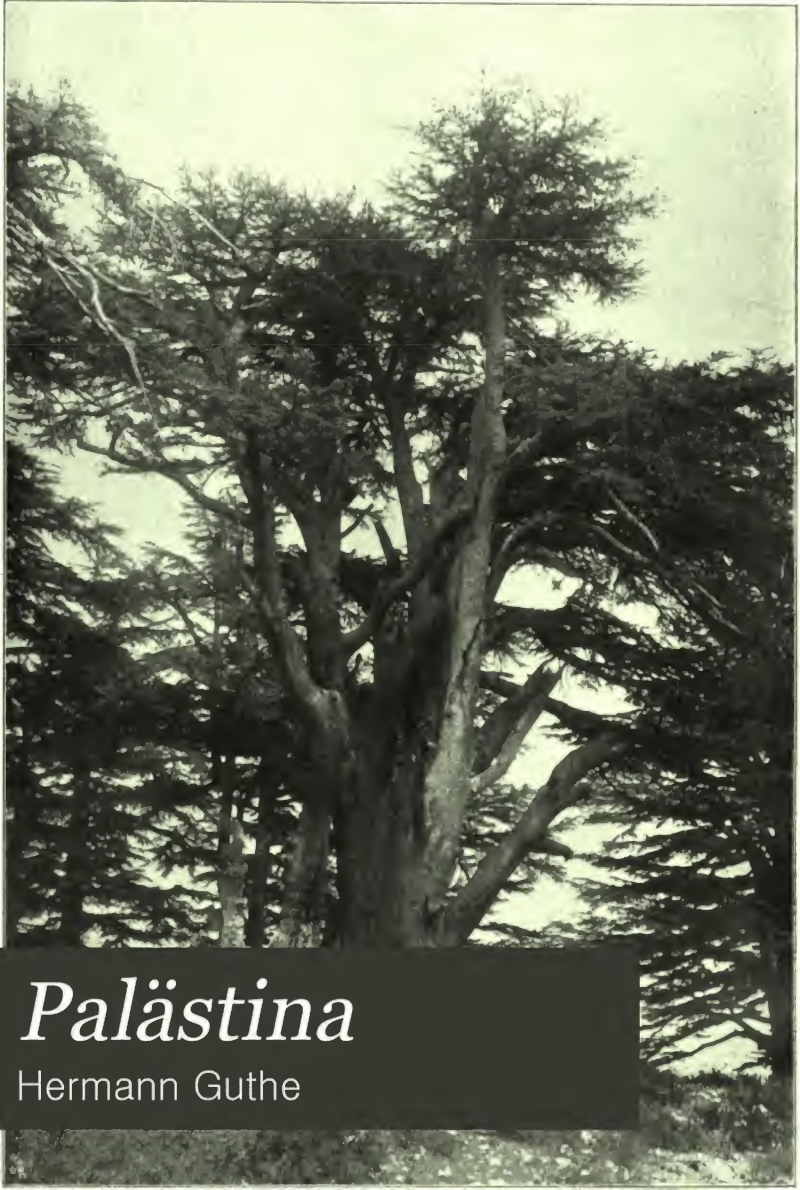
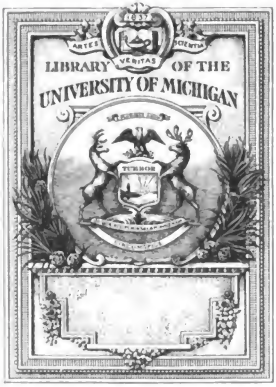


Palästina

Hermann Guthe



Digitized by Google

DD
4
.M 75

Land und Leute

Monographien zur Erdkunde

Digitized by Google

Land und Leute

Monographien zur Erdkunde

In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten

herausgegeben von

A. Scobel

XXI

Palästina

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1908

Digitized by Google

Palästina

Von

D. Hermann Guthe
Professor in Leipzig

Mit 142 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen
und einer farbigen Karte

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1908

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Den Freunden

E. und O. Haberland

gewidmet.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Wallfahrt und Forschung 3
II. Die Entstehung der Oberflächengestalt 16
III. Vulkanische Ergüsse und Thermen 29
IV. Regen und Sonnenschein. Säen und Ernten 33
V. Das Klima des Landes 50
VI. Die Fruchtbarkeit des Landes 56
VII. Fruchtbarkeit und Klima in alter Zeit 70
VIII. Tier- und Pflanzenwelt 82
IX. Die Bewohner des Landes 101
X. Die Küstenlandschaft 127
XI. Jerusalem und das südliche Bergland 132
XII. Galiläa und der See Genezareth 145
XIII. Der Jordan und das Tote Meer 149
XIV. Damaskus und das Ostjordanland 156

Literatur 160
Verzeichnis der Abbildungen 161
Register 163
Karte von Palästina.

Digitized by Google

Abb. 1. Eine Zeder des Libanon. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 29.)

Digitized by Google

Abb. 2. Jerusalem, vom Bahnhof, von Südwesten, her gesehen.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 137.)

Palästina.

I.

Wallfahrt und Forschung.

Seit langer, langer Zeit bewegt sich jahrein jahraus ein großer Strom von Menschen nach Palästina. Er wächst schnell von Weihnachten bis Ostern, dann verläuft er sich wieder. Er hat aber nicht nur diesen jährlichen Wechsel gehabt, sondern auch andere Gezeiten: nach hochgehender Flut sank er wiederholt bis zu tiefer Ebbe und ist immer wieder gestiegen. Trotz dieses starken Besuchs war Palästina bis vor hundert Jahren etwa doch nur wenig bekannt. Diese auffallende Tatsache wird ganz verständlich, sobald man die Scharen der Besucher ins Auge faßt. Stellen wir uns zu dem Zweck an die Tore des Landes, um die Gedanken aller derer kennen zu lernen, die im Laufe der Jahrhunderte — nein, der Jahrtausende dort zu einem Besuche eingekehrt sind.

Die ersten regelmäßigen Jerusalemfahrten beginnen in den letzten Jahrhunderten des Judentums vor Christi Geburt. Zu den ältesten Spuren, die sich davon finden, gehören einige Wallfahrtslieder, die noch in das Buch der Psalmen aufgenommen worden sind, z. B. Psalm 48 und 122. Je mehr Jerusalem als der Mittelpunkt des Judentums anerkannt wurde, desto zahlreicher wurden die Scharen der Wallfahrer; denn die außerhalb Palästinas in der Zerstreuung lebenden Juden zählten bereits nach Millionen. Der jüdische Schriftsteller Flavius Josephus, ein Priester und Pharisäer aus Jerusalem, erzählt um 100 n. Chr., daß der jüdische Hoheprieſter, um einem Befehl des römischen Statthalters nachzukommen, der die Zahl der Einwohner von Jerusalem wissen wollte, an dem gerade stattfindenden Passahfeste die Zahl der im Tempel geschlachteten Passahlämmer habe feststellen lassen; sie habe 256500 betragen; da sich nun zu jedem Lamme eine Gesellschaft von wenigstens zehn, oft aber auch zwanzig Männern versammele, so müsse danach auf die Anwesenheit von rund 2700000 reiner, kultusfähiger Personen in Jerusalem geschlossen werden, abgesehen von den Unreinen, Kranken und anderen, die zur Teilnahme an der Passahmahlzeit nicht zugelassen werden konnten. Wenn wir nun auch nach einer sehr hoch gegriffenen Schätzung die ständigen Bewohner der Stadt

Digitized by Google

Abb. 3. Die Himmelfahrtskapelle auf dem Ölberg. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 144.)

auf 200000 bis 250000 veranschlagen, so bleibt doch noch eine ganz gewaltige Menge von fremden Besuchern des Passahfestes übrig. Was wollte diese Masse von auswärtigen Juden in Jerusalem? Sie wollten „die heilige Stadt" sehen, den Tempel besuchen, an dem Kultus dort, am Gesang und Opfer teilnehmen, den Hohenpriester und den Hohen Rat bewundern, die Tempelsteuer bezahlen und Geschäfte bereden. An ein Forschen im Lande dachte man nicht. Die meisten kannten es ja aus eigener Anschauung, und jeder hatte um Ostern den Anlaß zur Reise dorthin.

Der erste Aufstand der Juden gegen die Römer endete mit der Zerstörung des Tempels unter Titus 70 n. Chr. Wer mochte jetzt noch eine Wallfahrt nach Jerusalem unternehmen? Der zweite Aufstand unter Hadrian 132—135 n. Chr. wurde in schrecklichem Blutvergießen erstickt. Jerusalem wurde nun eine heidnische Stadt, der Juppiter Capitolinus schützte von der Stelle des jüdischen Tempels aus die Aelia Capitolina! Jetzt durfte sie kein Jude mehr betreten; wenn er es tat, so kostete es ihm den Kopf. Aber im dritten Jahrhundert n. Chr. standen schon wieder Wallfahrer aus allen Enden der Welt vor den Toren Jerusalems! Aus dem heidnischen Jerusalem war bald eine christliche Stadt geworden. Nun verrichteten christliche Wallfahrer auf dem Ölberge östlich neben Jerusalem dort, wo Jesus gen Himmel fahrend zum letzten Male von seinen Jüngern gesehen sein sollte, ihre Andacht oder wanderten nach der Höhle in Bethlehem, die als die Geburtsstätte Christi gezeigt wurde, um dort zu beten, oder sie ließen sich den Platz des jüdischen Tempels und andere Ruinen, die aus den Kämpfen gegen die Römer herrührten, zeigen und überzeugten sich durch den Augenschein davon, daß die Drohung Christi gegen die Stadt buchstäblich in Erfüllung gegangen sei. Diese Bewegung wurde mächtig gesteigert, als Konstantin den Beschluß faßte, dieselbe Ehre, durch die man längst die christlichen Märtyrer auszuzeichnen pflegte, nun auch dem Vorbilde aller christlichen Märtyrer, dem Herrn Christus selbst, zu erweisen, nämlich über der Stätte seines Grabes einen Altar und eine Kirche zu erbauen.

Digitized by Google

Damit war den Wallfahrten ein neues, sehr wirksames Ziel gegeben: wenn von den Gebeinen und von dem Grabe eines menschlichen Märtyrers, wie man glaubte, reicher Segen ausging, wie unermeßlich mußten dann die Gnaden sein, die von dem Grabe des gottmenschlichen Heilandes der ganzen Welt ausströmten! Wo in aller Welt sollte die unerschöpfliche göttliche Gnade reicher und kräftiger fließen als an der Stätte, wo Jesus durch seinen Tod und durch seine Auferstehung Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hatte?

Einsichtigen Lehrern der christlichen Kirche entging es freilich nicht, daß damit heidnische Anschauungen und Gewohnheiten in das Christentum eingeführt wurden. Wie vertrug sich diese äußerliche, materialisierende Denkweise mit der Forderung Jesu, daß Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet werden solle (Ev. Joh. 4, 24)? Aber selten sind die Stimmen, die die Wallfahrten nach Jerusalem ganz verurteilen. Unter ihnen zeichnet sich durch große Entschiedenheit aus der Bischof Gregor von Nyssa († 395) in Kleinasien, der selbst Jerusalem besucht und sich dabei über das gottlose Gesindel entsetzt hatte, das sich dort umhertrieb. Andere sind bestrebt, beiden Seiten gerecht zu werden. Der bekannte Hieronymus, der selbst in Bethlehem als Einsiedler lebte († 420), schreibt zwar: „Sowohl von Jerusalem als auch aus Britannien steht auf gleiche Weise der Weg zum Himmel offen; denn das Reich Gottes ist inwendig in euch." Aber er sagt auch: „Gewiß ist es ein Teil des Glaubens, dort angebetet zu haben, wo seine — nämlich Jesu — Füße gestanden haben." Der einflußreiche Augustin († 430) gibt zu bedenken: „Gott hat nicht gesagt ‚Gehe nach dem Orient, schiffe nach dem Okzident, um Vergebung zu empfangen', sondern ‚vergib deinen Feinden, und es wird dir vergeben werden'." Aber er lobt doch die wundertätige Kraft, die die Erde von Jerusalem und dem Heiligen Lande aus gegen die bösen Geister ausgeübt habe und noch ausübe. Die große Menge, die das alte heidnische Wesen nur mit dem neuen Gewande des Christentums äußerlich ver-

Abb. 4. Das Schiff der Geburtskirche in Bethlehem.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 136.)

Digitized by Google

deckt hatte, überhörte die Warnungen und entschied sich um so leichter zugunsten der Wallfahrten, als die Vornehmen der römischen Welt ihnen mit offenem Beispiel vorangingen. Die Tätigkeit der Helena, der Mutter des Kaisers Konstantin, in Palästina ist durch Geschichte und Sage bekannt genug geworden; das Fest der Kreuzesfindung am 15. September, das in der griechisch-orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche gefeiert wird, erinnert noch heute daran, daß auf Helenas Antrieb im Jahre 326 vom Volke in Jerusalem das Kreuz und die Kreuzesnägel Christi gefunden sein sollen. Wir kennen die Namen einer stattlichen Anzahl von römischen Patrizierinnen, die nach einem bewegten Leben in Rom oder Konstantinopel die Stille des Heiligen Landes aufgesucht haben. Konstantin ließ christliche Prachtbauten nicht nur in Jerusalem und Bethlehem aufführen, sondern ebenso in Bethel und Silo, auf dem Berge Tabor und in Nazareth, in Tiberias und in Kana. Justinian suchte im sechsten Jahrhundert den Ruhm der Prachtbauten Salomos in Jerusalem zu übertreffen. So kam ein Umstand zum anderen, um die Wallfahrten nach Jerusalem zu empfehlen: die Mode, die Neugier, die Lust am Fremden, der Trieb nach gewinnreichen Geschäften; aber in erster Reihe standen doch die religiösen Gedanken, die schwärmerische Sehnsucht nach dem Grabe Christi und die Verleugnung der Welt durch das Einsiedlerleben in der Wüste Juda. Man wußte selbst in der Bibel die Stützpunkte für die Liebhaberei der Zeit zu finden. Man berief sich darauf, daß doch das Volk Israel schon den Befehl gehabt habe, das Heiligtum in Jerusalem zu besuchen, und daß der Apostel Paulus von seinen Missionsreisen immer wieder nach Jerusalem zurückgekehrt sei. Sprach das nicht für die göttliche Einsetzung der Wallfahrt nach Jerusalem?

Abb. 5. Das Innere des Goldenen Tores am Haram esch-Scherif in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 141.)

Jerusalem hat niemals glänzendere Zeiten gesehen als im fünften und sechsten Jahrhundert n. Chr. Alle Nationen des die Welt umspannenden römischen Reichs trafen sich dort: die bekehrten, aber schismatischen Araber, die Mönche Palästinas und Mesopotamiens, die Bischöfe Persiens, die Einsiedler Kleinasiens, die Priester Italiens und Roms, die Pilger aus Gallien und Schottland, die die Almosen des Westens nach dem „neuen Jerusalem“ brachten. Und in dieser Menge sah man nicht selten Kranke, die die warmen Bäder von Tiberias und Gadara (am Jarmuk, S. 30 ff.) zur Heilung ihrer Leiden aufsuchten, oder die geisterhaften Gestalten von Einsiedlern aus Ägypten und

Digitized by Google

Abb. 6. Das Kloster Mär-Säba in der Wüste Juda.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 155.)

Indien, die ihr Fleisch zur Ehre Jesu zu töten bestrebt waren. Die Kaufleute Griechenlands und Italiens mischten sich unter die Scharen der Pilger, um den Balsam von Engeddi und die Datteln von Jericho einzuhandeln, um die Feldfrüchte Palästinas zu erwerben; oder sie boten die Weine von Gaza und Askalon an, auch die Perlen und Wohlgerüche Indiens, die über das Rote Meer gekommen waren. Selbst ein Jude schlich sich trotz der kaiserlichen Verbote wohl in die Stadt ein, um den jährlichen Markt zu besuchen und im geheimen an den Trümmern des Tempels zu weinen. Die syrischen Christen, die gewöhnlich die Führer der Wallfahrer machten, handelten mit den kleinen Gegenständen der Frömmigkeit und der Erinnerung. An Bettlern fehlte es nicht. Auch das, was die großen Städte des Orients damals auszeichnete, besaß Jerusalem, ein Theater, einen Zirkus, ein Tribunal, eine Besatzung, einen kaiserlichen Statthalter, nicht weniger alle die sozialen Mißstände, die sich mit den gesteigerten Lebensansprüchen zu verbinden pflegen.

Neben diesem äußeren Glanz der heiligen Stätten spielte die Erforschung des Landes nur eine bescheidene Rolle. Man stellte kurze Wörterbücher, sogenannte Onomastica, über die geographischen Namen der Bibel zusammen und versah diese mit kurzen Nachrichten über Lage und Beschaffenheit der Orte. Unter ihnen ist das von dem Bischof Eusebius in Cäsarea angefertigte das wertvollste und bekannteste; Hieronymus hat es während seines Aufenthalts in Bethlehem lateinisch bearbeitet. Wir besitzen ein Staatshandbuch des Römischen Reichs, die notitia dignitatum, das uns über militärische und Verwaltungsverhältnisse Palästinas einige Nachrichten gibt. Auch Karten des Heiligen Landes gab es, sie sind uns jedoch nur in späterer Bearbeitung erhalten. So wichtig diese Werke der alten Zeit auch sind, so gehen sie doch über eine äußerliche Zusammenstellung des Wissenswertesten nicht hinaus. Endlich gehen auch die ältesten Pilgerschriften, die wir besitzen, in diese Zeit zurück. Der abendländische Pilger ist in der Regel etwas redseliger, als der morgenländische; denn für ihn war der Orient ein neues Land mit fremden, überwältigenden Eindrücken. Daß ihr Augenmerk fast ausschließlich auf die

Digitized by Google

Abb. 7. Eingang zur Engelskapelle und zum Grabe Christi in der Grabeskirche in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 139.)

heiligen Stätten gerichtet ist, darf uns nicht wundernehmen; denn um ihretwillen hatten sie die lange, beschwerliche Reise unternommen, und ihre Verfasser waren Weltgeistliche oder Mönche.

Das siebente Jahrhundert machte diesem christlichen Glanze Palästinas ein Ende. Die blutigen Heereszüge der Perser unter Chosroës II. verschonten das reiche Jerusalem nicht (614), und nur für kurze Zeit gelang es dem Kaiser Heraklius, es ihnen wieder zu entreißen. Die siegreichen Scharen des Halbmonds, gierig nach den Schätzen des Ost-Römischen Reichs, erschienen wiederholt an den Grenzen Palästinas, im Süden und im Osten. Nach einem kurzen Schwanken des Kriegsglücks drangen sie bis Jerusalem vor und zwangen es 638 zur freiwilligen Übergabe. Der Halbmond des Islams hatte über das Kreuz Christi gesiegt! Mit Schrecken vernahm man diese Kunde im Orient und Okzident.

Aber die Liebe zu den heiligen Stätten hörte in der Christenheit nicht auf, der Eifer für die Wallfahrten erkaltete nicht. Anfangs verfuhren die Muslimen auch milde mit den christlichen Pilgern; gegen Zahlung eines geringen Tributs, der etwa 60 bis 70 Pfennig nach unserem Gelde betrug, durften sie Jerusalem betreten, und von gefährlichen Belästigungen auf den Reisewegen des Landes ist nicht viel die Rede. Noch günstiger gestaltete sich die Lage der Christen im Orient durch das ungeheure Ansehen, das die Macht Karls des Großen besaß. Der Kaiser übernahm im Jahre 800 auf Bitten des Patriarchen von Jerusalem die Schutzherrschaft über die Christen des Heiligen Landes; er erhielt von dem Kalifen Harûn er-Raschîd das Versprechen, daß den Christen Palästinas volle Sicherheit zuteil werden solle, und verwandte große Summen für die Erbauung von Klöstern, Herbergen und Krankenhäusern in Jerusalem und seiner Umgebung. Aber in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts mehren sich die Klagen der Pilger über Gewalttätigkeiten der Muslimen. Weil sie die wachsende Macht der christlichen Kirche in Palästina fürchteten, so brach ihr Ingrimm in fanatische Verfolgungen aus, und selbst die Kalifen forderten, allen früheren Abmachungen zum Trotz, von dem Patriarchen in Jerusalem und anderen Vertretern

Digitized by Google

der Kirche hohe jährliche Abgaben. Im zehnten Jahrhundert wurde der religiöse Gegensatz durch heftige Kämpfe zwischen den oströmischen Kaisern und den Kalifen neu belebt. Ihr Verlauf führte zur Eroberung Jerusalems durch die ägyptischen Kalifen, von denen Hakim Biamrillah mit unerhörter Leidenschaft gegen die Christen wütete. Die Grabeskirche in Jerusalem und andere christliche Gotteshäuser wurden auf seinen Befehl zerstört. Die Kunde von diesen traurigen Ereignissen versetzte das Abendland in eine schmerzliche, tiefgehende Erregung, die die Gemüter um so fester packte, als diese damals bereits durch die Angst vor dem nahen Weltende, das mit dem Jahr 1000 eintreten sollte, gequält wurden. Die gesteigerten Gefahren der Pilgerfahrt vermochten nicht abschreckend zu wirken. Der ängstlich asketische Sinn jener Zeit sah vielmehr nur ein großes Verdienst darin, daß man sich ihnen unterzog. Die Päpste erinnerten in öffentlichen Rundschreiben die Christen daran, daß sie berufen seien, für Christus zu leiden, weil er für sie gelitten habe, und forderten sie mit ausdrücklichen Worten dazu auf, sich mit ihnen zur Befreiung des Heiligen Landes zu rüsten. Diese Mahnung rechnet offenbar darauf, daß die Wallfahrt als eine freiwillige Pflicht übernommen wurde. Das war auch gewiß in den meisten Fällen so. Daneben aber wird von der Kirche ein anderer Gesichtspunkt, der an sich nicht neu war, begünstigt und verwertet, nämlich daß die Wallfahrt nach Jerusalem eine Buße, ein Bußwerk sei, durch das man die Stimme des eigenen Gewissens versöhnen oder eine von dem Priester auferlegte Sündenstrafe gutmachen könne. Dadurch kamen die Pilgerreisen in Verbindung mit dem Ablaß, der später dem Besuch und dem Gebet an gewissen heiligen Stätten besonderen Anreiz verlieh.

Die Zahl der Pilger erreichte jetzt Tausende und Zehntausende, aus bescheidenen Fußwanderern mit Flasche und Stab (Abb. 11) wurden stolze Reisige im blitzenden Waffengeschmeide, aus frommen Reisegesellschaften wurden jetzt streitbare Heere. Aber sie waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Nur wenige Wallfahrer kehrten gesund in die Heimat zurück. Das traurige Ende dieser schwärmerischen Unternehmungen, zugleich die Erkenntnis, daß die Erwartung des Jüngsten Tages ein Irrtum gewesen war, rief die vor Angst und Hoffnung trunkenen Gemüter laut und deutlich zur Besonnenheit zurück. Der Strom der Pilger nahm ab und wäre wohl — für wer weiß wie lange Zeit — recht schwach geblieben, wenn nicht die Päpste den Gedanken festgehalten hätten, durch einen großen, gemeinsamen Zug der Christenheit das Heilige Land zu befreien und die Feinde der Kirche überhaupt zu besiegen. Der französische Papst Urban II. wußte endlich seine Landsleute in ihrer Muttersprache auf der Synode von Clermont 1095 für seinen Plan in Bewegung zu setzen.

Abb. 8. Das Grab Christi in der Grabeskirche in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 139.)

Digitized by Google

Die Kreuzzüge folgten; die Begeisterung war groß und der erste Erfolg glänzend. Aber der Zwist der Führer in Palästina und der unselige Hader der Mächte des Abendlandes bereiteten dem christlichen Königreich Jerusalem ein frühes Grab!

Wir besitzen aus der Zeit der Kreuzzüge eine umfangreiche Literatur über Palästina. Die Märsche und die Kämpfe der Kreuzheere werden uns erzählt, die Einrichtungen der Könige und Fürsten im Heiligen Lande werden uns beschrieben und ihre Besitzungen namhaft gemacht. Der Inhalt behandelt durchweg die abendländischen Interessen, nicht das Leben und die Zustände der Orientalen, nicht die natürlichen Verhältnisse des Heiligen Landes. Die Sprache der Eingeborenen blieb den Abendländern fremd; das zeigen uns die seltsam verdrehten Formen, in denen sie die arabischen Eigennamen meist wiedergeben. Um eine Erforschung des Landes haben sich die Kreuzfahrer nicht gekümmert — wie viel weniger die Pilger! Sie sahen nur mit dem Auge der Begeisterung, sie hörten nur mit dem Ohr der Andacht, und ihr Umgang mit den Arabern, den Sarazenen, wie sie gewöhnlich sagten — d. h. den Ostländern — war in der Regel geleitet von dem Gefühl des Ingrimms oder des Hasses. Die wenigen sachlichen Berichte, die sich finden, sind immer nur mehr oder weniger einseitige Bruchstücke. Der Ertrag der Kreuzzüge für die Erforschung Palästinas blieb deshalb gering.

Der Verlust des Heiligen Landes war für den Okzident ein schwerer Schlag. Das Papsttum versuchte eine völlige Schwenkung; es verbot um 1300 die Wallfahrten und jeden Handelsverkehr mit den Muslimen, damit sie nicht durch christliches Geld bereichert würden. Doch schlug dieser Versuch völlig fehl. Mochte man auch Palästina als die „Pforte des Todes“ bezeichnen, die Verbindung mit dem Orient ließ sich weder für das religiöse Empfinden noch für den Handelsverkehr abschneiden. Die Wallfahrten wurden wieder freigegeben.

Noch vor der völligen Vertreibung der Kreuzritter hatte der heilige Franz von Assisi seit 1219 seine religiöse Energie für den „Schutz des Heiligen Landes“, für die custodia terrae sanctae, eingesetzt. Der Erfolg seiner Bemühungen entsprach freilich seiner eigentlichen Absicht nicht. Aber es gelang doch dem von ihm gestifteten Franziskanerorden, festen Fuß in Palästina zu fassen. Das Heilige Land wurde unter die Provinzen des Ordens aufgenommen (provincia terrae sanctae), die Franziskaner erlangten 1333 den Besitz der alten Zionskirche in Jerusalem, sie konnten 1559 ein neues Kloster in der Stadt selbst gründen, das Salvatorkloster, und haben tapfer mit dem Opfer des eigenen Lebens manche geweihte Stätte, insbesondere das heilige Grab beschützt. Für die Kenntnis der heiligen Stätten hat einer ihrer Leiter in Jerusalem, der Guardian ihres Klosters, ein wichtiges und umfangreiches Werk geschrieben, nämlich Franciscus Quaresmius aus Lodi in Italien, der von 1616 bis 1626 in Palästina weilte.

Der Verkehr zwischen Abend- und Morgenland wurde nach dem Erlöschen der Kreuzzüge tatsächlich aufrecht erhalten durch die Handelsverbindungen, die die Republik Venedig seit dem dreizehnten Jahrhundert anknüpfte. Statt daß der Kreis derer, die Palästina in den Bereich ihrer Arbeiten aufnahmen, zusammenschmolz, sehen wir ihn nun größer werden. Früher waren es nur Geistliche und Mönche, die über die heiligen Stätten und was damit zusammenhing berichteten. Jetzt nehmen auch Laien in dieser Sache das Wort und bringen mancherlei Dinge zur Sprache, die bisher übersehen wurden, aber für die Erforschung des Landes von hohem Wert waren. Unter diesen kann an erster Stelle genannt werden der vornehme Venezianer Marino Sanudo (Torselli), weil er, wahrscheinlich unter Benutzung der Arbeiten des Geographen Pietro Vesconte, sein Werk (1310) mit wertvollen Karten und Plänen ausgestattet hat, die einen wesentlichen Fortschritt in der Kartographie aufweisen.

Die Eroberung Palästinas durch die Türken 1517 machte allen Plänen, die Kreuzzüge wieder aufleben zu lassen, ein letztes Ende. Man versuchte jetzt von seiten der europäischen Mächte, den diplomatischen Verkehr mit den osmanischen Sultanen in freundschaftlicher Weise zu regeln. Der König Franz I. von Frankreich sandte 1621 den ersten französischen Konsul nach Jerusalem, um die Rechte der katholischen Christen in Palästina an Ort und Stelle besser wahren zu können. Andere Punkte, wie Aleppo,

Digitized by Google

Abb. 9. Die Stadt Hebron, Ansicht von Südwesten. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 134.)

Abb. 10. Die Stadt Jafa, von Norden gesehen.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 127 f.)

wurden sowohl von Frankreich als auch von England mit Konsuln besetzt. Durch diese Einrichtung wurden nicht wenige wissenschaftlich gebildete Männer veranlaßt, für längere Zeit ihren Aufenthalt im Orient zu nehmen und ihn zu einer tieferen Erforschung des Landes und seiner Bewohner zu verwerten.

Die Wallfahrten erlitten durch die deutsche Reformation einen empfindlichen Stoß, die Zahl der Pilger sank außerordentlich. Seit 1527 fanden sich in Venedig, dem beliebtesten Einschiffungsorte, oft kaum zwei bis drei Pilger zusammen, während früher hundert bis zweihundert gleichzeitig abfahren wollten. Bisher war die Wallfahrt allgemein unter dem Gesichtspunkt eines Verdienstes oder eines Bußwerkes betrachtet, jetzt waren weite Kreise von diesem Banne befreit. Die größere Pflege der wissenschaftlichen Studien belebte die Neigung zum Forschen und Sammeln. Zwei Ärzte waren die ersten, die ihr Augenmerk besonders auf die natürliche Ausstattung Palästinas richteten, der Franzose Pierre Belon aus Le Mans (1547) und der Deutsche Leonhard Rauwolff (oder Rauchwolff) aus Augsburg (1575). Neben den rein kirchlichen Interessen für die heiligen Stätten machten sich allmählich die allgemein wissenschaftlichen Fragen nach der Sprache, den Sitten und der Religion der Völker des Orients geltend. Wer sich diesen Studien hingab, wurde dadurch zu einem Vergleich der heutigen Zustände mit denen der alten, hauptsächlich durch die Bibel bezeugten Zeit angeregt. Daraus erwuchs in gelehrten Kreisen der Entschluß, eigens für Forschungszwecke den vorderen Orient zu bereisen und dort nach Kräften die Reste aus

Abb. 11. Ein Pilger nach dem Heiligen Lande.
Nach: Hans Jacob Breuning von und zu Buochenbach, Orientalische Reiß 1612. (Zu Seite 9.)

Digitized by Google

alter Zeit aufzuzeichnen. Von diesem neuen Ziele der Forschung fühlten sich vor allen die protestantischen Gelehrten angezogen. Während die evangelischen Kirchen an dem Streit um die heiligen Stätten in Palästina nicht beteiligt waren, so erblickten sie in der Möglichkeit, aus der näheren Kenntnis des Landes neues Licht für das Verständnis des Alten und Neuen Testaments zu gewinnen, eine Aufgabe, die mit den lebhaften Bemühungen ihrer Theologie um eine wissenschaftliche Auslegung der Bibel in engstem Zusammenhang stand.

So begann im achtzehnten Jahrhundert die Zeit der wissenschaftlichen Forschungsreisen, die durch den Dänen Carstens Niebuhr (1766), den französischen Grafen Volney (1783), durch die Deutschen Seetzen, Burckhardt, von Schubert und Tobler (1806—1865), sowie

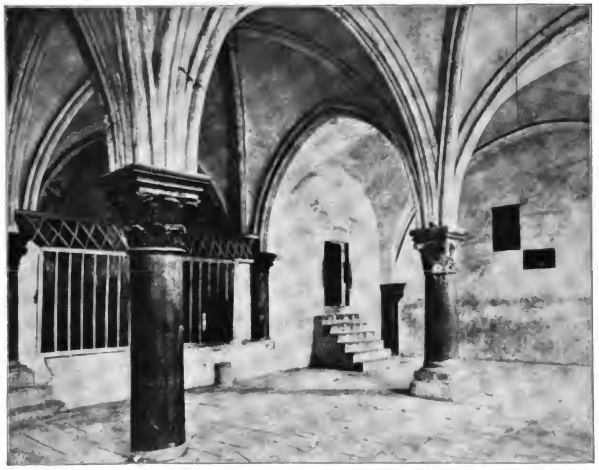


Abb. 12. Der Saal des Abendmahls (Coenaculum) im Heiligtum Nebi Dâ'ûd in Jerusalem, an der Stätte der Zionskirche.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 143.)

durch den Amerikaner Edward Robinson (1838—1852) reiche Ergebnisse geliefert haben. Die Pilgerfahrten nahmen daneben ihren Fortgang und brachten es vermöge der zahlreicheren und schnelleren Verkehrsmittel zu stattlichen Zahlen von Teilnehmern. Aber die Wissenschaft hat es jetzt nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten nötig, die Pilger um das, was sie erlebt und gesehen haben, zu befragen, da die Zahl ihrer eigenen Sendboten von Jahr zu Jahr zunimmt. Seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist die Erforschung Palästinas planmäßiger betrieben worden. Französische Gelehrte unternahmen teils auf eigene Kosten, teils im Auftrage der Regierung längere oder wiederholte Reisen, wie der Herzog von Luynes, der Graf Melchior von Vogüé, Viktor Guérin und Clermont-Ganneau. Die Engländer gründeten im Jahre 1865 eine Gesellschaft für die Erforschung des Landes, den Palestine Exploration Fund in

Digitized by Google

Abb. 13. Die Zitadelle mit dem alten Turm Phasael (Davidsburg) in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 143.)

London, dem wir zahlreiche wichtige Arbeiten für die Kenntnis des Landes verdanken. Ich nenne hier die Ausgrabungen in Jerusalem 1867 und 1868 sowie 1894—1897, ferner die Aufnahme des Westjordanlandes durch einige Ingenieur-Offiziere, besonders den Hauptmann (jetzigen Oberst) Cl. R. Conder, die uns die ersten zuverlässigeren Karten des Landes gebracht hat, zuletzt die Ausgrabungen an verschiedenen Orten auf dem westlichen Abhange des Berglandes seit 1892. Nach diesem Vorbilde wurde 1877 der „Deutsche Verein zur Erforschung Palästinas" gegründet, der in erster Linie die besonnene Prüfung und Verwertung der überlieferten Nachrichten geltend machte, sodann aber auch die Forschungen im Lande selbst aufgenommen hat.*) Der Verfasser dieses Buchs leitete 1881 Ausgrabungen im Süden Jerusalems auf dem Boden des alten Zionhügels; Dr. G. Schumacher in Haifa hat auf Grund einer genauen Aufnahme eine Karte des Ostjordanlandes hergestellt, die jetzt vom Verein veröffentlicht wird; von 1903 bis 1906 sind unter Leitung von Dr. G. Schumacher und Dr. J. Benzinger Ausgrabungen auf dem Tell el-Mutesellim, der Stätte des alten Megiddo am Südrande der Ebene von Jesreel, veranstaltet worden. Die russische orthodoxe Palästina-Gesellschaft, die 1882 ins Leben trat, hat die letzte ihrer drei Abteilungen der wissenschaftlichen Erforschung des Landes gewidmet. Nach dieser Seite hin entfaltete namentlich der Staatsrat B. Hitrowo († 1903) eine rege Tätigkeit. Wir verdanken der russischen Gesellschaft hauptsächlich die Freilegung des sogenannten russischen Platzes im Südosten der Grabeskirche.

Die richtige Erwägung, daß eine genügende Erforschung eines Landes nur von denen geleistet werden kann, die längere Zeit oder ständig in ihm leben, hat neuerdings

*) Die aus der Sammlung des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas herrührenden Abbildungen sind durch die Abkürzung „DPV." gekennzeichnet.

Digitized by Google

dazu geführt, Institute für die Erforschung Palästinas im Lande selbst zu gründen. So haben die Dominikaner in ihrem Stephanskloster nördlich von Jerusalem eine Ecole biblique eingerichtet, die von M.-J. Lagrange geleitet wird. Die amerikanischen Universitäten unterhalten seit 1901 gemeinsam eine der Palästinaforschung dienende Anstalt, deren Leiter alle zwei Jahre wechselt. Die Regierungen der deutschen evangelischen Landeskirchen haben 1902 das „Deutsche evangelische Institut für Altertumsforschung des Heiligen Landes" gegründet, in dem jährlich sechs jüngeren evangelischen Theologen aus dem Deutschen Reich Gelegenheit gegeben wird, die Verhältnisse Palästinas zu studieren; der Direktor ist Professor D. G. Dalman, früher in Leipzig. Die Arbeit dieser Institute wird ohne Zweifel für die Vermehrung und Vertiefung der gegenwärtigen Kenntnis vom Heiligen Lande von Jahr zu Jahr in gesteigertem Grade beitragen. Doch darf darüber nicht vergessen werden, daß für Palästina wie für jedes andere Land der Satz gilt, daß die Erforschung eines Landes nie vollständig erreicht wird, wenn nicht seine Bewohner selbst diese Arbeit in Angriff nehmen. Bei den Eingeborenen beginnt das Verständnis dafür leise zu erwachen; da ihnen aber in der Regel die nötige Vorbildung zu solchen Studien fehlt, so muß man immer wieder den guten Willen der eingewanderten Europäer anspornen, sich an der Erforschung des Landes soviel es ihnen

Abb. 14. Das Jaffator in Jerusalem und der Durchbruch der Stadtmauer neben der Zitadelle (Abb. 13). Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 142.)

Digitized by Google

möglich ist zu beteiligen. Wir Deutsche haben gewiß mehr Landsleute drüben wohnen als irgendein anderes europäisches Volk. Die Mehrzahl von ihnen hat wohl genug damit zu tun, für ihr eigenes Fortkommen zu sorgen. Aber einige — ich nenne hier nur den verstorbenen Baurat Dr. C. Schick in Jerusalem, seine Tochter Frau Dr. L. Einsler ebendort und Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa — haben sich bereits bei den europäischen Gelehrten die dankbarste Anerkennung für ihre Arbeiten erworben. Wenn sich die Zahl dieser Helfer vermehrt, und wenn sich die Tätigkeit der genannten Gesellschaften und Institute in gedeihlicher Weise entwickelt und auf eine wachsende Unterstützung rechnen kann, dann erst wird man in absehbarer Zeit eine sichere Antwort auf die Frage geben können, wieviel die Erforschung des jetzigen Palästinas zum Verständnis der alten Geschichte des Landes, insbesondere der biblischen Verhältnisse beizutragen vermag.

II.

Die Entstehung der Oberflächengestalt.

Als man 1891 für den Bau der Eisenbahn von Jafa nach Jerusalem nach Schotter suchte, prüfte man durch verschiedene Schachte den Untergrund der Hügel östlich von er-Ramle. Die fruchtbare Erde war nicht tiefer als 20—30 cm; darunter lag eine Schicht Flußkies, bestehend aus Steinen von jeder Größe, die nach allen Seiten glatt geschliffen waren; die Dicke der Schicht stieg von Westen nach Osten, nach dem Berglande zu, von 1 m bis zu 4 m; und was unter diesem Flußkies in allen Schachten in gleicher Höhe lagerte, war der unverkennbare gelbbraune Meeressand. Die Wahrnehmung ist ohne jeden Zweifel sicher zu deuten: Die Flüsse des Berglandes haben vorzeiten in dieser Gegend ihr Geröll ins Meer geführt und zu einem breiten, nach Westen sich verflachenden Hügel vor ihrer Mündung aufgeschüttet, genau so wie es die Flüsse heute an der jetzt drei Stunden weiter westlich streichenden Küste tun.

Das Vordringen und Zurückweichen des Wassers hat eine kaum übersehbare Geschichte. Wir können die ältesten Zeiten hier beiseite lassen, da sie für die Geologie Palästinas so gut wie gar nicht in Betracht kommen. Im Südosten des Toten Meeres an den Bruchstellen der Jordanspalte ist der einzige Ort, wo das Urgestein teils in massiger Lagerung, teils als breccienartiges Konglomerat, oder im Wechsel mit vulkanischen Tuffen und durchzogen von Porphyritgängen zutage tritt. Darüber lagert eine Sandsteinschicht und eine Kalkbank, die nach ihren Fossilien teils dem karbonischen, teils dem permischen Alter anzugehören scheint (Abb. 17). Hier hätten wir demnach die ersten Anzeichen davon, daß das Land von einem Meere bedeckt war, in dem Organismen lebten. Aber der Punkt liegt in dem äußersten Zipfel des Gebiets, das wir noch zu Palästina rechnen können und hat in den übrigen Teilen keine Parallele.

Ähnlich verhält es sich mit dem Vorkommen des Jura in Palästina. Es findet sich nur eine einzige Stelle, an der zwei oder drei Schichten des Jura festgestellt sind, wiederum an der äußersten Grenze Palästinas. Auf dem südöstlichen Abhang des Hermongebirges, bei dem kleinen Dorfe Medschdel esch-Schems, hat sie zuerst O. Fraas 1877 festgestellt und Fr. Noetling 1885 genauer untersucht. Die unteren Lagen werden durch einen blauen Ton gebildet, die oberen Lagen durch einen harten Kalkstein, der von einer dunkleren Färbung zu einer helleren übergeht. Die oberste Zone zeichnet sich durch ein bekanntes Fossil aus, die Cidaris glandifera, die schon längst aus dem mittleren Libanon bekannt war und dort den sie enthaltenden Schichten den Namen Glandarienkalke gegeben hat. Auch diese paar Juraschollen haben für die Geologie Palästinas wenig Bedeutung. Doch ist das Leitfossil der obersten Schicht, die eben erwähnte Cidaris glandifera, um Jahrtausende früher, als man vom Jura in Syrien gesprochen hat, den Menschen als ein begehrtes Arzneimittel bekannt gewesen. Deshalb ist es wohl der Mühe wert, einen Augenblick bei ihr zu verweilen.

Digitized by Google

Abb 15. Das Hermongebirge. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 16.)

Digitized by Google

Cidaris glandifera oder Cidarites glandarius ist eine Art Seeigel, dessen Körperform man mit einer persischen Mütze, lat. cidaris, und dessen Stachel man mit einer Eichel, lat. glans, verglichen hat. Der Körper (Abb. 16) hat einen Durchmesser von 45 mm und eine Höhe von 30 mm. Das Köpfchen sitzt auf einem glatten Halse in einem glatten Kreise, der von kleinen Warzen umgeben ist. Neben dem Körper stecken die Stacheln (Abb. 16) in dem Gestein; sie sind zu feinen Streifen gegliedert, die aus kleinen Punkten oder Warzen bestehen. Es kommen aber auch ganz glatte Stacheln vor, die entweder schon im Meere oder erst in den Taschen der Sammler abgerieben wurden. Der Stein verdankt seinen Ruf zwei griechischen Ärzten, nämlich dem Aëtios aus dem dritten oder vierten Jahrhundert nach Christus und dem Dioskorides aus Tarsus, einem Zeitgenossen des Kaisers Nero. Beide beziehen sich aber auf einen ägyptischen König Nechepsos, der im Anfang des siebenten Jahrhunderts v. Chr., der sechsundzwanzigsten Dynastie zugehörig, astronomische und medizinische Studien getrieben haben soll. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß gegen diesen kühnen Sprung ins sagenhafte Dunkel Mißtrauen berechtigt ist. Jedoch steht soviel fest, daß die Schriften der genannten griechischen Ärzte, die im Mittelalter viel benutzt wurden, für die späteren Jahrhunderte die Quelle waren, aus der man den Ruhm dieses Steines kennen lernte.

Abb. 16. Judenstein. Nach O. Fraas, Aus dem Orient. II.
E. Schweizerbart'sche Verlagsbandlung (E. Koch) in Stuttgart. (Zu Seite 18.)

Man nannte ihn den Judenstein oder die Judeneichel oder die Sodomsolive, obwohl er mit den Juden im eigentlichen Sinn nichts zu tun hat, noch viel weniger mit Sodom. Die dicken rundlichen Steine sollten weiblichen, die größeren länglichen sollten männlichen Geschlechts sein. Die ersteren galten als Heilmittel gegen den Blasenstein, die letzteren standen in dem Rufe, den Nierenstein zu vertreiben. Das Fossil fand seit den Kreuzzügen seinen Weg in das Abendland. Schon im dreizehnten Jahrhundert spielte es in den Apotheken eine Rolle und war noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts überall zu haben. Die Steine enthalten in der Tat nichts anderes als kristallisierten kohlensauren Kalk. Neben diesen, zu Kalkspat versteinerten Stacheln gibt es aber auch andere, die verkieselt, in Feuerstein verwandelt sind; sie werden unterhalb von Medschdel esch-Schems am Phiala-See gefunden und sind inwendig hohl. Noch der Mineraloge Lang am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zweifelte, ob er es wirklich mit dem Stachel eines Seeigels oder mit einer Frucht zu tun habe. Die Geschichte dieses kleinen Fossils ist ein lehrreiches Beispiel dafür, wie sehr das Abendland im Mittelalter dem vom Morgenland ausgehenden Zauber erlag und bereit war, in den unbedeutendsten Dingen geheimnisvolle Kräfte zu wittern.

Da die Hauptmasse der Gebirge Palästinas der Kreideformation angehört, so unterliegt es keinem Zweifel, daß in der Periode der Kreide, und zwar der oberen Kreide, eine lange Bedeckung durch das Meer stattfand. Was sie für Palästina zu bedeuten

Digitized by Google

gehabt hat, das lehren uns die Gebirgsschichten, die wir über den oben angeführten älteren Formationen gelagert finden. Das Meer setzte auf die damalige Oberfläche des Festlandes zuerst einen dunklen, eisenschüssigen, grobkörnigen Sandstein ab, der im Ostjordanlande nicht nur am Toten Meere, sondern auch noch nördlicher zutage tritt. Wenn man aus dem Jordantal ostwärts die steilen Abhänge nach dem alten Lande Moab zu hinaufreitet, so fällt die meist braune, bisweilen aber auch rötliche oder bläulich-grüne Farbe dieses Gesteins leicht in die Augen. Man pflegt es nach dem Vorgange Russeggers als nubischen Sandstein zu bezeichnen (Abb. 17 u. 18).

Höher lagern mächtige Bänke von Kalken, Mergeln und Dolomiten, zum Teil außerordentlich reich an Versteinerungen, die man anderwärts als Leitfossile für das

Abb. 17. Querprofil durch das Südpalästinensische Gebirge vom Mittelmeer (W) durch das Tote Meer bis zum Gebirge Noab (O). Nach Prof. M. Blanckenhorn (ZDPV. XIX).
Maßstab der Länge: 1 : 1300000, der Höhe: 1 : 130000. (Zu Seite 16.)

Abb. 18. Profil des linken (nördlichen) Ufers des Kidrontales (Wâdi en-Nâr) in Jerusalem bis zum Toten Meer. Nach Prof. M. Blanckenhorn (ZDPV. XIX).
Maßstab der Länge: 1 : 450000, der Höhe: 1 : 45000. (Zu Seite 19.)

sogenannte Cenoman angesehen hat. In der tieferen Abteilung finden sich Seeigel, Austern und Ammoniten, in der höheren Rudisten, Nerineen und Actäonellen. Schön gezeichnete und schön gefärbte Marmorarten gehören zu diesen Kalkschichten. Man unterscheidet härteres und weicheres Gestein, missi und malaki im Arabischen genannt. Außer dem gewöhnlichen harten Baustein von grauer Farbe und einem wohlgeschichteten Plattenkalk gehören zum missi rote Marmorarten, ein rot gefleckter, ein einfarbig roter und dunkelroter. Nicht alle sind wirklich kristallinischer Kalk oder echter Marmor, sondern nur rotgefärbter Kalkstein. Ein richtiger Marmor ist das weichere Malakigestein von weißer, häufig in ein leichtes Rosa hinüberspielender Farbe. Solange er von der Luft abgeschlossen lagert, z. B. unter dem Schutt, ist er so weich, daß man ihn mit dem Finger eindrücken und leicht mit einem Messer schneiden kann; an der Luft wird er härter. Er bildet einen großen Teil des Untergrundes der Stadt Jerusalem und ist dort für

Digitized by Google

zwei Zwecke in älterer Zeit stark verwendet worden: für Bauten und für die Anlage von Grabstätten.

Im Norden der Stadt finden sich gewaltige große Höhlen, die von außen her unter der jetzigen Ringmauer betreten werden können und sich unterirdisch, unter den Häusern der Stadt, weithin ausdehnen. Der jüdische Schriftsteller Flavius Josephus, nennt sie „die königlichen Höhlen", nach dem Vorgang arabischer Schriftsteller tragen sie jetzt den Namen Baumwollegrotte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man es mit einem großen alten Steinbruch zu tun hat, in dem man häufig den gewachsenen Felsen als formlose Pfeiler hat stehen lassen, um die Decke vor dem Einsturz zu sichern. An vielen Stellen sieht man noch die Spuren der einstigen Arbeit. In den Felsen sind Löcher für Holzkeile geschlagen, die man dann mit Wasser ansfeuchtete, um den von ihnen umgrenzten Block abzusprengen. Die kleinen Nischen in den Wänden werden zur Aufstellung von Lampen gedient haben, um den Arbeitern zu leuchten. Wir besitzen keine Nachrichten darüber, von wem und wann die Steinbrüche ausgebeutet wurden; es ist aber sehr wohl möglich, daß noch Herodes der Große für den Neubau des Tempels hier hat die großen schönen Steine brechen lassen, die man jetzt an der sogenannten Klagemauer der Juden (Abb. 76) bequem besichtigen kann.

Vermöge seiner geringen Härte ist dieses Gestein in der Umgebung von Jerusalem mit Vorliebe zur Anlage von Grabmälern und Grabkammern ausgesucht worden; man kann es daher geradezu den Gräberfelsen nennen. Die Mehrzahl der Grabstätten im Hinnomtale südlich von Jerusalem, die Felsenkammern an der Ostseite des Kidrontals, am Fuße des Ölbergs, die jetzt meist zu Wohnungen der Bauern des Dorfes Siloah umgestaltet sind, ferner die Pyramide des Zacharias, das Grabmal des Jakobus und die Basis des Absalomgrabes sind in Malaki ausgehauen (Abb. 19). Die Stätten der Kreuzigung und des Grabes Christi bestehen ebenfalls aus diesem Gestein.

Die Nerineenfauna findet sich hauptsächlich in einer weicheren Art des Missigesteins, die die Araber „süßen Missi" (missi helu) nennen, die ihrer Lagerung nach als oberer Missi bezeichnet werden kann und in Palästina die Stelle des europäischen Turon vertritt. Die Farbe des festen Gesteins ist schneeweiß. Es findet sich in verschiedenen Formen, als Plattenkalk, als Kieselkalk und als Kugelkalk. An diese letztere Form, in der die Kalkbänke aus kleinen Kugeln oder Knollen bestehen, die durchschnittlich nur so groß sind wie eine Erbse oder höchstens einen Zentimeter im Durchmesser haben, knüpft sich eine christliche Legende, die wir seit dem dreizehnten Jahrhundert verfolgen können. Jesus soll einen Bauer, der mit dem Säen von Erbsen beschäftigt war, gefragt haben, was er da in den Boden lege. Der Bauer antwortete ihm: „Steine," worauf Jesus erwiderte: „Dann wirst du auch Steine ernten." Von dieser Stunde an wurde der Acker unfruchtbar und trug gleichsam als Frucht die Erbsensteine. Der Dominikaner Fabri aus Ulm hält sich in seiner Pilgerschrift 1483 über den kindischen Sinn der Erzählung auf, fügt aber hinzu, daß sie ihn an einen Acker bei Geislingen erinnere, wo unendlich viel Steine von der gleichen Form gefunden und den Kindern dieselbe Fabel erzählt wurde. Sollte die Legende damals schon eine Wanderung nach dem Schwabenlande gemacht haben? Jetzt zeigt man das „Erbsenfeld" oder die „Erbsentenne" am Wege von Jerusalem nach Bethlehem, nördlich neben dem Grabe der Rahel. Es scheint aber, daß diese Eigentümlichkeit schon in alter Zeit bekannt war. Josephus erwähnt nämlich am Hinnomtal ein Dorf „Erbsenhausen"; der Name erinnert unwillkürlich an die Beschaffenheit dieses Gesteins, und da sich dieser Kugelkalk noch heute in jener Gegend findet, so ist ein Zusammenhang damit nicht unwahrscheinlich. Vielleicht ist auch die obige Legende viel älter als die Zeit, in der sie uns bekannt wird.

Auch in anderen Gegenden des Landes, wo die Steine die Gestalt einer Frucht oder eines Brotes haben, begegnet uns der Grundgedanke der Legende, nämlich der Fluch oder die Strafe Gottes hat das Land so unfruchtbar gemacht, daß es „Steine statt Brot" darbietet. Nierenförmige Knollen am Fuße des Berges Karantal westlich von Jericho, der seinen Namen dem vierzigtägigen Fasten Jesu (Quarantana) vor dem ersten Akte der Versuchung Ev. Matth. 4 verdankt (Abb. 20), gelten als versteinerte Früchte

Digitized by Google

Abb. 19. Die Grabmäler Abſaloms, Jakobs und Zacharias' im Kidrontal bei Jeruſalem.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 20.)

Digitized by Google

aus dem Untergang der Städte Sodom und Gomorrha, und sie sollen von dem Teufel Jesu gezeigt worden sein, als er die Aufforderung an ihn richtete: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden" (Evang. Matth. 4, 3). Viel genannt werden die auffälligen Steinformen am Karmel (Abb. 21); sie vermögen bisweilen in einem solchen Grade zu täuschen, daß der Unkundige wirklich glaubt, versteinerte Eier oder Gurken, Melonen, Zitronen und Aprikosen vor sich zu haben. Hier ist es Elias oder gar — der arme Lazarus, der um Früchte gebeten und auf die hartherzige Antwort, man habe ja nur Steine, gesagt haben soll: So sollen es Steine bleiben! Diese Legenden sind ohne Zweifel abhängig von den Darstellungen in der Bibel, die von dem Fluche oder von der Strafe sprechen, unter denen die Bewohner des Landes wegen ihres Abfalles von Gott, zuletzt wegen der Verwerfung Jesu zu leiden haben werden. Der Sach-

Abb. 20. Der Berg Karantal, der angebliche Berg der Versuchung Christi, bei Jericho.
(Zu Seite 20.)

verhalt ist an allen Orten der gleiche; auch die Drüsensteine des Karmel sind nichts anderes als versteinerte Seeigel und ihre Stacheln.

Über diesen härteren Schichten, die häufig als Dolomite auftreten, hat das Meer eine weichere Lage von Kreide gebettet, die dem Senon (Santonien und Campanien) entspricht. Die unteren Schichten bestehen aus einem milden Kreidekalk, der sich mit Säge oder Messer leicht bearbeiten läßt. Er wird daher jetzt gern zu Inschriften verwendet; die Grabsteine auf den Friedhöfen der Juden und Muslimen werden allgemein diesen Gebirgsschichten entnommen. Die Farbe des Ka'küle — so heißt dieses Gestein — ist kreideweiß; doch ist er oft von rosaroten Streifen durchzogen, so daß er dem viel härteren Fleckenmarmor im Aussehen gleicht. Merkwürdig ist das starke Klingen der Bruchsteine, wenn sie auf den Boden fallen, oder wenn man ihnen einen Schlag gibt. Die weicheren Kreidemergelbänke enthalten einen großen Reichtum an organischen Resten, an Muscheln, Schnecken, Fischen und Mollusken. Dieser Umstand erklärt den starken Gehalt von

Digitized by Google

Abb. 21. Das Vorgebirge des Karmel von Haifa aus.
Nach einer Aufnahme von Friedrich Lange in Haifa. (Zu Seite 22.)

Bitumen besonders an der Westseite des Toten Meeres, südöstlich von Jerusalem. Die Asphaltkalke von Nebi Musa sind jedem Besucher Jerusalems von Ansehen wohl bekannt. Sie werden in den Werkstätten von Bethlehem zu Schalen, Tellern, Vasen, Briefbeschwerern, Trinkgefäßen und Kreuzen verarbeitet und in Jerusalem zum Verkauf ausgeboten. Die gleichmäßig schwarze, auch im Sonnenlicht haltbare Farbe wird dadurch erzielt, daß das Gestein vor der Bearbeitung mit Öl getränkt wird.

Zu diesen dunkeln Steinen gesellen sich an manchen Stellen sehr bunte Gipsmergel, die bald in grellroter, bald in grau-grüner, weißer oder gelber Farbe auftreten. Dieser reiche Wechsel an Farben ist im allgemeinen bedingt durch Eisenoxyd- und Eisenoxydulverbindungen, wird aber noch erhöht durch Chromsubstanzen. Die roten Mergel am Wege von Jerusalem nach Jericho sind seit langer Zeit in den Pilgerschriften bekannt. Ihre an Blut erinnernde Farbe hat den Anlaß dazu geboten, die Wohltat des Samariters an dem, der „unter die Mörder" gefallen war, obgleich sie von Jesus nur im Gleichnis Ev. Luk. 10 verwertet wird, in diese Gegend zu verlegen, und heute nennt sich ein einfaches Gasthaus am Wege, das an die Stelle des alten Chânel-Hatrura getreten ist, stolz „Zum barmherzigen Samariter"!

Abb. 22. Frauen auf dem Dach mit Töpferarbeiten beschäftigt.
Nach einer Aufnahme aus der Sammlung des Verfassers. (Zu Seite 24.)

Digitized by Google

Im oberen Ka'küle finden sich hier und da, nesterweise, Lager von besonders weicher Kreideerde, die die Eingeborenen ḥaur oder ḥawâra nennen. Sie wird von den Frauen wie Ton verwertet, obgleich ihr Gehalt an Ton sehr gering ist. Mitte oder Ende April, wenn der Boden nicht mehr zu feucht ist, graben oder scharren die Frauen nach dieser lehmigen Erde an den Abhängen der Berge, so daß kleine Höhlungen an ihnen entstehen, die man in der Gegend von el-Bîre und Râmalläh nördlich von Jerusalem sowie bei es-Salt im Ostjordanlande leicht wahrnimmt. Diese Erde wird, nachdem sie an der Sonne ausgetrocknet ist, in einer Holzschüssel aufgeweicht und mit dem fein zerriebenen Pulver von Tonscherben, die sich die Frauen von einer der zahlreichen Ruinenstätten herholen, vermischt, gehörig geknetet und mit feiner Spreu versetzt. Im Juli und August, wenn die Männer auf der Tenne (vergl. unten S. 45 f.) beschäftigt sind, formt eine geschickte und kunstsinnige Bauernfrau, in Wort und Tat unterstützt von jüngeren Helferinnen, auf dem Dach eines Hauses nur mit der Hand allerlei Tongeräte, die im Bauernhaushalt unentbehrlich sind, aus dieser Masse (Abb. 22). Nachdem sie in der Sonne trocken geworden und roh bemalt sind, werden sie in eine Grube getan und mit getrocknetem Kuhmist gebrannt. Nur grobe Ware, wie Backöfen, Kochherde, größere und kleinere Krüge wie Schüsseln, wird auf diese Weise hergestellt. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß wir hier eine alte landesübliche Industrie vor uns haben.

Außer einer sehr geschätzten Marmorart, die wegen ihrer mannigfaltigen roten, grünen und blauen Färbung gern zur Verzierung von Kirchen oder vornehmen Wohnungen gebraucht wird, gehören dem oberen Campanien noch die Feuersteinschichten an. Sie sind allerdings durch die nachfolgende Verwitterung stark zerstört (s. unten). Zum Feuerschlagen wird dieser Stein jetzt kaum noch gebraucht, höchstens von altmodischen Leuten und Beduinen; der Handel hat dafür gesorgt, daß es auch in Palästina Zündhölzer gibt. Der Landmann kann den Feuerstein auf dem Acker nicht dulden und wirft ihn

Abb. 23. Am Nordufer des Toten Meeres. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 26.)

Digitized by Google

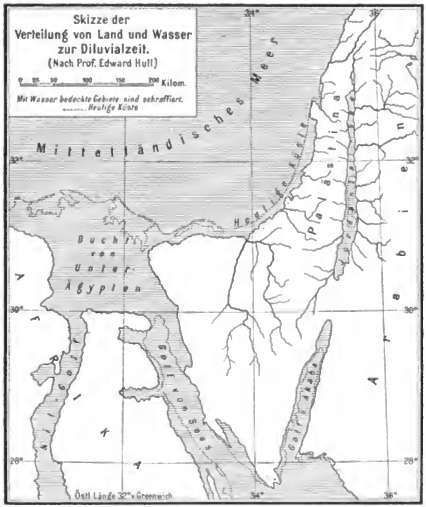


Abb. 24. Palästina zur Diluvialzeit.
Nach Edw. Hull, Memoirs on the Geology etc. 1889. (Zu Seite 27 f.)

beiseite. Aber in uralter Zeit hat er dem Menschen wertvolle Dienste geleistet; er hat ihn zu allerlei Werkzeugen gestaltet, von deren neuerdings viele Reste in Palästina gefunden wurden.

Als das Meer zu Beginn der Tertiärzeit zurückwich und das Festland sich hob, trat dessen Oberfläche völlig anders zutage als sie jetzt ist. Die vom Meer abgesetzten Schichten hingen in einer großen horizontalen Fläche zusammen, die noch nicht durch tiefe Spalten zerrissen war. An dem trockenen Lande begannen nun sofort diejenigen Kräfte zu arbeiten, die wir bis heute daran tätig sehen: Regen, Wind, Wärme und Kälte. Das Wasser weichte die Oberfläche auf und spülte sie weg, der Wind machte sie wieder trocken, der Wechsel von Wärme und Kälte löste sie auf und verwandelte sie in Staub. Diesem Angriffe unterlagen leicht die gips- und salzhaltigen Kalkmergel, auf denen und zwischen denen der Feuerstein lagerte. So kam es, daß dessen Schichten nach und nach zertrümmert und die Trümmer in die Reste der Kreidemergel gebettet und mit ihnen verkittet wurden. Dadurch entstand die Oberflächenkruste, eine Feuersteinbreccie, die sich heute namentlich zwischen den Höhen von Jerusalem und dem Toten Meere findet und sich immerfort auf den obersten Senonschichten neu erzeugt wie zuerst unmittelbar nach der Kreidezeit. Das Gestein wird wegen seiner Feuerfestigkeit häufig verwendet, namentlich zum Herdbau, und hat deshalb den Namen nâri, von nâr = Feuer.

In die Tertiärzeit gehören ferner die ältesten Basaltergüsse, die die jetzige Oberfläche Palästinas bedecken. Sie finden sich im Osten des Toten Meeres auf einzelnen Tafelbergen und auf dem Rücken der Hochebene, ferner weiter nördlich im Hauràn. Von ihnen sind die späteren, in der Quartärzeit erfolgten Durchbrüche und Ablagerungen des

Digitized by Google

Abb. 25. Die Höhlen bei Bêt Dschibrin. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 29.)

vulkanischen Gesteins sehr wohl zu unterscheiden (vergl. S. 29 ff.). Ebenso wie das Rote Meer in der zweiten Hälfte der Tertiärzeit durch den Niederbruch eines breiten Streifens der Erdrinde entstand, so wird auch damals der westliche Rand des syrischen Festlandes südlich vom Karmel eingestürzt oder niedergesunken sein. Das ist nicht so zu verstehen, als ob die jetzige Küstenlinie Palästinas in jener Zeit hervorgetreten wäre. Nein, durch das Zerbrechen und Niedersinken der westlichen Randschollen des Festlandes kam es zur Bildung des jetzigen Absturzes des Gebirges im Westen, zum Hervortreten der Wand, die sich meist steil aus der gegenwärtigen Küstenebene erhebt. Die Flüsse, die das Wasser und das Geröll von dem Gebirge zum Meere führten, erhielten ihre Mündung damals an dem jetzigen westlichen Rande des Berglandes; sie häuften dort die Flußgeschiebe an, die unter der gegenwärtigen Oberfläche lagern und gelegentlich des Baues der Eisenbahn von Jafa nach Jerusalem wieder bloßgelegt wurden, wie oben S. 16 erwähnt wurde.

Am Ende der Tertiärperiode und am Anfang des Diluviums hat Palästina die Ereignisse erlebt, die ihm seine so merkwürdige Oberflächengestalt gegeben und dadurch die Geschichte seiner einzelnen Teile in auffallender Weise bestimmt haben. Das ganze syrische Küstenland zerriß in gewaltige, von Norden nach Süden gerichtete Spalten, und die zwischen ihnen liegenden Streifen Landes versanken in eine bald größere, bald geringere Tiefe. Das Tal des Orontes, die tiefe Mulde zwischen Libanon und Antilibanus, das Jordantal, das Tote Meer, der Wadi 'Araba und der Busen von 'Akaba sind die Punkte, an denen dieses System von Spalten breit und deutlich zutage liegt. Die tiefste Furche jedoch, die es in das Antlitz des Landes eingegraben hat, ist der vom Jordan durchflossene Graben und das Tote Meer (Abb. 23). Damit wurde Palästina in drei natürliche Teile zerlegt: in das westliche Gebirge, in das Tiefland des Jordans und in die östliche Hochebene. Bis zur Gegenwart hat die Oberfläche des Bodens diese Gestalt behalten, jedoch mit der Ausnahme, daß das Gebirge südlich vom Karmel noch ein

Digitized by Google

niedrigeres Vorland erhalten hat. Seit seinem Einsturz in der Tertiärzeit hat sich der Küstenstreifen während der Quartärperiode und noch in der geschichtlichen Zeit langsam wieder gehoben, das Meer dagegen einen tieferen Stand eingenommen. Junge Ablagerungen, tuffartige, kalkige Sandsteine und Konglomerate, die Reste von noch jetzt lebenden Muscheltieren enthalten, zeichnen zweifellos die Stationen des zurücktretenden Meeres, die im südlichen Palästina noch um 60 m höher als der jetzige Meeresspiegel gefunden worden sind. Aber auch einige, durchaus nicht alle, Klippen und kleinen Inseln, die vor der gegenwärtigen Küstenlinie zutage treten, zeigen die gleiche Bildung. Felsspitzen, die früher ganz vom Meere bedeckt waren, tauchen allmählich über den Wasserspiegel empor und machen die Landung immer gefährlicher. Die bekannten Häfen Palästinas, wie Jafa (Abb. 10 u. 118), Cäsarea, Dor und Aeco, waren nicht nur deshalb im Altertum leichter zugänglich, weil die Schiffe der Alten meist kleiner waren als die unsrigen, sondern sie hatten wirklich tieferes Fahrwasser. Daß sie im Laufe der Jahrhunderte schlechter geworden sind, ist durch mehr als einen Grund herbeigeführt worden. Durch die Meeresströmung wird ein großer Teil des Schlammes, der an den Mündungen des Nils ins Meer gelangt, zusammen mit dem Sand an der syrischen Küste entlang nach Norden geführt und besonders in den offenen Buchten abgelagert. Hier und da ist auch wohl ein Hafen unverständigerweise durch Menschen zu Verteidigungszwecken, um feindliche Fahrzeuge fern zu halten, aufgeschüttet worden, z. B. Aeco. Der hauptsächlichste Grund liegt jedoch in der fortdauernden, langsamen Verschiebung des Höhenverhältnisses zwischen Festland und Meer.

Der Einsturz des Jordangrabens hat die Oberfläche des Landes nicht mit einem Male in die jetzige Gestalt verändert. Der Jordangraben und das Tote Meer haben ihre eigene Geschichte gehabt, die wenigstens zum Teil hier berührt werden soll (vergl. außerdem Kap. XIII). Die Schollen sind nämlich aus ihrer ursprünglichen Lage nicht sofort bis zur jetzigen Tiefe, die im Toten Meer 394 m unter dem Meeresspiegel beträgt, hinunter gesunken. Wenn der Bruch der Schollen auch vorhanden war, so vollzog sich das Niedersinken doch ruckweise oder allmählich. Das tiefste Becken der ganzen Niederung befand sich vermutlich von Anfang an da, wo wir es heute finden, an der Stelle des jetzigen Toten Meeres. Zu diesem Becken strömten nun die Wasser aus der gesamten höheren Umgebung in zahllosen Bächen, großen Stromschnellen und schäumenden Wasserfällen hinab. Sie brachten mit sich, was der Boden, über den ihr Lauf führte, ihnen mitgeben konnte, nämlich die Mineralien, die die einst vom Meer abgelagerten kreidigen Kalke, Dolomite, Mergel und Gipse enthielten, Chlornatrium, Magnesiumkarbonat und Calciumsulfat. Gleichzeitig fanden durch die Risse der Erdrinde zahlreiche unterirdische heiße Quellen, die sogenannten Thermen, einen Weg nach oben und teilten dem sich bildenden See mit, was sie aus dem Erdinnern emporführten, hauptsächlich Brommagnesium und Bromkalium; diese Stoffe finden sich noch jetzt in den Thermen des Jordantals und am Toten Meere. Da nun die Diluvialzeit für die ganze nördliche Halbkugel starke atmosphärische Niederschläge brachte, wuchs der See in der neuentstandenen Niederung zu einer ganz gewaltigen Ausdehnung an. Obwohl seine Wasser schon salzig waren, so gehörten die Lebewesen, die ihn bevölkerten, doch der Süßwasser-

Abb. 26. Erosion an den Mergelhöhen des Wâdi Ruchâr am Südwestende des Toten Meeres.
Nach einer Aufnahme von Prof. Dr. R. Brünnow (DPV.). (Zu Seite 29.)

Digitized by Google

fauna an, wie die fossilen Funde im nördlichen Teile des Wadi el-'Araba südlich vom Toten Meere 426 m über seinem Spiegel gelehrt haben. Diese Funde gestatten zugleich einen Schluß auf die Größe dieses vorgeschichtlichen Sees. Er muß sich von dem nördlichen Teil des Wadi el-'Araba an ausgedehnt haben, mindestens bis zum See von Tiberias; seine Länge würde demnach etwa 250 km, seine Breite 5 bis 10 km betragen haben, und sein Spiegel hätte etwa 30 m höher gelegen als der des jetzigen Mittelmeeres (s. die Karte Abb. 24). Das Verschwinden dieses Sees ist bedingt durch die allmähliche Verringerung der Niederschläge, durch die zunehmende Austrocknung des Landes und das tiefere Einsinken der Erdschollen innerhalb der Jordanspalte. Da diese Vorgänge nicht mehr das ganze Land, sondern nur das Jordantal und das Tote Meer betreffen, so soll davon in einem späteren Abschnitte geredet werden.

Abb. 27. Der Zedernhain von Bscherre auf dem Libanon. (Zu Seite 29.)

Dagegen ist die Diluvialzeit nach einer anderen Seite hin für die Bildung der Oberflächengestalt des Landes von Bedeutung gewesen, nämlich durch ihre gewaltigen Niederschläge. Ihr Klima stand sowohl zur Tertiärzeit als auch zur Gegenwart in einem scharfen Gegensatz. Während unser norddeutsches Flachland unter einer Eisdecke schlummerte und die süddeutschen Gebirge von Gletschern starrten, herrschte in Palästina ein verhältnismäßig kühles Klima mit häufigem, starken Regen. Infolgedessen entwickelte das Wasser an der Oberfläche des Landes eine sehr nachhaltige Tätigkeit. Von dem Sattel des Gebirges aus floß es teils nach Westen zum Mittelmeere, teils nach Osten zum Jordan und zum Toten Meer hinab. Die am Rande des Gebirges abstürzenden Wassermassen vereinigten sich zu größeren Rinnen; diese schnitten von ihrer Mündung aus rückwärts bis an die Wasserscheide immer weiter und immer tiefer in den Boden ein, natürliche Spalten des Gesteins vereinigten sich mit ihnen, wurden dadurch zu Wasserbetten und selbst der Erosion unterworfen. Oder die Gewässer fanden einen

Digitized by Google

Weg in das zerklüftete Kalkgebirge (Abb. 25), lösten dort Geröll- und Mergelschichten auf, so daß eine neue Höhle im Gestein entstand; oder eine schon bestehende Höhle wurde zu ihrem unterirdischen Sammelbecken, in dem sie wie in einer Wanne hoch und höher stiegen, bis ihnen eine Röhre oder Spalte der Weg wurde, auf dem sie als brausende Quelle wieder an das Tageslicht treten konnten. Andere Höhlen stürzten ein, weil ihre Decken zu stark vom Wasser unterwaschen wurden; sie verwandelten sich in offene Täler, die entweder den Anschluß an ein schon vorhandenes Wassergebiet fanden oder ihre Wasser selbst in das Tiefland hinabführten. Die zahllosen und zum Teil ungeheuer tiefen Schluchten, die vom Westen und Osten zur Jordanspalte hinabführen, sind sämtlich erst in der Zeit des Diluviums angelegt worden, da ja der große Graben selbst, in den sie münden, nicht vor dieser Periode entstanden ist. Aber auch der westliche Abhang des Berglandes hat erst damals seine zerrissene und tief gefurchte Oberfläche erhalten. Selbst da, wo es heute gar nicht oder nur wenig regnet, finden wir oft gewaltig tiefe Spuren der Erosion an den Körpern der Berge, wie z. B. im Südwesten des Toten Meeres (Abb. 26). Sie haben ihre Grundzüge jedenfalls in der Periode des Diluviums erhalten; was jetzt noch daran sich ändert, verhält sich wie der leichte Stoß eines Meißels zu den ersten Hieben des Bildhauers in den Marmorblock.

Einige Forscher, z. B. der verstorbene Oskar Fraas in Stuttgart, haben lebhaft die Meinung vertreten, daß es am Libanon während des Diluviums auch Gletscher gegeben habe. Als Beweis dafür wird zunächst angeführt, daß der kleine Zedernwald bei dem Dorfe Bscherre (Abb. 27) 2000 m über dem Meere in der Nähe der höchsten Gipfel des Libanon auf einigen Hügeln stehe, die nichts anderes als Moränen seien, also Gletscherschutt. Ferner hat Fraas das Kalkgebäck der sogenannten Terra rossa im Libanon aus der Zeit der Gletscher ableiten wollen. Allein so sehr die Formation der Zedernhügel den Ausgangsorten von Eisströmen in den Alpen und in den Pyrenäen entspricht, so hat doch der einzig überzeugende Beweis für Gletscherbildung auf den Höhen des Libanon, nämlich gekritzte und geschrammte Geschiebe, bisher nicht beigebracht werden können. Das gleiche Bedenken gilt gegen die von Fraas aufgestellte Herleitung des Kalktuffs. Aber volle Beachtung verdient der Umstand, daß Fraas in dem Kalktuff einer Quelle unterhalb des Zedernhaines Abdrücke von Blättern gefunden hat, die sich als die von Eichen, Buchen, Ulmen und Haselnuß bestimmen ließen. Die Eichenblätter entsprechen nicht den jetzt einheimischen Arten des Landes, sondern der großblätterigen deutschen Art. Buche, Ulme und Haselnuß sucht man heute auf dem Libanon und in Palästina vergebens. Es hat also mal eine Zeit gegeben, in der der Libanon von einem Laubwald bedeckt war, wie wir ihn heute in Deutschland bis zu einer Meereshöhe von 400 m finden.

Diese Aufschlüsse über die Diluvialzeit lehren uns, daß Palästina damals ein feuchtes, kühles Klima hatte und ein von der Gegenwart völlig verschiedenes Bild gewährte. Rauschende Quellen und brausende Bäche in Berg und Tal; das Gebirge bedeckt von dichtem Walde, von hohen Buchen, Eichen und Ulmen; in dem Dickicht zahlloses Wild vom Wisent und Nashorn bis zum Höhlenlöwen, vom Edelhirsch und Reh bis zum Steinbock und zur Wildziege. Die Bewohner waren wohl nur Jäger, die an den Grenzen des Waldes in Höhlen hausten, wo sie die erlegten Tiere, ja wie es scheint auch gefangene oder erschlagene menschliche Feinde verzehrten — wo, wenigstens im Libanon, die wißbegierigen Forscher unserer Tage ihnen nun wieder auf die Spur gekommen sind.

III.

Vulkanische Ergüsse und Thermen.

Nach dem Einsinken des Jordantals haben sich in Palästina eine Reihe von vulkanischen Ereignissen vollzogen, die namentlich im Ostjordanlande breite Spuren hinterlassen haben. Wir stoßen im Dscholân östlich vom See Genezareth, seltener im alten

Digitized by Google

Basan, häufiger wieder im Haurângebirge gegen die Wüste zu auf zahlreiche ausgebrannte Krater von merkwürdigen Formen (Abb. 28) und neben ihnen auf Lavaergüsse, die fast den ganzen nördlichsten Teil des Ostjordanlandes südlich von Damaskus bis an den Jarmukfluß bedeckt haben. Kleinere Lavaströme finden sich im Osten des Toten Meeres; da sie in den zu diesem See geneigten Tälern sich abwärts geschoben haben, so setzen sie dessen Bildung und die Neigung der Hochebene zu den Seebecken voraus. Dasselbe gilt von den ausgebrannten Kratern, Basaltergüssen und Lavadecken, die sich im Westjordanlande nördlich vom Nahr Dschalûd (d. i. Goliathsfluß) und von der benachbarten Jesreelebene an finden; auch sie haben ihre Zeit erst nach dem Einbruch des Jordantales gehabt. Südlich von der genannten Linie im Westen des Jordans, also in Samaria und Judäa, sind dagegen sichere Anzeichen von vulkanischen Eruptionen bisher nicht gefunden worden.

Wie groß der Zeitraum ist, der uns von diesen vulkanischen Ereignissen trennt, lehren einige Aufschlüsse, die das Wasser senkrecht durch die Lavaschichten gelegt hat. Durch das Rukkâd- und Jarmuktal, die beide ihre Wasser dem Jordangraben von Osten her zuführen, haben sich mehrere gewaltige Lavaströme ergossen, die alles Lebende unter sich verbrannten und vernichteten. Als die Zeit des Feuers vorüber war und die Lava erkaltete, hat das Wasser wieder seine rastlose Tätigkeit in dem Tale begonnen. Der Fluß hat sich in der Mitte des Lavastroms sein neues Bett gegraben und ihn in zwei

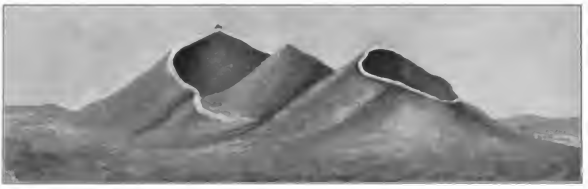


Abb. 28. Ausgebrannte Krater im Dscholân, Tell Abu en-Nedâ und Tell el-'Urém.
Abbildung nach einer Zeichnung von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Seite 30.)

Teile zersägt, die jetzt in Form von Terrassen an den beiden Talwänden kleben. Nun bedenke man, wie langsam die aushöhlende Tätigkeit des Wassers vor sich geht! Man bedenke weiter, daß der zersägte Lavastrom eine Dicke von 30 m hat! Dann wird man verstehen, daß viele Tausende von Jahren vergangen sein müssen, bis der Jarmuk sein Wasser in dem heutigen Bette unterhalb der vulkanischen Terrassen abwärts führen konnte. Eine ähnliche Beobachtung ist in dem Wadi Zerkâ Ma'în östlich vom Toten Meere gemacht worden. Dennoch sind diese Lavaströme, geologisch gesprochen, jung; alle Umstände weisen darauf hin, daß sie der späten Diluvialzeit, oder erst dem Alt-Alluvium angehören. Es ist wahrscheinlich, daß damals bereits Menschen das Land Palästina bevölkerten. Welch gewaltiger Ausblick eröffnet sich hier dem rückwärtsschauenden Auge, das sonst nur gewohnt ist, die paar Jahrtausende derjenigen menschlichen Geschichte zu überschauen, die uns durch schriftliche Denkmäler bezeugt ist!

Das Hervorbrechen der heißen Quellen aus dem Innern der Erde steht teils mit vulkanischen Erscheinungen, teils mit dem Einsturz der Erdrinde, in engem Zusammenhang. Das kleine Land Palästina ist an solchen Quellen nicht arm. Die bekanntesten sind die von Tiberias, die von Gadara im unteren Jarmuktal und die von Kallirrhoë im Wadi Zerkâ Ma'în östlich vom Toten Meere. Damit sind aber durchaus nicht alle aufgezählt. Es gibt solche an beiden Ufern des Toten Meeres, an beiden Ufern des Sees Genezareth und in der Nähe des Jordans. Ihre Zahl ist früher noch größer gewesen; denn die Wärme, mit der das Wasser ursprünglich an die Oberfläche kam,

Digitized by Google

Abb. 29. Tiberias mit dem See Genezareth (am Ufer rechts im Hintergrunde die heißen Quellen).
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 30. u. 33.)

hat sich mit der Zeit allmählich vermindert, zugleich die mineralischen Eigenschaften des Wassers und wohl auch die äußerliche Kraft. Man trifft in der Jordanniederung nicht selten auf solche Quellen, deren Wasser einen starken mineralischen Beigeschmack hat oder etwas nach Schwefel riecht und wärmer ist als das der Gebirgsquellen. In diesem Fall hat man es mit einer erkaltenden Therme zu tun.

Die Gegend der Thermen am Jarmuk, von den Arabern el-hammi, d. i. die heiße Quelle, genannt, liefert für die Verschiedenheit der einzelnen Wasseradern lehrreiche Belege. Dr. Noetling und Dr. Schumacher zählten bei ihrer Untersuchung der Örtlichkeit im Jahre 1885 fünf Quellen auf der rechten Seite des Flusses und eine auf der linken Seite. Vielleicht gibt es auf dieser Seite noch mehr; man hat aber auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die starken Überschwemmungen, denen das Jordantal in regenreichen Wintern stets ausgesetzt ist, die Lage und die Zahl der Quelläufe verändern. Die Quelle auf der linken Seite des Flusses konnte nicht untersucht werden; vermutlich liegt ihre Temperatur nur wenig unter 34° C. Über die Wärme und die mineralischen Bestandteile der übrigen Quellen gibt folgende Zusammenstellung Auskunft:

	Hammet Selim	Hammet ed-Dscharab	Hammet er-Rich	'Ain Said el-Fär	'Ain Bülus
Temperatur in °C	48,75	40,6	34	28,7	25
Magnesiumkarbonat	0,16	0,14	0,15	0,12	Analyse fehlt!
Calciumkarbonat .	—	0,09	0,01	0,10	
Calciumsulfat . .	0,25	0,17	0,12	0,05	
Calciumchlorid . .	0,29	0,15	0,35	0,15	
Chlornatrium . .	0,44	0,29	—	—	
Kieselsäure . . .	0,02	0,03	0,02	0,02	
	1,16	0,87	0,65	0,44	—

Zunächst fallen die Unterschiede in der Temperatur auf; der größte beläuft sich auf 23,75° C, obwohl die betreffenden beiden Quellen kaum 200 m voneinander entfernt sind. Noch merkwürdiger ist aber, daß die Quellen Hammet ed-Dscharab und 'Ain Bülus, deren Wärme um 15,06° C voneinander abweicht, nicht mehr als 2 m voneinander entfernt sind! Die Umgebung der beiden kälteren Quellen spricht jedoch dafür, daß sie nicht immer diese niedrige Temperatur besessen haben, daß sie sich vielmehr im Laufe der Zeit abkühlten und in Zukunft noch mehr abkühlen werden. Der Boden der kleinen Ebene, der die Quellen entspringen, besteht nämlich aus Quelltuffen, die am Ufer des Baches in steiler Wand bis zu einer Mächtigkeit von 10 m aufgeschlossen sind. Nun werden feste Bestandteile nur von heißen Quellen abgelagert, die solche in gelöstem Zustande mit an die Oberfläche bringen. Die kältere Quelle 'Ain Said el-Fär setzt heute solche Tuffe nicht mehr ab; sie muß es aber in früheren Zeiten getan haben, da sie überall von Tuff umgeben ist. Die Annahme, daß diese Bodenmasse von den anderen Quellen herrühre, ist deshalb nicht wahrscheinlich, weil die kältere Quelle etwas höher liegt und doch nicht gut daran zu denken ist, daß das Wasser der übrigen Quellen früher talaufwärts geflossen sei. Ebenso ist es eine kurze Strecke weiter oberhalb im Tale: auch da finden sich starke Ablagerungen von Quelltuffen, aber die Quellen, die dort zutage treten, sind kalt. Sie werden eben früher auch Thermen gewesen sein. Auch noch andere Unterschiede zwischen den wärmeren Quellen und den beiden kälteren lassen sich bemerken. Das Wasser der ersteren ist klar, aber kräftig blau, das Wasser der beiden letzteren ist ebenfalls klar, aber farblos. Jenes entwickelt einen schwefelwasserstoffähnlichen Geruch und besitzt einen fauligen Geschmack, dieses ist angenehm zu trinken.

Digitized by Google

Die entscheidende Grenze der Temperatur scheint hier demnach zwischen 34° C und 28,7° C zu liegen.

Noetling hat berechnet, welches Maß von festen Bestandteilen die Quellen binnen vierundzwanzig Stunden absetzen. Die Elemente der Rechnung liefern einerseits die oben mitgeteilten Analysen, anderseits die Menge des Abflusses, die die drei in Betracht kommenden Quellen hervorbringen. Diese bemißt sich nach den Beobachtungen Dr. G. Schumachers insgesamt auf etwa 4 kbm in der Sekunde. Nach der Rechnung Noetlings gelangen wir zu dem erstaunlichen Ergebnis, daß nahe an 300 000 kg fester mineralischer Bestandteile durch die Thermen an die Oberfläche befördert werden. Der größte Teil der Karbonate, Sulfate und die Kieselsäure wird an Ort und Stelle abgelagert; die Chloride hingegen werden mit dem abfließenden Wasser hinweggeführt. Wohin kommen sie? Aus dem Jarmuk in den Jordan und aus dem Jordan in das Tote Meer! Das gleiche geschieht mit dem Gehalt der heißen Quellen von Tiberias (Abb. 29). Ihre Wärme ist stärker; sie liegt zwischen 59,5° C und 63° C. Die Art der gelösten Stoffe ist fast genau dieselbe, nur sind die Thermen von Tiberias viel reicher an Kochsalz als die von el-Hammi. Auch ihre Chloride gelangen durch den Jordan in das Tote Meer. Da außerdem die Thermen in der näheren Umgebung des Toten Meeres ihre Abwässer täglich diesem zuführen, so wird es schon daraus begreiflich, daß das Wasser dieses Binnensees einen ungeheuer starken Salzgehalt aufweist. Davon wird weiter unten noch die Rede sein.

IV.

Regen und Sonnenschein, Säen und Ernten.

Das jetzige Palästina hat die Ausstattung der Diluvialzeit, Wälder, Wasser und zahlreiches Wild, fast ganz verloren. Kaum daß sich in einzelnen Teilen des Landes noch einige Erscheinungen finden, die als die letzten Reste eines früheren Reichtums aufzufassen sind. Woher kommt diese gewaltige Veränderung? Hat sie sich langsam oder durch irgendeinen plötzlichen Wechsel vollzogen? Sind die Menschen daran schuld oder sind die natürlichen Verhältnisse und Bedingungen des Landes andere geworden?

Ehe auf diese Fragen eine genügende Antwort gegeben werden kann, ist es notwendig, den Leser mit der gegenwärtigen Beschaffenheit und Ausstattung des Landes bekannt zu machen. Lassen wir zu diesem Zweck die einzelnen Monate des Jahres, namentlich das, was sie für das Land bringen und bedeuten, an uns vorübergehen. Anfangen müssen wir da, wo der natürliche Kreislauf der Erscheinungen innerhalb eines Jahres abschließt und neu beginnt, wo nach den Zeichen des Sterbens und Vergehens überall in der Natur neues Leben sich regt und auch den Bewohner zur Arbeit auffordert.

Anfang Oktober liegt das Land kahl, grau und tot vor unseren Blicken. Die Felder sind leer, die Fruchtbäume und der Weinstock sind abgeerntet. Der Schmuck ihres Laubes ist schon dürr und welk geworden oder liegt verbrannt und durchlöchert auf dem Boden. Alles ist still und öde, Menschen und Tiere feiern. Der Boden ist hart wie Stein; er ist zu breiten Spalten, in denen der Huf eines Pferdes stecken bleiben kann, auseinandergerissen, gleichsam als sperrte er schon gierig seinen Mund auf, um das Wasser, die köstliche Gabe des Himmels, nach der er lechzt, zu empfangen.

Ende Oktober oder Anfang November fällt in der Regel der erste Regen, durch dunkle Wetterwolken im Westen vorher angezeigt. Das ist der sogenannte Frühregen, der das Land anfeuchtet, es zur Aufnahme der Saat geeignet macht und dem Bauer das Zeichen zum Beginn des Pflügens gibt. Regentage und sonnige Tage wechseln miteinander; sobald der Boden genügend angefeuchtet ist, lockt der warme Sonnenstrahl auch schon die ersten grünen Gräser hervor. Im Dezember beginnen die starken Winterregen, die das Erdreich sättigen, die Zisternen und Teiche füllen und die Quellen wieder reichlich fließen machen. Ihre Zeit dauert im Ganzen bis in den März hinein. Bisweilen

Digitized by Google

regnet es acht Tage lang hintereinander, fast ohne Unterbrechung, dann folgen wieder Tage des heiteren Sonnenscheins.

Nach den ersten starken Regengüssen beginnt man allgemein die Felder zu bestellen. In einigen Landesteilen pflügt man nur einmal, in anderen zweimal; der Beginn des Pflügens ist danach etwas verschieden. Der Pflug ist ein sehr einfaches Gerät, in den südlicheren Gegenden noch unvollkommener als in den nördlichen (Abb. 30 und 31). Die Pflugschar ist dort eine eiserne, auf der oberen Seite flach gewölbte Hülse, die nach vorn in einen spitzen Schnabel ausläuft. Sie ist 34 cm lang und am hinteren Ende 18 cm breit. Sie wird auf den Fuß des Pflugstocks gesteckt, der an seinem oberen Ende mit einer Handhabe versehen ist. Durch die Deichsel steht der Pflugstock mit dem Joch in Verbindung, das den Zugtieren auf den Nacken gelegt wird. Bespannt wird der Pflug je nach den Tieren, die der Landmann besitzt. Zwei Ochsen oder Kühe sieht man am häufigsten den Pflug ziehen. Nicht selten wird eine Kuh und ein Esel unter dasselbe Joch gespannt. Da diese Tiere in Palästina ziemlich gleich groß sind, so passen sie leidlich zusammen. Höchst komisch wirkt es, wenn Kamel und Esel oder Kamel und Kuh vor denselben Pflug gespannt sind. Oft pflügt der Bauer auch nur mit einem Tier. Pferde sieht man sehr selten vor dem Pfluge, eher Maultiere. Der Bauer geht hinter dem Pfluge her, indem er mit der einen Hand den Pflugstock und das Leitseil hält, wenn ein solches vorhanden ist. In der anderen Hand hat er einen 2 bis 3 m langen Stab, der an dem einen Ende mit einer kleinen Schaufel, an dem anderen Ende mit einem spitzen Nagel versehen ist. Mit der Schaufel reinigt er die Pflugschar, so oft es nötig ist; mit dem Stachel treibt er die Tiere zur raschen Gangart an. Doch ist der Bauer nicht für Eile,

Abb. 30. Ein Bauer mit bespanntem Pflug.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (TPV.). (Zu Seite 34.)

Digitized by Google

Abb. 31. Kuh und Esel vor einem Pflug. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 34.)

leider auch nicht für gründliche Arbeit. Baumwurzeln, Dornbüschen und Steinen weicht er lieber aus, als daß er sie beiseite schafft. Zum Ausweichen ist in der Tat der leichte Pflug sehr geeignet; denn man kann ihn mit einer Hand aus der Furche ausheben und wieder in sie einsetzen. So geschickt der Pflug auch von den Bauern gehandhabt wird, so muß er doch als ein sehr unvollkommenes Werkzeug bezeichnet werden. Denn das Land wird durch ihn nicht eigentlich umgebrochen, sondern nur aufgeritzt; die Furchen, die der Pflug zieht, sind etwa 8 bis 10 cm tief. Es wird daher weder eine völlige Ausnutzung noch eine genügende Reinigung des Bodens vom Unkraut erzielt.

Wo nur einmal gepflügt wird, fällt Säen und Pflügen zusammen. Der Landmann pflegt gewisse Fristen für die Arbeit auf dem Felde zu beobachten, die für ihn einen ähnlichen Wert haben, wie unsere bekannten Bauernregeln. Sie richten sich in manchen Gegenden nach christlichen Festtagen, so z. B. nach dem Fest von Lydda zu Ehren des heiligen Georg am 16. November oder nach dem Weihnachtsfest. Es fällt auf den ersten Blick sehr auf, daß solche Tage für Muslimen und Christen trotz des scharfen religiösen Gegensatzes die gleiche Geltung haben, daß also Muslimen nach christlichen Festtagen rechnen. Bei näherer Überlegung bietet sich jedoch eine einfache Erklärung als sehr wahrscheinlich an. Die Muslimen rechnen nämlich nach dem reinen Mondjahr mit zwölf Monaten zu je 29 oder 30 Tagen, so daß sich binnen 33 Jahren die einzelnen Monate durch das ganze Jahr hindurch verschieben. Sie können daher ihren Kalender nicht gebrauchen, wenn sie einen und denselben Tag im Laufe des astronomischen Jahres bezeichnen wollen. Den Christen hingegen ist das möglich, da sie nach dem julianischen Kalender rechnen, der sich dem astronomischen Jahre schon leidlich anschließt. Die Muslimen bedienen sich also, weil sie nicht in der Lage sind, mit ihrem Kalender feste Termine

Digitized by Google

Abb. 32. Einfache Dolme im Oſtjordanlande.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Kap. XIV.)

anzugeben, aus Not oder Bequemlichkeit der chriſtlichen Rechnung. Das Feſt des heiligen Georg gilt als Anfangstermin für Pflügen und Säen, das Weihnachtsfeſt als Endtermin.

Zu der Winterſaat, die um dieſe Zeit in die Erde kommt, gehört in Paläſtina Gerſte, Weizen, Ackerbohnen, Linſen und Kichererbſen. Weizen und Gerſte wird häufig

Abb. 33. Doppeldolme aus dem Oſtjordanlande.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Kap. XIV.)

Digitized by Google

auf das ungepflügte Land gestreut und die Saat sofort eingepflügt. Ackerbohnen läßt man aus der Hand oder durch eine einfache Säemaschine in die Furche fallen.

Die Regenmonate Dezember bis Januar sind zugleich die kältesten (vergl. S. 50 ff.). Auf der Höhe des Gebirges (800 m) gibt es dann Schnee und Eis, doch nie länger als einige Tage. Der Eingeborene kann sich vor einer solchen Kälte wenig schützen. Er stellt ein Becken mit glühenden Holzkohlen in sein Zimmer, wie es schon in alten Zeiten nach Jerem. 36, 22 u. 23 üblich war, und wärmt sich daran Hände und Füße mit fröstelndem Seufzer. An der Küste wird es niemals so kalt und noch viel weniger in Jericho. Da aber nach kurzen Fristen die Sonne den Wolkenschleier wieder zerreißt und ihre warmen Strahlen aussendet, so hilft sich auch der Ärmste leicht über die Winterkälte hinweg.

Abb. 34. Wasserbuden. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 92.)

Weiß er doch, daß im Februar schon warme Tage kommen, die ersten Boten des wiederkehrenden Sommers!

Wir würden in unseren Breiten denken: die ersten Boten des wiederkehrenden Frühlings! Aber in Palästina sind die Zeiten des Übergangs so kurz, daß sie nicht eigens gezählt zu werden pflegen. Man rechnet nicht nach vier Jahreszeiten, man kennt nur zwei: Sommer und Winter. Das ist heute noch ebenso wie in den Zeiten von 1. Mos. 8, 22: „Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht" — die Zweiteilung der Zeit gilt als das landläufige Schema. Man könnte vielleicht versuchen, die Monate Februar und März als die Zeit des Lenzes von den übrigen Monaten zu unterscheiden. Aber im Februar steckt noch zuviel vom Winter und im März schon zuviel vom Sommer. Die Frühlingsstimmung kennt jedoch der Bewohner Palästinas ebensogut wie der Deutsche. Wir haben dafür einen Beweis aus alter Zeit in dem Hohen Liede des Alten Testaments, in dem Kap. 2, V. 11 die Geliebte ihren Freund also sprechen läßt:

Digitized by Google

Mache dich auf, meine Freundin! Meine Schöne, komm doch!
Denn der Winter ist verschwunden, der Regen ist ja vorbei, vergangen.
Die Blumen zeigen sich im Lande, Zeit ist's, den Weinstock zu beschneiden,
Und die Stimme der Turteltaube läßt sich in unserem Lande hören.
Der Feigenbaum setzt seine Früchte an und blühende Reben spenden ihren Duft.
Mache dich auf, meine Freundin! Meine Schöne, komm doch!

Geht man nun diese Zeit durchs Land, so trifft man überall auf fröhliche Gesichter, auf heitere Stimmung. Das Vieh hat reichliche Weide, Milch gibt es im Überfluß. Die Quellen rauschen lustig. Es grünt und sproßt in den Zweigen, es wächst und blüht

Abb. 35. Verkäufer von Süßigkeiten auf der Straße in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 104.)

auf dem Boden. Unzählige Blumen, Krokus, Gänseblümchen, Scilla, Clematis, Narzissen, große Ranunkeln und prachtvolle Irisblüten flechten ihre bunten Farben in das grüne Gewand des Landes. Selbst die Felsplatten und die Felsritzen erleben ihren Frühling — da schwillt auch dem Bauer Palästinas das Herz vor Freude. Heiterer als sonst summt er sein Lied vor sich hin bei der Arbeit; zufrieden raucht er seine Pfeife neben dem murmelnden Wasser und träumt von den großen Reichtümern, die ihm die Ernte des Jahres bringen wird. Der Hirtenjunge liegt zwischen dem weidenden Vieh im Grase und entlockt der Schalmei, die er sich selbst aus dem jungen Weidenbusch verfertigt hat, unermüdlich die gleichen Töne. Der fröhliche Gesang der Vögel hat auch sein Herz berührt und zur Freude gestimmt. Selbst unsere Nachtigall singt in Palästina ihre alten, lieben Lieder. Als ich ihr Flöten und Schmettern dort zum erstenmal aus einem dichten Busch

Digitized by Google

Abb. 36. Am unteren Jordan. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Kap. XIII.)

Digitized by Google

neben einem Bach des Ostjordanlandes erschallen hörte, da war alle Müdigkeit nach dem halsbrecherisch steilen Abstieg in das tiefe Tal vergessen. Ich hielt leise mein Pferd an, um den wohlbekannten Tönen zu lauschen. Sie klangen mir wie ein trauter Gruß aus der Heimat, und unwillkürlich brach ich in die Worte aus: „Frühling, du bist's! Ich hör' dein Rufen!"

Ende März, im April und bisweilen auch noch im Mai kommen Regentage, die für den Anbau des Landes eine große Bedeutung haben. Der Spätregen — so nennt man diese letzte Regenzeit im Gegensatz zur ersten — läßt die Halme des Weizens in die Ähren schießen; er stärkt die Pflanzen, so daß sie die heißen Tage des Frühsommers ertragen können, und er ermöglicht die Bestellung der Sommersaat. So notwendig der Spätregen für einen guten Ausfall der Ernte ist, so pflegt er doch durch seine Heftigkeit bisweilen großen Schaden anzurichten. L. Bauer erzählt, daß im Frühjahr 1902 die Zelte eines Beduinenlagers in der Wüste Juda, südöstlich von Jerusalem, viele Stücke Vieh und gegen zwanzig Personen von einem gewaltigen Regenguß hinweggerissen wurden. Einige, die der Gefahr mit Mühe entrannen, erzählten, sie hätten über sich, unter sich und um sich nur Wasser gesehen; so hätten sich die Wolken wie mit einem Guß entleert.

Für die Sommersaat, zu der in Palästina Kafferkorn, Sesam, Mais, Mohrhirse und Wicken gehören, muß sorgfältiger gepflügt werden. Denn während der Regenzeit haben sich die unbestellten Felder mit einer so dichten Narbe von Gras und Unkraut überzogen, daß zwei- bis dreimal gepflügt werden muß, ehe die Saat ausgestreut werden kann. Diese darf während des Keimens keinen Regen bekommen, da die Saat an der Befeuchtung zugrunde gehen würde. Man sät deshalb erst Ende April oder Anfang Mai, weil der Spätregen dann immer spärlicher fällt oder ganz aufhört.

Zur Sommersaat lassen sich ferner die zahlreichen Arten von Gemüse und von Gartenfrüchten rechnen, die der Landmann in Palästina baut, wie Melonen, verschiedene Arten

Abb. 37. Hof der großen Moschee in Damaskus. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Kap. XIV.)

Digitized by Google

von Gurken und Kürbiß, Rüben, Bohnen, Zuckererbsen, Tomaten, Eiergewächs, Griechenhorn, Zwiebeln, Knoblauch, Blumenkohl und Salate. Die Gartengewächse können jedoch nur auf solchen Feldern gedeihen, die regelmäßig bewässert werden. Das geschieht überall da, wo eine reichlich fließende Quelle oder ein Bach das nötige Wasser zur Verfügung stellt und beruht auf uralter Übung. Das Alte Testament spricht gelegentlich davon, z. B. Hesek. 17, 7 und 31, 4, und gerade aus dieser Art, davon zu reden, läßt sich sicher erkennen, daß die Sache im Altertum allgemein bekannt war. Wer sich mit Gartenbau beschäftigte, der trieb auch Wasserbau, das bezeugt der Verfasser des sogenannten Prediger Salomo, wenn er — offenbar auf Salomo anspielend — von seinen eigenen Unternehmungen erzählt (Kap. 2, 4 bis 6): „Ich tat große Dinge; ich baute Häuser, pflanzte Weinberge; ich machte mir Gärten und Lustgärten und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume darein; ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grünenden Bäume.“ Reste von alten Wasserbauten, die sich hier und da neben den Quellen und Flüssen des Landes finden, bezeugen uns das gleiche. Die Mittel, die man heute für die Bewässerung in Palästina verwendet, sind freilich sehr einfach: offene Gräben und Kanäle im losen Erdreich, in denen man das Wasser durch kunstlose Dämme zu leiten sucht. Das einzige, was heute noch von langer Übung und einiger Sicherheit zeugt, ist die große Länge und geschickte Anlage der eigentlichen Leitung, die das Wasser von dem Bach in die Nähe

Abb. 38. Grabmal vom Friedhof in Damaskus.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Kap. XIV.)

Digitized by Google

der zu tränkenden Felder oder Gärten bringt. Bei dem alten Bethsean, heute Besân, bei dem Wadi el-Kefrên Jericho gegenüber, am unteren Lauf des Nahr ez-Zerkâ, auch zwischen Mukês, dem alten Gadara, und der südwestlich gelegenen Jordanbrücke habe ich diese Eigentümlichkeit der Bewässerungsanlagen in verschiedener Weise bemerkt. Aber darüber hinaus geht heute die Technik des Wasserbaues in Palästina nicht; in Damaskus hat sich mehr davon erhalten. In der Regel sind eine ganze Anzahl von Gartenbesitzern auf dieselbe Wasserleitung angewiesen. Dann wird in jedem Jahr mit Rücksicht auf die Zahl der Teilnehmer und auf die Zahl der zu bewässernden Beete ausgemacht, an welchen Tagen und für wieviel Stunden der einzelne das Wasser für seine Felder in Anspruch nehmen darf.

Es wird vielleicht überraschen, eine so peinliche Ordnung der Wasserfrage in dem wegen seiner Nachlässigkeit und Unordnung verrufenen Orient zu finden. Die bittere, harte Not ist in dieser Sache die Lehrmeisterin der Orientalen gewesen: wenn sie im Sommer zu essen haben wollen, so müssen sie für Wasser sorgen und sich darum vertragen! Denn das Wasser ist während der einen Hälfte des Jahres für Palästina ein sehr rarer Artikel, und es steht in keines Menschen Macht, daran etwas zu ändern. Alle Bewohner des Landes, Juden oder Christen oder Muslimen, mögen wir sie aus ihrer jetzigen Umgangssprache oder aus ihren alten Schriften zu uns reden lassen, sind einig in dem Bekenntnis: „Das Wasser ist eine Gabe Gottes!“ Wie mannigfach sind die Wendungen, in denen die Bibel, sowohl das Alte als auch das Neue Testament, von dem himmlischen Wert, von dem göttlichen Segen des Wassers redet! Gott selbst, das höchste Gut, mit dem sich nichts anderes vergleichen läßt, ist für Israel so unentbehrlich und so segensreich, wie „die Quelle des lebendigen Wassers“ (Jerem. 2, 13; 17, 13). Der Genuß des zukünftigen vollkommenen Heils wird verglichen — welch ein Abstand von unseren Empfindungen! — damit, daß die Menschen aus einer Quelle Wasser schöpfen können: „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus Quellen des Heils“ (Jes. 12, 3)! Das Volk Israel kann das Land Kanaan nicht nach seinem eigenen Willen fruchtbar machen, wie es etwa bei Ägypten durch Schöpfräder und Wassermaschinen auch im Altertum schon möglich war — nein, die Fruchtbarkeit Kanaans ist ausschließlich abhängig davon, daß zur rechten Zeit Früh- und Spätregen fällt, daß der Himmel seine Wasserkammern auftut und den Regen herabsendet; es steht also allein in Gottes Hand, ob Israel in seinem Lande jahraus, jahrein essen und satt werden kann (5. Mos. 11, 8 bis 17). Der Herr Jesus selbst bezeichnet die segensreichen Wirkungen, die der Glaube an ihn auf die Umgebung ausübt, mit Strömen lebendigen Wassers, die reinigend und erfrischend von dem Gläubigen her die anderen Menschen berühren (Ev. Joh. 7, 38). Wir erkennen daraus, wie hoch auch er, als ein rechtes Kind seines Landes, vom Werte des Wassers für den Menschen dachte. So ist es bis auf den heutigen Tag. Der Bauer sagt dankbar „Ja rabb“, „o Herr“, wenn der Frühregen niedergeht oder der Spätregen den letzten Segen für das Jahr spendet.

Die letzten Regengüsse fallen, wie schon gesagt, in der ersten Hälfte des Mai. Von da ab kann man in Palästina seinen Regenschirm, wenn man überhaupt einen besitzt, zu Hause lassen; es regnet nun fünf bis sechs Monate lang keinen Tropfen! Ein Sonnenschirm tut eher not; denn die Sonne sendet ihre Strahlen tagein tagaus mit zunehmender Kraft auf das Land; nur selten trübt sich der Himmel zu Dunstwolken, die die Sonnenstrahlen nicht durchlassen. Das Getreide auf den Feldern färbt sich rasch, zuerst wird die Gerste gelb, dann der Weizen. Die Blumen verschwinden aus dem grünen Gewand, das der Frühling lose um das Land geschlungen hat, und schließlich wird das Gewand selbst zerfetzt und bräunlich; denn die Sonne verbrennt es, dieselbe Sonne, die mit dem Regen vereint Gras und Blumen hervorgelockt hat. Die derben Gewächse, die der Sonne standhalten und jetzt ins Auge fallen, besitzen nicht die Liebe des Menschen: eine Menge von Disteln schießt empor, darunter solche, die es bis zu 2 m Höhe bringen. Der Alant, auch eine Distelart, gibt manchem Abhang noch einen grünen Schein, da er erst im September blüht. Und schließlich die Dornbüsche und Dornbäume in ihrer Unzahl! Niedrige, runde Dornbüsche bedecken oft stundenweit den Rücken der Berge

Digitized by Google

Abb. 39. Der Berg Tabor, von Süden. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 44.)

Digitized by Google

Abb. 40. Der heilige Stein im Felsendom in Jerusalem.
Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich. (Zu Kap. XI.)

westlich und östlich vom Jordan. Es ist, als ob sie den Beschauer klagend daran erinnern wollten, daß von den hohen Kronen der Eichen und Terebinthen, die einst die breiten Abhänge schmückten, nun nichts mehr übrig geblieben sei, als diese kleinen grünen Häufchen! Wer erfreut sich an ihnen? Wenn es hoch kommt, der Bauer, der mit seinem Esel hinauszieht, die Dornen abhaut oder ausreißt und davon auf den Rücken seines Tieres lädt, was dort bleiben will, so daß in der Regel nur noch Hals und Kopf aus der dornigen Last herausschaut. Er gebraucht das niedrige Dornengestrüpp zum Feuern, besonders zum Kalkbrennen.

Die Verwandlung von Grün zu Gelb und Grau würde sich noch viel rascher vollziehen, wenn nicht im Sommer ein kleiner Ersatz für den fehlenden Regen vorhanden wäre, nämlich der Tau. Freilich entsteht er nicht aus Wasser, das verdampfen könnte; denn das ist in dem dürren Lande während des Sommers nicht vorhanden. Aber die von dem Mittelmeer wehenden Winde (vgl. S. 51) bringen eine so beträchtliche Feuchtigkeit mit sich, daß es in der Nacht, namentlich gegen Morgen nicht nur im Frühjahr, sondern sogar noch im September und Oktober zu reichlichem Taufall kommt. Er ist schon für die Wintersaat von Bedeutung, gibt aber für das Gedeihen der Sommersaat geradezu den Ausschlag. Er befördert ihr Wachstum und stärkt ihren Widerstand gegen die sommerliche Glut. Daher weiß der Landmann die wohltätigen Wirkungen des Taus sehr wohl zu schätzen. Auch darin trifft die Anschauung der heutigen Bewohner des Landes mit der Empfindung der alten Israeliten überein, die dem Tau eine so wirksame und segensreiche Kraft zuschrieben, daß sie ihn zum Sinnbild der belebenden und heilenden göttlichen Gnade machten (Hos. 6, 4: vgl. Micha 5, 6). Als ein Beispiel dafür, wie stark selbst im Hochsommer dieser nächtliche Niederschlag in Palästina ist, führe ich an, daß ich am frühen Morgen des 7. August 1881 auf dem Berge Tabor (562 m, Abb. 39) draußen nicht nur Tau, sondern sogar Reif fand, der die Kräuter auf der Erde und die Haare meiner Pferde, die nachts im Freien geblieben waren, mit einer leichten

Digitized by Google

weißen Decke überzogen hatte. Der Niederschlag von Feuchtigkeit war so stark, daß das Gras förmlich troff von Tauperlen. An einen solchen Morgen denkt der Dichter im Hohen Liede, wenn er den Freund bei der Freundin mit den Worten einführt: „Mein Haupt ist voll Taus und meine Locken voll Nachttropfen“ (5, 2).

Die regenlose Zeit bringt die Ernte. Sie dauert in Palästina lange Zeit, sowohl was die einzelnen Orte als auch was das ganze Land betrifft. Die Bauern verfügen über wenig Arbeitskräfte, und das Getreide kann bei der stetigen trockenen Witterung ziemlich lange in Halmen auf dem Felde stehen bleiben, ohne Schaden zu leiden. Daher sieht der Landmann keinen Grund, sich zu beeilen. So kommt es, daß die Erntearbeiten an einem und demselben Orte sich wohl durch sieben Wochen lang hinziehen können. Für das ganze Land fällt der Umstand ins Gewicht, daß das Getreide in den einzelnen Teilen vermöge ihres verschiedenen Klimas auch zu verschiedenen Zeiten reif wird. In dem Jordantal beginnt die Gerstenernte in der ersten Hälfte des April, in der südlichen Küstenebene in der zweiten Hälfte des April, auf dem Gebirge etwa Mitte Mai oder auch noch später. Die Weizenernte folgt vierzehn Tage darauf.

Die einzelnen Arbeiten sind heute noch dieselben, die aus der Bibel uns bekannt sind. Man mäht die Halme mit der Sichel, bindet sie in kleine Garben, legt sie in Haufen und schafft sie auf dem Rücken des unentbehrlichen Esels zur Dreschtenne. Diese ist ein freier, offener Platz in der Nähe des Dorfes, dessen Boden entweder eine große natürliche Felsplatte ist oder aus fester Erde besteht. Jeder legt, was er geerntet, an den für ihn bestimmten Platz nieder. Das Dreschen besorgt der Ärmere dadurch, daß er sein Vieh, sei es mit Maulkorb, sei es ohne Maulkorb, auf den ausgebreiteten Garben umhertreibt, bis die Körner durch die Hufe der Tiere aus den Hülsen gequetscht sind. Dabei wird zugleich das Stroh in kleinere, weiche Stücke zertreten, die als Futter für das Vieh Verwendung finden. Der Wohlhabendere besitzt einen Dreschschlitten, ein schweres Brett mit aufwärts gebogenem vorderen Rande, dessen untere Fläche ziemlich dicht mit kleinen Messern oder mit Basaltsteinchen besetzt ist. Ein Zugtier wird vor das Brett gespannt, der Treiber stellt sich selbst oder setzt seine Kinder darauf, so daß

Abb. 41. Das Damaskustor in der Nordmauer von Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig. (Zu Kap. XI.)

Digitized by Google

das Brett durch sein Gewicht und durch die Messer oder Steine an seiner unteren Fläche die Körner löst und das Stroh zerkleinert.

Nun muß die „Spreu von dem Weizen" gesondert werden, und das geschieht durch das Worfeln. Das unreine Getreide wird in große Haufen zusammengekehrt, der Bauer nimmt eine dreizinkige hölzerne Gabel und wirft damit den Drusch in die Höhe. Er sucht sich aber einen Gehilfen aus, der ihm die Arbeit erleichtert, nämlich den sanften Wind, der gegen Abend weht. Der Bauer stellt sich vor den Wind, so daß dieser die leichteren Teile des Getreidehaufens je nach ihrer Schwere in eine geringere oder größere Entfernung hinwegträgt, während die Körner ziemlich senkrecht vor die Füße des Bauern niederfallen. Sind die Körner durch Sieben noch besser gereinigt, so werden sie in die Vorratsräume der Häuser oder in Zisternen oder in Erdgruben gebracht. Dasselbe geschieht mit der Spreu, d. h. dem zerkleinerten Stroh, soweit es zum Füttern des Viehs brauchbar ist. Die gröberen und harten Teile des Strohs werden entweder als Heizmaterial verwendet oder sie werden, wenn man nichts mit ihnen anzufangen weiß, auf der Tenne selbst verbrannt, zu einem heiteren Schauspiel für jung und alt.

Das Leben auf der Tenne ist für den Bauer und seine Familie, ja für das ganze Dorf die Freudenzeit im Jahre. „Wie man sich freut in der Ernte", mit diesen Worten soll nach Jes. 9, 2 die höchste Freude, die man in Palästina kennt, bezeichnet werden. Das ist ganz begreiflich! Die Hauptbeschäftigung der Landeseinwohner war und ist der Ackerbau, und was könnte der Bauer lieber haben als ernten? Dazu ist der Himmel heiter, die Luft warm. Daß er die Tenne des Nachts auch bewachen muß, macht ihm keine Beschwerde; leuchten ihm doch dazu die zahllosen Sterne in einer wunderbaren, unser Auge geradezu berückenden Pracht! Am Tage hat er Weib und Kind um sich, zu essen hat er genug. Also sorgenlose, schöne Tage!

Der Ertrag der Ernte ist in den einzelnen Teilen Palästinas sehr verschieden. Am reichsten soll er auf dem Lavaboden des Haurân östlich vom Jordan sein; dort soll der Weizen sechzig-, achtzig- und hundertfältige Frucht tragen, doch ist nur ein

Abb. 42. Erntewächter im Jordantal auf einem Dornbaum.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Seite 100.)

Digitized by Google

Abb. 43. Richterkollegium. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 102.)

vierzig- und fünfzigfältiger wirklich nachgewiesen. Auf dem südlichen Gebirge trägt Weizen im Durchschnitt mehrerer Jahre das zwei- bis vierfache Korn, Gerste das drei- bis fünffache Korn. In der Küstenebene und in der Ebene Jesreel liefert Weizen im Durchschnitt das sieben- bis achtfache Korn und Gerste das zehnfache bis fünfzehnfache Korn. Damit ist schon gesagt, daß es bessere, aber auch noch schlechtere Erträge gibt. Erzielt man in der Ebene einen dreißigfältigen Ertrag, so spricht man von einer sehr guten Ernte. Auf dem südlichen Gebirge kommt eine solche Ernte überhaupt nicht vor. Dagegen kann man wohl beobachten, daß aus einem Korn Weizen zehn bis fünfzehn Halme, aus einem Korn Gerste fünfzig und noch mehr Halme hervorgewachsen sind. In einem solchen Falle hat das einzelne Korn eine mehr als hundertfältige Frucht getragen (vgl. Evang. Matth. 13, 8).

Die Arbeit auf der Tenne bringt dem Landmann aber auch trübe Tage. Etwa im August stellt sich der Steuerpächter ein und verlangt den Zehnten oder noch mehr für die Regierung, dazu selbstverständlich auch etwas für sich. Dann kommt irgendein Gläubiger — der Bauer in Palästina ist selten ohne Schulden — und fordert sein Darlehen mit hohen Zinsen in Form von Getreide zurück. Nun will es alter Brauch und gute Sitte, daß der Dorfgeistliche, die Derwische (s. S. 107 f.), die Blinden und Aussätzigen einen Teil von der Getreideernte erhalten (vgl. 2. Mos. 23, 11; 5. Mos. 14, 28 f.). Kann der Bauer alle diese Forderungen befriedigen, so daß doch noch genug für ihn und seine Familie übrig bleibt, dann ist das Jahr gut, sehr gut gewesen. Aber häufig kann er nur Abschlagszahlungen leisten und muß sich zu sehr hohen Verzugszinsen verstehen. Dann wird die Schuldenlast immer größer, der Bauer muß nicht nur die ganze Ernte darangeben, sondern schließlich auch seinen Grundbesitz. In der Regel wird ihm dann der Boden unter den Füßen doch zu heiß. Er verschwindet plötzlich mit Weib und Kind, wandert über den Jordan und fleht um Anschluß an einen Beduinenstamm. Da ist er vor jedem Gläubiger sicher!

Mitte Juli beginnt auf dem Gebirge der zweite und letzte Abschnitt der fröhlichen Erntezeit, die Wein- und Obsternte. Schon vorher zieht der Weinbauer mit den Seinen in den Weinberg hinaus und wohnt dort in einer leichten, aus Holz und Baumzweigen erbauten Hütte, von der aus man den ganzen Weinberg übersehen kann. Bisweilen ist für diesen Zweck auch ein etwas festerer Bau aus Steinen vorhanden, eine Art Turm.

Digitized by Google

Denn die Weinernte will sorgfältig bewacht werden. Schon die unreifen Trauben finden in Palästina ihre ernsthaften Liebhaber, da sie entweder roh ohne jede Zutat oder als Salat gern gegessen werden, und für süße Trauben haben die Füchse noch heute den alten Geschmack behalten, der schon im Hohen Liede 2,15 wohl bekannt ist. Außerdem stehen im Weinberg auch andere Fruchtbäume, die bewacht werden müssen, wenn der Besitzer selbst etwas davon ernten will. Von den reifen Trauben werden viele frisch verkauft und gegessen. Eine große Menge werden zu Rosinen getrocknet, namentlich in es-Salt, jenseits des Jordans, die dem Europäer dadurch empfohlen werden, daß man sie „Sultanin-Rosinen" nennt. Traubenhonig und Traubenkuchen werden ebenfalls gleich in den Weinbergen bereitet. Da der Genuß von gegorenem Wein den Muslimen verboten ist, so kümmern sie sich um die Weinbereitung gar nicht. Aus Trauben, die vierzehn Tage lang an der Sonne getrocknet worden sind, pressen sie wohl einen Weinsaft, der süß bleibt und dennoch eine stark berauschende Wirkung hat. Der Palästinawein, der jetzt durch den Handel zu uns kommt, ist ein Erzeugnis der deutschen und jüdischen Kolonien und wird auf europäische Art bereitet. Diese ist von der alten landesüblichen Weise, die auch in der Bibel häufig erwähnt wird, ganz verschieden. Danach wurden die Trauben in einem flachen, in den Felsen gehauenen Becken gekeltert, d. h. meistens wohl mit den Füßen ausgetreten. Der Boden war etwas nach einer Ecke geneigt, von wo eine Rinne den Saft in ein tieferliegendes, trichterartiges Becken leitete. Bisweilen ist daneben noch ein drittes Becken in den Felsen gehauen, das durch einen Kanal mit dem zweiten verbunden ist und den geklärten Most in sich aufnehmen sollte. Von da aus füllte man ihn entweder in Schläuche oder in irdene Gefäße und goß ihn wiederholt um, damit er nicht auf der alten Hefe stehen bliebe. Solche Weinpressen findet man noch häufig auf dem Gebirge, sie werden jetzt nicht mehr benutzt und erinnern nur noch an die alten Weinberge und Weinbauern Palästinas.

Es liegt auf der Hand, daß die alte Weinbereitung die Bauern länger in ihren Weinbergen beschäftigte, als es jetzt der Fall ist. Wenn nun auch jetzt noch der Bauer den Aufenthalt in seinem Weinberge, wo er von dem Ungeziefer weniger zu leiden hat, als in seinem Hause, so lange wie möglich fortsetzt, d. h. bis in die anbrechende Regenzeit, so bot die Weinbereitung im Altertum erst recht den Anlaß dazu. Die Trauben wurden auch damals nicht zur gleichen Zeit reif, man kelterte die verschiedenen Sorten nacheinander. Es ist also sehr wohl denkbar, daß eine reiche Traubenernte die Israeliten während der Monate August und September in den Weinbergen beschäftigte.

In einigen Stellen des Alten Testaments, nämlich 3. Mos. 26, 5 und Amos 9, 13, wird der Segen des Landbaues in Palästina, ein reiches Jahr, durch die Wendung bezeichnet, daß man zugleich pflügen und ernten, zugleich keltern und säen werde. Wenn dem Ausdruck auch eine absichtliche Steigerung innewohnt, so läßt sich doch seine Grundlage in den oben geschilderten Verhältnissen leicht erkennen. Der Pflüger und Schnitter begegnen sich im Anfang des Sommers, nämlich der das Feld für die Sommersaat umbricht und der das reife Winterkorn schneidet. Die Dreschzeit reicht an die Weinernte im Juli, sobald die Arbeit auf der Tenne groß ist. Und die Weinernte konnte an die Saatzeit stoßen, wenn soviel Wein gewachsen war, daß die Bauern ehemals an der Kelter bis in den Oktober hinein zu tun hatten. Nach der heutigen Dauer und Verteilung der landwirtschaftlichen Arbeiten auf die Monate des Jahres muß jene Wendung dahin verstanden werden, daß sie für die Zukunft reichliche Erträge des Landbaues als die Regel in Aussicht stellte, ohne gerade außerordentliche, wunderbare Wirkungen Gottes ins Auge zu fassen.

Werfen wir nun wieder einen Blick auf das Land, um zu sehen, was die Sonne aus ihm gemacht hat. Juni, Juli und August sind sehr heiße Monate. Die Pflanzen sterben ab, das graue Gestein tritt im Berglande fast überall zutage. Es tut dem Auge weh, in dieses eintönige Grau zu sehen. Um so mehr sucht man einen grünen Fleck in der Landschaft, wo etwa neben einer Quelle einige grüne Bäume stehen, die auch Schatten bieten. Aber er genügt nur bescheidenen Ansprüchen; man lernt daran das Entzücken des Orientalen verstehen, wenn er im Sommer durch unsere grünen

Digitized by Google

Abb. 41 Der Ölberg bei Jerusalem. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Kap. XI.)

Parke und Wälder wandert. Auch die Luft ist dem Auge lästig; denn sie zittert in den brennenden Strahlen der Sonne. Die Bäche werden klein oder führen gar kein Wasser mehr, manche Quellen versiegen.

Es muß als eine Ausnahme von der Regel betrachtet werden, wenn sich im Oktober noch ein fließender Bach von einiger Länge findet, wie z. B. im Wadi ed-Dilbe, wo der englische Oberst C. R. Conder im Oktober 1874 auf eine Strecke von 5 km das fließende Wasser verfolgen konnte. Solche Ausnahmen haben für das Land im ganzen nichts zu bedeuten.

Das Futter für die Haustiere wird knapp, sie müssen hungern und magern ab. Der September bringt wohl schon hin und wieder einen Regentag, aber an ein Aufleben der Natur ist noch nicht zu denken. Mit der Olive und Feige bringt das Jahr bis in den Oktober hinein die letzten Früchte. Nun ist das Leben in der Natur erstorben, und damit ist das natürliche Jahr des Landes zu Ende.

V.

Das Klima des Landes.

Uber das Klima aller einzelnen Teile des Landes sind wir noch nicht genau unterrichtet. Nur für das Klima von Jerusalem liegen bis jetzt genügende Beobachtungen vor, die von englischer Seite seit 1860 vollzogen worden sind. Der deutsche Verein zur Erforschung Palästinas unterhält zwar seit 1895 mehrere ständige Stationen für meteorologische Beobachtungen im Westjordanlande; aber die gesammelten Aufzeichnungen sind noch nicht verarbeitet und veröffentlicht. Man muß daher von den Jerusalemer Beobachtungen ausgehen.

Abb. 45. Zankende Beduinen aus Syrien.
Nach einer Aufnahme aus der Sammlung des Verfassers. (Zu Seite 124.)

Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Jerusalem (750 bis 770 m) 17,1° C, an der Küste in Jafa dagegen 20,5° C. Im Mittel ist der Februar der kälteste Monat mit 8,8° C, der August der wärmste 24,5°. Die heißesten Tage fallen meistens in die Monate Juni, Mai und September mit 37°, 39°, selbst 44° C, die größte Kälte mit —4° C ist im Januar be-

Digitized by Google

obachtet worden. Die mittlere monatliche Schwankung der Luftwärme beträgt 22,2° C und die mittlere tägliche Schwankung 10,8° C. Die letztere ist am geringsten in den Monaten Dezember bis Februar (7,7° bis 7,4° C), am stärksten vom Mai bis Oktober (12,8° bis 13,1° C). Das Klima hat also bedeutende Gegensätze und bringt damit der Gesundheit allerlei Gefahren. Doch werden sie dadurch wieder gemindert, daß gerade in den heißen Monaten, die die stärksten Gegensätze haben, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft gering ist. Das 39jährige Mittel der Zahl der Regentage in jeder Regenzeit beträgt 56 Tage, das 39jährige Mittel der Niederschlagsmenge 661,9 mm. Vergleicht man damit die Durchschnittszahl des Niederschlags für London mit 589 mm und Berlin mit 521 mm, so sieht man zu seiner Überraschung, daß Jerusalem mit seinem durchschnittlichen jährlichen Niederschlag gar nicht schlecht gestellt ist. Leider sind aber damit andere Übelstände verbunden, die diesen Vorteil illusorisch machen. Die gesamte Regenmenge Jerusalems fällt in 56 Tagen und verteilt sich auf die einzelnen Monate so, daß 67,5 % aller Niederschläge auf die Monate Dezember bis Januar kommen. Vom Mai bis September regnet es so gut wie gar nicht; die regenarme und die heiße Zeit fallen in die gleichen Monate, und damit ist das Gedeihen der Pflanzen besiegelt. Der andere Übelstand ist der, daß nichts geschieht, um die reichlichen Niederschläge des Winters zu sammeln und für die Befruchtung des Landes zu verwerten; ungenutzt eilen sie von der Höhe in die Ebene. Das Schlimmste ist jedoch, daß die fruchtbare Mineralerde von den winterlichen Regengüssen überall da, wo nicht besondere Vorkehrungen, z. B. durch Terrassierung des Bodens, getroffen sind — und das ist in der Regel nicht der Fall — abgespült und fortgeführt wird, so daß in vielen Gegenden des Gebirges der Ackerbau gegenwärtig nicht mehr betrieben werden kann, und in anderen die Ackerkrume meist sehr dünn, oft nur schuhhoch ist.

Abb. 46. Malstein oder Menhir aus dem Ostjordanlande.
Nach einer Aufnahme von Baurat Ivr. G. Schumacher in Haifa (DPV.).
(Zu Seite 122.)

Die Beobachtungen in Jerusalem haben ergeben, daß dort Regen bei jeder Windrichtung fallen kann. Jedoch bringt der Südwestwind hauptsächlich den Regen. Faßt man alle westlichen Winde, Südwest, West und Nordwest, zusammen, so ergibt sich, daß fast neun Zehntel aller Niederschläge durch sie gebracht werden. Demnach ist das Mittel-

Digitized by Google

meer die Hauptregenquelle für Jerusalem. Das hängt mit dem winterlichen Vordringen des Antipassats nach Norden zusammen; da er aus wärmeren Gegenden in kühlere vordringt, so bringt er den Mittelmeerländern reichlichen Regen. In den Sommermonaten dagegen herrschen Nord- und Nordwestwinde vor; das kommt daher, weil das beständig erhitzte südliche Arabien die Luftströme von allen Seiten in seinen luftverdünnten Raum hineinzieht. Diese Winde bringen keinen Regen nach Palästina, weil sie aus kühleren Gegenden in wärmere vordringen.

Neben diesen Windverhältnissen kommt für Palästina noch ein ziemlich regelmäßiger Wechsel zwischen Land- und Seewind in Betracht, der sich teils in einer jährlichen, teils in einer täglichen Periode bemerklich macht. Durch ihn erhalten die oben geschilderten großen Luftbewegungen eine Ablenkung, eine Kräftigung oder auch Schwächung. Da sich das Kreidegebirge in der heißen Jahreszeit rascher erwärmt als das Mittelmeer, so gibt das Festland die heißere Luft, die zunächst in die Höhe steigt, durch die oberen Schichten an das Meer ab, während das Meer seine kühlere Luft durch die unteren Schichten dem Lande zusendet. Im Winter ist es umgekehrt: das ziemlich warme Mittelmeer läßt dem Lande wärmere, das Land dem Meere kühlere Winde zuströmen. Ein täglicher Wechsel zeigt dieses Spiel der Luftströmungen im kleinen: bei Tage senken sich die wärmeren oberen Luftschichten vom Lande aus nach dem Meere zu, während die kühleren vom Meere aus in das Gebiet des verminderten Luftdruckes auf dem Lande eindringen. Um 9 oder 10 Uhr vormittags wird an der Küste eine leichte Brise gefühlt; sie dringt langsam gegen das Bergland vor, erreicht dessen Höhe um Mittag oder noch später und weht bis nach Sonnenuntergang. In der Nacht beginnt dann der kühlere Landwind gegen das Meer zu streichen. Dieser tägliche Wechsel ist eine große Wohltat für das Land: er mildert die Hitze, bringt Feuchtigkeit und nächtlichen Tau und damit Erfrischung für alles Lebendige. Das ist namentlich in den ungesunden Monaten der Fall, in denen die klimatischen Krankheiten des Landes vorherrschen, vom Mai bis zum Oktober. Sie sind fast regenlos, haben meist niederen Luftdruck mit geringen Schwankungen und hohe Temperaturen mit bedeutenden täglichen Schwankungen, die Luft ist sehr trocken und der Himmel sehr schwach bewölkt.

Der Ostwind ist der gefürchtete Wind in Palästina. Seine Zeit ist im Herbst, im Winter und im Frühling bis Mai; im Sommer ist er selten. Er ist im allgemeinen trocken, da er aus der Wüste kommt. Wenn er nicht zu stark ist, so gilt er im Winter als willkommen, da er eine anregende Wirkung ausübt. Ein starker Ostwind im Winter ist dagegen nicht nur lästig, sondern geradezu gefährlich, weil er durch seine schneidende Kälte ungenügend bekleidete Personen erstarren macht und schwache Personen vom Pferd hinunterwehen, ja Lasttiere umwerfen kann. Im Sommer ist der Ostwind stets beschwerlich wegen seiner großen Hitze und Trockenheit, auch wegen des Staubes, den er oft mit sich führt. Besonders gilt dies von dem Südostwind. Bei einer Temperatur von 30° C und mehr ist die Luft ozonlos und äußerst trocken. Der Wind zieht daher alle erreichbare Feuchtigkeit an sich, selbst aus den hölzernen Möbeln in den Wohnungen, und versengt förmlich ganze Felder von jungem Getreide. Er trocknet die Schleimhaut der Luftwege aus und verursacht Entzündungen, er bewirkt die größte Müdigkeit, Kopfweh, Beklemmung der Brust, beschleunigten Puls, selbst wirkliches Fieber. Bisweilen ruft er Wirbelwinde hervor, die sogar Menschen und Tiere umwerfen. Die Abendländer pflegen diesen Wind Sirocco oder Schirokko zu nennen, die Eingeborenen Chamsin. Der erstere Name geht auf das arabische Wort scharki, d. i. östlich, zurück; der zweite Name bedeutet fünfzig und wird dem Winde beigelegt, weil er in den fünfzig Tagen zwischen Ostern und Pfingsten wehen soll. Die Bibel nennt ihn kurzweg Ostwind und sieht in ihm geradezu den verderblichen Wind, der Pflanzen verdorren läßt (Hes. 17, 10) und Menschen krank macht (Jona 4, 8), der die Reihen der Krieger auflöst (Jerem. 18, 17) und Häuser über den Haufen wirft (Hiob 1, 19).

Nach diesen klimatischen Verhältnissen Jerusalems darf das ganze Land nur mit Vorsicht beurteilt werden. Das Jordantal, besonders der südliche Teil bei Jericho, hat sein eigenes Klima; wir wissen freilich nur wenig darüber. In Tiberias soll es bisweilen im Winter Schnee geben, in Jericho gilt er dagegen als unbekannt. Die Nieder-

Digitized by Google

Abb. 47. Öffentlicher Brunnen in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Kap. XI.)

ſchläge werden vermutlich gering ſein. Die bisher gemeſſenen Temperaturen ſind ſehr hoch; man hat danach berechnet, daß für das Nordufer des Toten Meeres eine mittlere Jahrestemperatur von 24,1° C anzunehmen wäre. Das entſpräche der Wärme, die ſich am nördlichen Wendekreis in Nubien findet. Die Winde des Berglandes ſtreichen in flachem Bogen über das Jordantal hinweg. In der Senkung ſelbſt wehen während des Sommers Südwinde, während des Winters Nordwinde. Man vermutet, daß dieſe Windrichtungen mit dem Wechſel des Luftdruckes über dem Toten Meere zuſammenhängen.

Digitized by Google

Das Klima der Küstenebene ist im ganzen milder, die mittlere Jahrestemperatur unmittelbar an der Küste beträgt 20,5° C. Der jährliche Durchschnitt des Niederschlags beläuft sich auf 590,7 mm, ist also nicht ganz so hoch wie im Gebirge. Dagegen darf man das Klima des Berglandes wohl nach den für Jerusalem ermittelten Verhältnissen beurteilen. Sie bestätigen für diese Gegenden vollkommen die Auffassung, die schon S. 42 im Anschluß an 5. Mos. 11, 8 bis 17 hervorgehoben wurde: alles natürliche Gedeihen des Landes ist abhängig vom Wind und Wetter. Sobald ein heißer Ostwind mehrere Tage lang im April über die Saaten weht, sind die Ernteaussichten dahin; es

Abb. 48. Ein Barbier auf der Straße.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 104.)

gibt nur kleine, notreife Körner. Oder wenn, wie im Jahre 1886, am 19. März, ein starker Frost eintritt, der die Blüte der Fruchtbäume und das frische Laub der Maulbeerbäume vernichtet, und darauf noch mehr als drei Wochen lang Hagel, Gewitter und Stürme aufeinanderfolgen, so ist damit ein großer Teil der Ernte zugrunde gerichtet. Bleibt im Herbst der Frühregen lange aus, so versiegen die Quellen, so leiden Menschen und Vieh Durst (vergl. Psalm 42, 2) und die Felder können weder gepflügt noch besäet werden. Fällt der Spätregen zu spärlich, so verdorrt die Wintersaat auf dem Felde, ohne gesunde Ähren angesetzt zu haben, und für die Sommersaat ist nicht die nötige

Digitized by Google

Feuchtigkeit im Boden vorhanden. Das Fehlschlagen der Ernte hat einen allgemeinen Mangel an Nahrung zur Folge. Heutzutage ermöglichen es wohl die zahlreichen Handelswege, einer wirklichen Hungersnot vorzubeugen. Aber im Altertum war diese Gefahr viel bedrohlicher, und im Alten Testament ist oft von Dürre und Hungersnot im Lande Israels die Rede. Als Beispiel führe ich die Schilderung Jerem. 14, 3—6 an, wie sie Ed. Reuß übersetzt hat: „Juda trauert, und in seinen Toren sitzen die Leute am

Abb. 18. Der Wadi el-Kelt, östlich von Jerusalem. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Kap. XIII.)

Boden schmachtend im Trauergewand, und Jerusalems Wehklage steigt empor. Die Vornehmen schicken ihre Diener nach Wasser; sie kommen an die Zisternen und finden keines; sie kommen heim mit leeren Krügen: beschämt und getäuscht verhüllen sie das Haupt. Ob des rissigen Bodens, weil kein Regen auf das Feld fiel, sind die Ackerer getäuscht und verhüllen sich das Haupt. Selbst die Hindin auf der Flur verläßt ihr neugeborenes Junges, weil sie kein Gras findet, und die wilden Esel stehen auf den kahlen Anhöhen und schnappen nach Luft wie die Seeungetüme, und ihre Augen erlöschen vor Mangel an Futter."

Digitized by Google

VI.

Die Fruchtbarkeit des Landes.

Weit verbreitet ist die Meinung, daß Palästina ein außerordentlich fruchtbares Land sei oder wenigstens im Altertum gewesen sei. Der Inhalt der beiden vorhergehenden Abschnitte hat diese Meinung schon wiederholt berührt, nicht aber zu ihren Gunsten gesprochen. Sie soll nun näher geprüft werden.

Für die große Fruchtbarkeit Palästinas pflegt man verschiedene Gründe ins Feld zu führen. Auf einem Mißverständnis beruht zunächst der, der sich an den Ausdruck „ge-

Abb. 50. Vornehmer Städter.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 102.)

lobtes Land“ knüpft. Er wird nicht selten so verstanden, daß er Palästina als ein allgemein gepriesenes, gerühmtes Land bezeichne, wie das bekannte Studentenlied es von dem „Herzogtum des Herrn Lothar“ meint, wenn es mit den Worten beginnt: „Jetzt kenn' ich das gelobte Land!“ In Wahrheit bedeutet er aber, „das verheißene Land, das Land der Verheißung“ (Hebr. 11, 9), das Land nämlich, das der Gott Israels durch einen Schwur den Erzvätern Israels, Abraham, Isaak und Jakob, „gelobt“, versprochen hat (vergl. 1. Mos. 15, 17; 5. Mos. 6, 10. 18. 23; Hesek. 20, 42). Dieser Ausdruck bezieht sich also gar nicht auf die Fruchtbarkeit des Landes.

Anders steht es mit der Erzählung über die Kundschafter, die Moses von Kades aus in das Land Kanaan sandte, um es zu besehen, ob es fett oder mager sei, und die als

Digitized by Google

Probe für die Früchte des Landes im Tale von Eskol westlich von Hebron eine Traube abschnitten und zu zweien an einer Stange zu dem Volke brachten (4. Mos. 13, 17—20. 23). Gewiß soll damit nicht nur die Sorgfalt hervorgehoben werden, mit der die Kundschafter die köstliche Frucht behandelten, um sie Moses und dem Volke zeigen zu können,

Abb. 51. Fußwaschung der Griechen am Gründonnerstag vor der Grabeskirche in Jerusalem. Nach einer Aufnahme der American Colony in Jerusalem. (Zu Kap. XI.)

sondern auch ihre seltene Größe, um das Land dem Volke begehrenswert erscheinen zu lassen (V. 27). Nun finden sich bis heute besonders in der Gegend von Hebron sehr schöne und große Trauben, die eine Länge von 40 Zentimeter und ein Gewicht von drei Pfund erreichen, mit Beeren von der Größe einer Pflaume. Was Wunder, daß die

Digitized by Google

Abb. 52. Ein Konsulatskawaß.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 109.)

volkstümliche Sage von den Kundschaftern solche Prachtstücke herausgriff, um den Ruhm des eigenen Landes zu singen? Aber mit der Größe der Trauben von Hebron die außerordentliche Fruchtbarkeit des ganzen Berglandes beweisen zu wollen, ist nicht zulässig. Man denke nur daran, daß z. B. Griechenland, obwohl es berühmte Trauben hervorbringt, darum doch nicht auf den Ruhm großer Fruchtbarkeit im allgemeinen Anspruch erheben kann.

Aber reden nicht zahlreiche Stellen im Alten Testament von der vortrefflichen Beschaffenheit und Ergiebigkeit des Landes? Das ist richtig; eine der ausführlichsten Schilderungen dieser Art finden wir 5. Mos. 8, 7—9, wo die Bäche und Quellen, der Reichtum Palästinas an Getreide, an Baumfrüchten und sogar an Eisen gerühmt wird. Doch muß man, um dieses Lob richtig einzuschätzen, auf den Zusammenhang achten, in dem es verstanden sein will. Israel hat die Wanderung durch die unfruchtbare und arme Wüste hinter sich (V. 2—6); ihr gegenüber ist das Land Kanaan, das es nun in Besitz nehmen soll, gewiß gut und schön. Zugleich ist die Tatsache, daß die Ergiebigkeit des Landes ganz und gar von dem regelmäßigen Regenfall abhängig ist, dem Alten Testament sehr wohl bekannt und wird 5. Mos. 11, 10 f. ausdrücklich hervorgehoben.

Sprichwörtlich klingt schon im Alten Testament die Redensart, Palästina sei ein Land, darinnen Milch und Honig fließt, oder richtiger, das von Milch und Honig fließt (vergl. 2. Mos. 3, 8. 17; 13, 5; 4. Mos. 13, 27). Auch sie hat viel dazu beigetragen, um das Land Israels in den Ruf großer Fruchtbarkeit zu bringen, und es mangelt nicht an Deutungen, die diesen allgemeinen Sinn aus der Redensart herauslesen wollen. Man weist darauf hin, daß das Land noch heute reich an Schaf- und Ziegenmilch sei, freilich nur innerhalb der Regenzeiten und unmittelbar nach ihnen (vergl. oben S. 38). Man will den Honig von dem Traubenhonig verstehen, der heute aus dem ungegorenen Traubensaft in der Weise hergestellt wird, daß man ihn durch einen Zusatz von weichem Kreidekalk (hawâre, vergl. S. 24) klärt und, nachdem er abgeschöpft ist, durch Kochen eindickt. Wäre das richtig, so würde man wenigstens für den Honig eine Beziehung auf den Anbau des Landes durch Menschen, auf den Weinbau, gewonnen haben. Versteht man nämlich den Honig vom Bienenhonig, was jedenfalls am nächsten liegt, so nimmt die Redensart auf den Acker- und Gartenbau gar keinen Bezug; denn Milch und Honig werden nicht durch die Kultur des Bodens erzielt. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob man im Altertum den Traubenhonig schon zu bereiten pflegte; es ist nirgends davon in der Bibel die Rede. Daß die Redensart schon im Alten Testament einen allgemeineren Sinn gehabt hat, ergibt sich freilich aus 4. Mos. 16, 13, wo auch Ägypten ein Land, das von Milch und Honig fließt, genannt wird. Sie konnte demnach schon in Israel von einem jeden Lande gebraucht werden, das seinen Bewohnern reichlich zu leben gab. Aber damit ist die Frage nach dem ursprünglichen Sinne der Redensart nicht erledigt.

Die Bibel sagt stets nur, Kanaan sei ein Land, nicht das Land, das von Milch und Honig fließt. Wer so spricht und schreibt, weiß von mehreren Ländern, denen

Digitized by Google

dieser Ruhm zukommt. Um eine einzigartige Eigentümlichkeit Palästinas handelt es sich also überhaupt nicht. Die Milch gehört im Altertum noch ausschließlicher, als in unserer Zeit, zur Viehzucht, nicht zum Ackerbau, und was Palästina anlangt, zur Zucht des Kleinviehs, der Schafe und Ziegen, nicht zur Zucht des Rindviehs (vergl. unten S. 88). Der Honig kommt hier nicht in Betracht als Erzeugnis der Bienenzucht; denn diese ist schwerlich vor der Zeit der griechischen Eroberung durch Alexander den Großen in Palästina bekannt gewesen. Wir müssen vielmehr an den sogenannten „wilden Honig" denken, der nach den Evangelien (Mark. 1, 6; Matth. 3, 4) dem Täufer Johannes neben Heuschrecken seinen Lebensunterhalt lieferte. Wilde Bienen bereiteten ihn in Felsspalten, so daß man dem unfruchtbaren Gestein den süßen Honig entnehmen konnte (5. Mos. 32, 13; Psalm 81, 17), oder vielleicht auch in hohlen Bäumen, so daß man ihn im Walde fand (1. Sam. 14, 25 f.). Der Honig schien also zur natürlichen Ausstattung des Landes zu gehören, wie es in ähnlicher Weise einst in dem südlichen Vorlande der Karpathen der Fall war, wo die „Honigbäume" in den gewaltigen Lindenwaldungen bis in späte Zeiten hinein die Bewohner mit unermeßlichen Honigvorräten versorgten. Sobald die Waben eines solchen Bienenbaus voll sind, fangen sie an auszufließen, nnd der Honig „fließt" dann über den Erdboden. Damit ständen

Abb. 53. Musikanten aus Palästina.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 115.)

Abb. 54. Sommerhütten auf den Dorfhäusern.
Nach einer Aufnahme von Prof. Dr. Brünnow (DPV.). (Zu Seite 112.)

Digitized by Google

Abb. 55. Ein Bauer (Fellach) aus Rämallâh.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig.
(Zu Seite 112f.)

wir vor der natürlichen Erscheinung, die die volkstümliche Dichtung uralter Zeiten in dem Ausdruck festgehalten hat: „Das Land fließt von Honig.“ Daß Kanaan in alten Zeiten wirklich reich an Honig war, können wir daraus entnehmen, daß er neben Weizen, Öl und verschiedenen Gewürzen als Ausfuhrartikel genannt wird (vergl. Hesek. 27, 17; 1. Mos. 43, 11). Aber die Hände des Menschen taten nichts dazu, das Land brachte ihn hervor, wie der Wortlaut des Ausdrucks andeutet: „Das Land fließt von Honig.“ Mit der Frage der Fruchtbarkeit des Bodens infolge von menschlicher Bebauung hat er nach seinem ursprünglichen Sinne nichts zu tun. Seine Entstehung geht ohne Frage weit über die Anfänge des Volkes Israel hinauf, vielleicht bis in die Zeiten zurück, in denen das Bergland der festen Besiedelung und der regelmäßigen Kultur erschlossen wurde. Da er sich nicht ausschließlich auf Palästina bezieht, wie oben S. 58 f. hervorgehoben wurde, so muß es ungewiß bleiben, für welches Land er ursprünglich geprägt worden ist. Immerhin veranlaßt dieser Umstand dazu, bei anderen Völkern Umschau zu halten, ob sich bei ihnen ähnliche Gedanken über die natürliche, d. h. göttliche Ausstattung ihres Landes finden. Diesem Wunsche kommt eine Sammlung von Beispielen entgegen, die H. Usener besonders aus der Sage und dem Kultus des Dionysus angeführt hat. Danach wurde das reichliche Vorkommen von Honig und Milch gleichsam als die Spur der Gottheit angesehen, die ihr Fuß da, wo er die Erde berührt, zurückgelassen habe. Honig und Milch galten demnach ursprünglich als Götternahrung. Sie haben da ihre Heimat, wo die Götter wohnen, im Himmel oder wo man sich sonst den Aufenthalt der Götter dachte; sie sind aber auch auf der Erde zu finden, allerdings nur da, wohin sie die Huld der Götter mitbringt oder dauernd versetzt. Als eines der Länder, die die Götter mit so köstlichen Gaben wie Milch und Honig bedacht hätten, hat nach dieser Auffassung Palästina gegolten, und die Redensart wäre demnach geprägt nach Maßgabe dessen, was man am Honig wahrnahm, daß er nämlich über den Boden hin sich ergießt. Von der Milch läßt sich der Wortlaut des Ausdrucks auf keine Weise anschaulich machen: sie fließt nicht über den Boden, außer wenn sie verschüttet wird. Was eigentlich nur vom Honig gesagt werden kann, scheint in uneigentlichem Sinne auch von der Milch ausgesagt worden zu sein.

Der Reichtum Palästinas an Honig zeugt für ein Land, in dem die Bienen heimisch sind und beständig Blüten finden, aus denen sie den süßen Zucker saugen können, und der Reichtum an Milch beweist, daß das Land durch seine vortrefflichen Weideflächen eine Menge von Vieh ernährt, das unerschöpfliche Vorräte von Milch liefert. Das wären also die Eigenschaften Palästinas, die dieser ohne Zweifel alte Ausdruck von dem Lande zu rühmen weiß. Die Schilderung der Beschaffenheit des Landes ist von rätselhafter Kürze, das spricht für ihr hohes Alter. Wir können wohl nie eine ältere erwarten, darin liegt ihr großer Wert (vergl. S. 71 ff.).

Digitized by Google

Damit hätten wir alle die Gründe geprüft, auf die der Ruf der großen Fruchtbarkeit des Heiligen Landes zurückgeht. Das Ergebnis ist so beschaffen, daß es ihn in dem herkömmlichen Grade nicht bestätigt. Der Ausdruck gerade, der mit dichterischer Anschaulichkeit den Segen Palästinas preist, hat sich als ein solcher erwiesen, der mit dem Anbau des Landes durch Menschen nichts zu tun hat, mithin für die Entscheidung unserer Frage gar nicht ins Gewicht fällt. Wir müssen uns deshalb, wenn wir eine zuverlässige Antwort haben wollen, nach dem richten, was das Alte Testament darüber angibt und die gegenwärtige Beschaffenheit des Landes lehrt. Beides stimmt im großen und ganzen überein, wie schon die Seiten 42 und 54 f. gezeigt haben.

Wie sehr alles Wachstum von der Gabe des Himmels, dem Regen, in Palästina abhängig ist, braucht hier nicht noch einmal hervorgehoben zu werden. Es gibt deshalb nur ein Mittel, das Land von den Schwankungen der atmosphärischen Niederschläge unabhängig zu machen, nämlich künstliche Bewässerung. Für die kleinen Ebenen unmittelbar neben der Wasserscheide auf dem Rücken des Landes ist sie jedoch nur zu einem geringen Teil möglich; denn sie liegen zu hoch. Für die niedrigeren Gegenden des Gebirges müßten zahlreiche Talsperren angelegt werden, hinter denen das überflüssige Wasser der Regenzeit für den Sommer gesammelt würde — eine sehr kostspielige Sache, die mit der Zeit vielleicht hier und da, aber für das ganze Bergland bei der großen Anzahl der Regenbetten niemals ausgeführt werden kann. In den letzten Jahrzehnten ist wiederholt der Plan ausgesprochen worden, vom See Tiberias aus das niedriger liegende Jordantal bis zum Toten Meere hin zu bewässern und es dadurch in einen blühenden Garten zu verwandeln. Aber abgesehen davon, daß zahlreiche Stellen im Jordantale mit völlig unfruchtbarem Mergel bedeckt sind und jedem Versuch des Anbaus widerstehen, würde die Ausführung auch dieses Plans viele Millionen verschlingen. Wer soll sie bezahlen? Der Sultan, zu dessen Privatbesitz jetzt die ganze Jordanniederung gehört, wird es nicht tun, und einem anderen wird er es nicht erlauben. Was endlich die Küstenebene betrifft, so wäre das Wasser der kleinen Küstenflüsse für die anstoßenden Fluren ohne große Schwierigkeiten verwendbar. Aber dieser Landstrich zwischen Meer und Gebirge ist so reich an Grundwasser, daß es nicht selten Sümpfe an der Oberfläche bildet. Es würde sich daher dort nicht nur um Bewässerung, sondern auch um Entwässerung handeln. Für die Hauptteile des Landes, Küste, Bergland und Jordantal, liegt demnach die Frage der Bewässerung völlig verschieden. Dieser Umstand eröffnet so gut wie gar keine Aussichten dazu, daß die erste natürliche Bedingung der Fruchtbarkeit Palästinas, nämlich die Abhängigkeit von Wind und Wetter, in durchschlagender Weise geändert werden kann.

Abb. 56. Bauerfrau (Fellachin) aus Rämallâh. Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 112f.)

Für die Fruchtbarkeit eines Landes kommt weiter sein Boden in Betracht. Damit verhält es sich in Palästina folgendermaßen. Aus dem Kreidekalk des Gebirges bildet

Digitized by Google

Abb. 57. Der Ausfluß des Jordans aus dem See Genezareth.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Kap. XII.)

ſich unter dem Einfluſſe der Feuchtigkeit und der Luft eine rote lehmartige Erde, die außerordentlich fett iſt und zäh an der Oberfläche des Felſens klebt. Das iſt der eigentliche jungfräuliche Boden des Berglandes, der in einer Dicke von 2—20 cm das natürliche Geſtein bedeckt. Daß er ſehr ſtark mit kleineren und größeren Steinen durchſetzt iſt, braucht kaum geſagt zu werden. Er lohnt jedoch den Anbau in reichlicher

Abb. 58. Die Mündung des Nahr ez-Zerkā in den Jordan.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Kap. XII.)

Digitized by Google

Abb. 59. Das Theater in Philadelphia, dem alten Ammon, und die dahinter liegende Höhe.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Kap. XIV.)

Digitized by Google

Weise, falls er gehörig befeuchtet wird; denn er verbindet sich fest und eng mit dem Wasser. Durch eine einfache Probe kann sich jedermann in Palästina leicht davon überzeugen. Man fülle einen steinernen Trog oder einen kleinen alten Sarkophag mit solch roter Erde, pflanze Blumen oder andere junge Pflanzen, etwa den Setzling eines Orangenstrauchs oder Feigenbaums, hinein und begieße ihn regelmäßig. Man wird dann davon überrascht sein, zu welch kräftigen Büschen und Bäumchen die Pflanzen werden, obgleich sie sich mit einer verhältnismäßig geringen Menge von Fruchterde begnügen müssen. Solche Erfolge lassen sich mit der besten Erde der norddeutschen Tiefebene nicht erzielen!

Wenn dieser jungfräuliche Boden des Gebirges nun überall in reichlichem Maße vorhanden wäre, so würden sich daraus vortreffliche Aussichten auf die jährlichen Ernten ergeben. Aber daran hapert es eben! Die heftigen Regengüsse des Winters spülen von der Oberfläche fort, was nur irgend beweglich ist. Was innerhalb einer Ebene oder Mulde lagert, ist vor dem Abgleiten ins Tal gesichert. Solche Striche finden sich in dem südlichen Gebirge neben der Wasserscheide in größerem und kleinerem Maßstabe wiederholt; ich nenne hier die Hochebene von er-Räme nördlich von Hebron (1020 m), die wasserreiche Quellgegend des Wädi el-'Arrûb, die mit Jerusalem durch eine wahrscheinlich von Herodes erbaute Wasserleitung in Verbindung steht, die lose zusammenhängenden kleineren Hochflächen von Bethlehem an im Süden bis nach Bêtîn, d. i. Bethel, und Rámalláh im Norden (800—900 m), vor allem aber die schöne Ebene el-Machna östlich von Nâbulus, dem Neapolis der Römer, dem alten Sichem. Sie liegt etwa 550—600 m über dem Meere und dehnt sich in dem einen Zipfel 9—10 km lang am östlichen Fuß des Berges Garizim aus, während sich der andere Zipfel 8 km weit nach Osten zwischen die Berge hineinschiebt. Sie ist berühmt durch ihren guten Weizen. Weiter nördlich sind größere und kleinere Ebenen zwischen den loser gelegten

Abb. 60. Reste der Säulenstraße in Sebastije (Samaria).
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Kap. XI.)

Digitized by Google

Abb. 61. Am Brunnen von Nazareth.
Nach einer Aufnahme von Baurat Bonfils in Beirut. (Zu Seite 146.)

Maschen der Bergzüge im Westen der Wasserscheide die Regel, z. B. bei dem alten Dothan 1. Mos. 37, 14—17, und ähnlich ist die Oberfläche in Galiläa gestaltet, sowohl im unteren Teil um Nazareth und Kafr Kenna, als auch im oberen Teil um Safed, Mêrôn und Kedes. Alle diese Strecken haben ursprünglich den fruchtbaren, mineralhaltigen Boden, der durch Verwitterung des Kreidekalks entstanden ist, abgesehen von einigen Gegenden Galiläas, deren Oberfläche vulkanisch ist. Sie machen aber zusammen nur einen verschwindend kleinen Teil des Berglandes aus. Von den Höhen, Abhängen und Talwänden, die häufig sehr steil sind, führen die heftigen Regengüsse des Winters die fruchtbare Mineralerde abwärts in die tief eingefurchten Wasserbetten, wo sie sich mit dem Geröll zu dem Geschiebe verbinden, das alljährlich weiter in die Küstenebene und bis zum Meere vordringt. Dadurch wird das Gebirge immer unfruchtbarer und die Möglichkeiten des Anbaus werden immer geringer; denn die Ackerkrume nimmt ab und das nackte Gestein tritt zutage. Wenn die Abhänge der Berge in Terrassen verwandelt würden und es dadurch gelänge, die Fruchterde festzuhalten, so wäre dieser Gefahr vorgebeugt. Das ist nun eine im alten Palästina häufig geübte Kunst. Wenn sie auch zunächst dem Wunsche entsprungen sein mag, statt der einen schrägen Fläche des natürlichen Gehänges mehrere ebene Flächen für den Anbau zu haben, so kann doch schon damals die Wahrnehmung mitgewirkt haben, daß ohne solche Anlagen die Ackerkrume

Digitized by Google

Abb. 62. Schilfhütten an der Jordanbrücke. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 152.)

von den Bergen hinweggespült wird. Auf die Spuren von alten Terrassen stößt man gegenwärtig nicht selten; die Dummheit und Trägheit der Bewohner hat sie verfallen lassen. Erst in den letzten 30—40 Jahren hat man wieder begonnen, an den Bergen Terrassen anzulegen, besonders um Weinstöcke zu pflanzen. Die Arbeit lohnt die Mühe wohl, aber sie ist schwierig und bessert immer nur ein geringes Teilchen des Gebirges, während der elementaren Gewalt der jährlichen Regengüsse das ganze Bergland unterliegt.

Für eine Humusbildung anderer Art, etwa aus vegetabilischen und animalischen Stoffen, sind die Bedingungen auf dem Gebirge im Westen des Jordans nicht günstig. Die Höhen sind zu kahl, infolgedessen sind solche Stoffe, die durch Vermoderung in Humus übergehen könnten, nur wenig vorhanden, und das Wenige, das sich findet, wird durch die Winde fortgetragen oder im Winter von dem Regen hinweggespült. In einzelnen Gegenden des Ostjordanlandes liegen die Verhältnisse günstiger, namentlich wo der Wald noch in größeren Beständen vorhanden ist. Man findet dort unter den Kiefern zwischen Süf und 'Adschlün den Boden sogar mit Moos bewachsen, eine im Westen des Jordans ganz unbekannte Erscheinung. Anderwärts ist die Grasnarbe unter den Eichen ziemlich fest geschlossen. Durch beides wird das rasche Abfließen der Niederschläge verhindert und die Humusbildung begünstigt. Solche Gegenden zeichnen sich durch eine Frische des Wachstums und durch ihr lebhaftes Grün in einer auffallenden Weise aus. Sie überraschen jeden, der vorher nur das westliche Bergland kennen gelernt hat, durch ihr freundliches, farben- und kraftreiches Aussehen, das den Deutschen an bekannte Landschaftsbilder seiner Heimat erinnert.

Besser als mit dem Berglande, das Israels eigentliche Heimat war, steht es mit einigen anderen Gegenden Palästinas. Das Vorland zwischen der Küste und dem Gebirge hat bei Lydda, er-Ramle und Jafa fruchtbare und gut angebaute Felder und Gärten. Ähnliche Erträge liefert die Ebene südlich von Nazareth, zwischen dem Karmel im Westen und dem Tabor im Osten, der Merdsch Ibn 'Amir, wie er heute genannt wird. Die Fruchtbarkeit dieses Landstrichs wird schon durch den ältesten Namen, den wir dafür kennen, gepriesen. Er ist ohne Zweifel älter, als Israels Aufenthalt im Lande und lautet Jesreel, d. h. „Gott säet", als ob Gott selbst, nicht der Mensch, hier den Pflug führte und den Samen ausstreute (die Griechen haben den Namen zu

Digitized by Google

Esdrelom umgestaltet; im Mittelalter wurde Stradella daraus). Der Boden ist meistens braune verwitterte Lava. Er kann freilich nur nach reichlicher Durchfeuchtung im Winter bearbeitet werden, weil er unter den Strahlen der sommerlichen Sonne rissig und hart wie Stein wird; aber er liefert gute Erträge. Noch fetter und fruchtbarer ist wohl der fast schwarze vulkanische Boden der Hochebene östlich vom Tabor. Die eigentliche Kornkammer Palästinas ist jedoch die Haurân-Ebene vom Fuße des Haurângebirges im Osten westwärts bis zum oberen Jarmuktal und dem Scholân oberhalb des Sees Genezareth, das alte Basan. Ihr Boden besteht aus rotbrauner Lava, vermischt mit vulkanischer Asche und Sand; große Lavabrocken liegen noch in Menge darauf. Sie halten die Feuchtigkeit zusammen und verhindern dadurch, daß die Oberfläche allzurasch austrocknet und rissig wird wie in der Jesreelebene. Was im Westjordanland an den besten Stellen als ein hoher Ertrag geschätzt wird, das gilt hier als eine geringe Ausbeute. Denn ein dreißig-, ja ein fünfunddreißigfacher Ertrag des Weizens ist nicht selten, und vierzig- bis fünfzigfache Erträge sind sicher nachgewiesen. Die schönen, fast durchsichtigen Körner des Haurânweizens werden neben dem Getreide vom östlichen Fuße des Taborberges am höchsten bezahlt. Aber diese glänzenden Erfolge des Ackerbaus im Haurân dürfen wir in die Zeiten Israels nicht zurückverlegen. Damals war diese Gegend Weideland; erst Herodes der Große hat dem Unwesen der räuberischen Beduinen mit kräftiger Hand gesteuert, die feste Besiedelung des Gebiets begonnen und es dadurch unter den Pflug gebracht.

Auch das Jordantal hat einige Strecken, die den Anbau reichlich lohnen. An der Nordostecke des Sees von Tiberias dehnt sich eine kleine Ebene aus, el-Ebtêcha genannt, 5—7 km lang, $2\,^1/_2$ km breit. Ihr Boden ist schlammig und zähe, er war vermutlich einst vom Seewasser bedeckt, hat sich aber durch die Ablagerungen der hier mündenden Flüsse, die vulkanische Erde und Geröll zu Tale führen, nach und nach gehoben. Zahlreiche, starke Quellen entspringen am Nordrande und lassen ihr Wasser über deren Fläche hin in den See abfließen. Hier ist also alles vorhanden, was zu einem lohnenden

Abb. 63. Ein Dampfboot auf dem Jordan. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 155.)

Digitized by Google

Anbau erforderlich ist, guter Boden und reichliche Bewässerung; daher liefert die Ebene selbst den Halbbeduinen, die sie bebauen, drei Ernten im Jahre. Wenn das Getreide im Mai oder Juni geschnitten ist, so werden die Felder gepflügt, bewässert und mit Welschkorn besäet. Sobald dieses abgeerntet ist, werden noch Gemüse und Wassermelonen darauf gepflanzt. Alle drei Ernten fallen reichlich aus und die Ertragsfähigkeit des Bodens ließe sich durch sorgfältigere Behandlung gewiß noch steigern. Die Fruchtbarkeit der kleinen Ebene erinnert an die begeisterten Töne, in denen Flavius Josephus um 90 n. Chr. das Lob der Ebene Genezareth an der Westseite des Sees singt (vgl. unten S. 146). Diese liegt jetzt unbebaut und verlassen.

Südlich vom See Genezareth ist die Gegend an beiden Ufern des Jordans sehr fruchtbar. Der Boden ist steinlos und fett, er läßt sich teils aus dem See, teils aus mehreren Nebenflüssen des Jordans leicht bewässern und der Anbau geht seit einer Reihe von Jahren vorwärts. Ein schöner Fleck des Landes ist der Ort Bêsân, das Bethsean des Alten Testaments, später Scythopolis genannt, etwa 100 m unter dem Mittelmeer gelegen, aber noch 200 m über dem Jordanfluß. Er liegt in dem nördlichen Teil einer Terrasse, die, in der Gestalt eines Dreiecks mit der Spitze nach Süden, als Vorstufe zwischen dem eigentlichen Jordangraben und dem Berglande sich ausdehnt. Die ganze Terrasse hat von Natur reichlich Wasser, der Ort selbst zahlreiche Quellen, deren Bäche in rauschender Eile dem Nahr Dschâlûd, dem Goliathsfluß, zueilen. Viele alte Wasserleitungen zeugen noch davon, welche Sorgfalt man einst angewandt hat, um das befruchtende Naß der Quellen nach den höher und trockener gelegenen Gegenden zu bringen. Seit 1878 hat der Sultan hier Tscherkessen sich ansiedeln lassen, die den ihm gehörigen Grund und Boden bebauen sollen. Auch sonst im Jordantal, wo eine starke Quelle oder ein wasserreicher Fluß den dürren Boden befruchtet, kann sich das Auge an einem frischen, sogar üppigen Wachstum erfreuen; so am unteren Lauf des Wâdi el-'Arab, des Wâdi 'Abschlûn und des Nahr ez-Zerkâ am östlichen Ufer, ferner am mittleren Wâdi Fâr'a auf der westlichen Seite. Am bekanntesten ist die Oase von Jericho, zur Zeit Jesu ein Gebiet von fast sagenhafter Fruchtbarkeit, heute ein elender Ort mit einer heruntergekommenen, fast negerhaften Bevölkerung. Wenn nicht um 1880 der gelehrte und energische Archimandrit Antonin vom Russenbau in Jerusalem neben dem von ihnen gebauten Hospiz einen Garten angelegt und dort junge Palmen und andere Fruchtbäume angepflanzt hätte, so würde man heute nach den „Palmen von Jericho" vergeblich suchen. Die Umgebung ist gegenwärtig fast völlig verwahrlost. Östlich vom Jordan dehnt sich eine noch umfangreichere Oase aus, nämlich vor den Ruinen-

Abb. 64. Die Aksa-Moschee auf dem Haram in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 144.)

Digitized by Google

Abb. 65. Das Dorf Sanur. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 111.)

stätten Tell Nimrin, Tell el-Kefrên und Tell er-Râme am Fuße der Berge. Schönes Getreide bedeckt im Frühsommer ihre Oberfläche, das Wasser einiger Gebirgsbäche wird durch lange Leitungen über sie verteilt.

Blicken wir nun zurück! Wir haben eine ziemlich große Zahl von fruchtbaren Gegenden Palästinas kennen gelernt. Nur die wenigsten davon liegen im Berglande, das Israels eigentliches Gebiet war, und dem daher die Aussagen des Alten Testaments gelten. Auf sie alle aber trifft die gleiche Regel zu, daß sie ohne ordentliche Bewässerung und ohne sorgfältigen Fleiß des Landmanns mehr oder weniger versagen. Wenn die Kräfte der Natur, ein fruchtbarer Boden, Regen und Sonnenschein, und die Kräfte des Menschen in richtigem Maße zusammenwirken, dann gibt es an den fetten Stellen des Landes reiche und sehr reiche Ernten, auf dem Gebirge aber nie mehr als mäßige Erträge. Wie gering wird aber die Zahl der Jahre sein, in denen man von einem normalen Zusammenwirken aller Kräfte zugunsten einer reichen Ernte reden kann? Sehr lehrreich ist dafür, was die Erfahrung auf den Bergen Judäas ergeben hat: man rechnet alle vier Jahre eine volle und drei geringe oder schlechte Ernten! Gewiß wird das Verhältnis in den fruchtbareren Gegenden des Landes günstiger sein. Aber selbst für sie kann die landläufige Vorstellung über den hohen Grad der Fruchtbarkeit Palästinas nicht gelten. Es ist ein Irrtum, sich Palästina wie eine Art Schlaraffenland zu denken, in dem die gebratenen Tauben dem glücklichen, jeder Arbeit enthobenen Bewohner in den Mund flögen. Viele Abendländer sind in solchem Glauben nach dem Osten gefahren und in großer Enttäuschung zurückgekehrt! Sie spiegelt sich z. B. in dem Urteil des Grafen Botho von Stolberg (1493), der ohne Bedenken seiner Goldenen Aue am Kyffhäuser den Vorzug gibt, noch mehr aber in den Worten, die dem Hohenstaufenkaiser Friedrich II. nachgesagt werden: „Wenn Gott das schöne Land Neapel gekannt hätte, würde er seinen Sohn nicht in dem elenden, steinigen Palästina haben herniedersteigen lassen.“ Das Land ist an dieser Enttäuschung nicht schuld, vielmehr die Reisenden, die es mit einer wohl scheinbar begründeten, in Wahrheit jedoch grundlosen Meinung betreten haben.

Bisher ist nicht die Rede gewesen von solchen Teilen des Berglandes, die jedem Anbau spotten. Sie dürfen, um das Bild vollständig zu machen, nicht übergangen werden. Zunächst gehören hierher die steilen Gehänge, die die östliche Abdachung der Wasserscheide nach dem Jordangraben zu bilden (vgl. das Profil Abb. 18). Auf der obersten Stufe sind sie in der Regel noch bebaut. Je weiter abwärts man kommt, desto steiler werden sie. Auf der untersten Stufe gleitet der winterliche Regen so rasch über die Oberfläche dahin, daß er dem Boden keine Fruchtbarkeit mehr zu geben vermag. Hier findet auch das Vieh keine Weide. Der südliche, zugleich breiteste Teil dieses Abfalls zum Jordan

Digitized by Google

heißt im Alten Testament die Wüste Juda (vgl. S. 155). Sodann sind ausgedehnte Strecken auf dem Gebirge vorhanden, wo das harte, spitzige Missi-Gestein (vergl. S. 19) in Bänken oder Blöcken zutage liegt, z. B. nordwestlich von Jerusalem und westlich von Bethlehem. Wohin man sieht und tritt auf dem Boden, alles nur Steine, Steine! Wenn ich zwischen ihnen umherkletterte, so fiel mir dabei wohl die nicht unwitzige Schilderung der salomonischen Zeiten ein, die 1. Kön. 10, 27 zu lesen ist: „Und der König (Salomo) machte, daß des Silbers zu Jerusalem soviel war wie die Steine.“ Soviel Silber wie Steine in Jerusalem — das wäre ein Reichtum! Wahrlich schöner, als wenn Weizen auf den Steinen wüchse!

Was die menschliche Arbeit für den Boden in Palästina bedeutet, das haben innerhalb unserer Generation die deutschen Kolonisten aus Württemberg, die sich dort niedergelassen haben, den Einwohnern des Landes bewiesen. Durch ihre Tüchtigkeit und durch ihren Fleiß haben sie um ihre Kolonien Felder und Gärten geschaffen, wie sie sicherlich seit langer Zeit nicht, vielleicht noch nie im Lande gesehen worden sind. Ihr Beispiel hat auf die einheimischen Bauern großen Eindruck gemacht; aber so sehr sie sich auch bemüht haben, dem deutschen Vorbilde zu folgen, es wird einem geübten Beobachter nicht schwer fallen, zwischen einem deutschen und einem arabischen Acker oder Weinberge zu unterscheiden. Nicht nur die Ordnung und Sauberkeit ist größer, sondern der Stand der Pflanzen ist auch besser. Während der einheimische Bauer nicht zu düngen pflegt — nur die Fellachen bei Hebron machen eine rühmliche Ausnahme — düngen die deutschen Bauern reichlich, und während der einheimische Pflug den Boden nur aufreißt, lassen sich die deutschen Kolonisten ein tieferes Umbrechen des Bodens angelegen sein.

Daraus ergibt sich, daß der Boden Palästinas ebenso wie anderwärts die Arbeit des Menschen fordert und lohnt. Das Maß der Arbeit ist naturgemäß verschieden. Sie ist leichter in den ebenen Gegenden und wird schwerer, je höher man ins Gebirge kommt. Vom einfachen Pflügen steigt sie bis zum mühsamen Terrassenbau. Der Ertrag aber ist bei den klimatischen Verhältnissen des Landes in hohem Grade, ja fast ausschließlich davon abhängig, daß Regen und Sonnenschein zur rechten Zeit das ihre tun.

VII.

Fruchtbarkeit und Klima in alter Zeit.

Die Meinung von der außerordentlichen Fruchtbarkeit Palästinas hat neben anderen Gründen den Anlaß zu der Frage gegeben, ob nicht in der Zeit, als Israel das Land beherrschte, die Erträge des Acker- und Gartenbaues größerer und sicherer gewesen seien als jetzt, und ob deshalb nicht an eine Änderung des Klimas gedacht werden müsse, durch die das Land jetzt weniger fruchtbar geworden sei. Diese interessante, schon S. 33 berührte Frage wollen wir jetzt näher beleuchten.

Um Mißverständnisse auszuschließen, muß vorweg bemerkt werden, daß das Klima Palästinas in der Diluvialzeit bei dieser Frage nicht in Betracht kommt. Wie dieses beschaffen gewesen ist, davon war S. 29 die Rede. Hier soll vielmehr erwogen werden, ob sich das Klima Palästinas innerhalb der geschichtlichen Zeiten, innerhalb der Jahrtausende, für die uns schriftliche Nachrichten zur Verfügung stehen, geändert hat oder nicht. Es bleibt also auch die Zeit des Übergangs vom Diluvium zum Alluvium außer dem Spiel, die Zeit, in der unser Planet die großen elementaren Veränderungen erlebte, aus dem sich seine jetzigen Verhältnisse entwickelt haben.

Irgendwelche Nachrichten, die das Klima unmittelbar berühren, besitzen wir nicht. Meteorologische Beobachtungen sind im alten Palästina nicht vollzogen worden; von dem wissenschaftlichen Problem, das hier vorliegt, hatte man keine Ahnung. Wir können der Sache daher nur auf indirektem Wege beikommen, nämlich so, daß wir Klima und Fruchtbarkeit miteinander verbinden und gelegentliche Angaben über die Erträge oder die Beschaffenheit des Landes darauf prüfen, ob man ihretwegen einen Wechsel im Klima

Digitized by Google

Abb. 66. Straßenleben in Damaskus. Nach einer Aufnahme von Charles Scolik sen. in Wien VIII. (Zu Seite 104.)

annehmen muß oder nicht. Daß sich Palästina mit seiner ganzen Umgebung gegenwärtig in einer großen Trockenperiode befindet, steht fest; darüber ist kein Streit.

Die älteste Schilderung des Heiligen Landes, die wir kennen, ist nach S. 58 der bekannte Lobpreis: „ein Land, das von Milch und Honig fließt.“ Wie oben ausgeführt wurde, ist damit ein Land gemeint, das zu allen Zeiten des Jahres den Bienen würzige Blumen und dem Milchvieh grünes Futter liefert. Paßt nun diese Schilderung noch auf die heutigen Verhältnisse? Wenn wir uns den Inhalt des vierten Abschnitts ins Gedächtnis zurückrufen (S. 33 ff.), so werden wir zögern, die Frage mit Ja zu beant-

Digitized by Google

worten. Das Land ist jetzt mit Milch nur im Frühjahr und im Anfang des Sommers gut versorgt, in den übrigen Monaten aber milcharm. Der Grund dafür ist, daß es während fünf Monaten völlig an Grünfutter fehlt, daß die Stallfütterung bei den einheimischen Bauern nicht üblich ist und daß es schwer hält, geeignete Ersatzstoffe für das Grünfutter zu beschaffen. Es klingt sehr günstig, wenn man hört, daß eine gute Stallkuh im Frühjahr täglich bis zu 18 Liter Milch liefert, eine Ziege bis zu 3 Liter. Berechnet man aber den Tagesdurchschnitt fürs Jahr, so stellt sich heraus, daß sorgsam gepflegte Kühe, denen im Sommer Ersatz für das Grünfutter gereicht wird, nicht mehr als zwei bis drei Liter Milch täglich geben. Obgleich es im Frühjahr selbst bei armen Bauern Milch im Überfluß gibt, so daß sie saure Milch, Lebn genannt, fast regelmäßig vorrätig haben, so steht die Milch doch hoch im Preise. In Jerusalem muß man das Zwei- bis Vier-

Abb. 67. Händler in den Straßen Jerusalems. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 104.)

fache des in Deutschland üblichen Preises zahlen, in Haifa das Zwei- bis Dreifache; selbst in dem kleinen Nazareth ist die Milch teurer als bei uns. Daß man die Milch gelegentlich auch geschenkt bekommt, fällt dagegen nicht ins Gewicht. Es ist nun undenkbar anzunehmen, daß den Leuten, die unsere uralte Formel geprägt haben, hinsichtlich der Milch die gleichen Verhältnisse in Palästina vorgelegen haben, die sich heute finden. Zu ihrer Zeit muß das Land ungleich reicher an Milch und darum auch an grüner Weide gewesen sein, dieser Schluß ist schwer zu umgehen.

Ist Palästina in der Gegenwart — so fragen wir weiter — reich an Honig? Für die Beantwortung dieser Frage ist schon die Tatsache wichtig, daß heute ein Schwarm von wilden Bienen nicht häufig angetroffen wird, daß demnach der „wilde Honig“ (Mark. 1, 6) als Nahrungsmittel keine Bedeutung hat, daß vielmehr der Honig des Landes durch Bienen z u c h t gewonnen wird. Was der Eingeborene unter Bienenzucht versteht, verdient freilich diesen Namen kaum. Sein Bienenstock ist eine Röhre oder ein zylinder-

Digitized by Google

artiger Topf aus schlechtem Ton, der 60 cm lang und 25 cm weit ist. Er hat vorn das Flugloch für die Bienen und wird hinten durch einen mit Lehm angeklebten Deckel fest verschlossen. Einmal im Jahre werden die Röhren geräumt, indem man die Bienen betäubt, die Hälfte ihres Honigs herausnimmt und dabei die Wachswaben zerstört, so daß die Tierchen alljährlich genötigt werden, einen Teil ihrer Arbeit auf die Herstellung neuer Waben zu verwenden. Die Stöcke pflegt man an einem geschützten Ort des Dorfes zu einem Haufen übereinander zu stellen, sich sonst aber um die Bienen nicht zu kümmern. Der Ertrag eines Topfes wird auf drei Kilogramm Honig und ein Kilogramm Wachs geschätzt. Ganz anders steht es mit der Bienenzucht, die durch deutsche Imker, besonders durch den Elsässer H. Baldensperger, in der abendländischen Weise betrieben wird.

Abb. 68. Hof des deutschen Konsulats in Damaskus.
Nach einer Aufnahme von Charles Scolik sen. in Wien VIII. (Zu Seite 156.)

Auf der deutschen Kolonie Sarona (s. S. 130) pflegt ein Stock durchschnittlich 12—15 kg Honig zu liefern, und Baldensperger erzielt den doppelten Ertrag oder noch mehr dadurch, daß er den Standort seiner Stöcke vom Februar bis August zwischen Jafa und Artâs bei Bethlehem, d. h. in einer Entfernung von 70—80 km, vier- bis fünfmal wechselt. Nach dieser glänzenden Ausbeute darf man jedoch die Verhältnisse in der alten Zeit durchaus nicht beurteilen, da man ehemals den Bienen gewiß nicht eine solche Sorgfalt gewidmet, ja im frühesten Altertum ihre Zucht wahrscheinlich überhaupt nicht betrieben hat (vgl. S. 59). Und abgesehen von den Erfolgen deutscher Bienenzüchter ist Palästina durchaus nicht ein an Honig so reiches Land, daß man danach seinen Vorzug vor anderen Ländern bestimmen könnte; ja der „wilde Honig", nach dem oben S. 59 f. der ursprüngliche Sinn der bekannten Redensart erklärt worden ist, fehlt in der Gegenwart so gut wie ganz.

Digitized by Google

Abb. 69. Eine durch Feuer beschädigte Terebinthe.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa. (Zu Seite 79.)

Wenn nun die uralte Schilderung des Landes auf die heutigen Verhältnisse nicht mehr paßt, so liegt hier ohne Zweifel eine Veränderung in der Beschaffenheit Palästinas vor. Das Land bietet nicht mehr eine so fette Weide für das Vieh, nicht mehr einen so großen Reichtum an Blüten für die Bienen dar wie damals, als man es zu den „von Milch und Honig fließenden" Ländern zählte. Was ist der Grund? Hitze hat Palästina in der Gegenwart genug; in mangelnder Wärme wird man darum den Grund nicht suchen. Was fehlt, ist hingegen die Stetigkeit und Regelmäßigkeit der Niederschläge im Laufe des ganzen Jahres. Man wird geneigt sein, anzunehmen, daß diese in alter Zeit wenn auch nicht reichlicher, so doch günstiger über die Monate verteilt waren, so daß das Vieh nicht einen fünfmonatigen Mangel an Grünfutter zu leiden hatte, und die Bienen allezeit honigsüße Blüten fanden, ohne daß sie, wie jetzt von Baldensperger, spazieren gefahren wurden. Die Periode der Trockenheit, die das Land durchmacht, hat sich vor einigen Jahrtausenden — so alt kann die Redensart von Milch und Honig sein — noch nicht so fühlbar gemacht wie jetzt, wo sie selbst dem, der zum ersten Male im Lande reist, sofort in die Augen fällt. Zuverlässige Beobachter des Landes glauben sogar in den letzten Jahrzehnten ein auffallend starkes Zurücktreten der Quellen bemerkt zu haben, so daß die Austrocknung des Landes mit Riesenschritten vorwärts ginge. Sie mögen mit ihrer Beobachtung recht haben; aber vielleicht kommt bald eine Reihe von anderen Jahrzehnten, in denen reichlichere Niederschläge die Quellen wieder steigen lassen. Große von der Natur selbst bewirkte Veränderungen vollziehen sich außerordentlich langsam und in zahlreichen einzelnen Abschnitten; sie bemessen sich nicht nach Jahrzehnten, sondern nach Jahrhunderten und Jahrtausenden. Ihren festen Gang kann der Mensch nicht ändern; höchstens gelingt es ihm durch seine Arbeit, hier und da eine winzige Kleinigkeit zu verschieben.

Während die Hand des Menschen zu diesem Wechsel nichts tun kann, läßt sich eine zweite Veränderung feststellen, die die Bewohner selbst herbeigeführt haben — sehr zum

Digitized by Google

Schaden des Landes. Das ist die fortschreitende Ausrottung des Waldes, die wir mit Hilfe alter Nachrichten und durch die Prüfung der jetzt noch vorhandenen Reste zweifellos nachweisen können. Der hieroglyphische Papyrus Golenischeff erzählt von der erlebnisreichen Reise eines Ägypters Uno-Amon nach der im Altertum wohlbekannten Hafenstadt Dor in Palästina. Sie lag in der südlichen Nachbarschaft des Karmel, 25 km von dem Karmelvorgebirge entfernt, an der Stelle des heutigen kleinen Dorfes Tantûra. Der Ägypter soll von dem Fürsten Bidir der Zakkari, eines mit den Philistern in Palästina eingewanderten Stammes, Bauholz für das von jeher holzarme Ägypten einkaufen und beruft sich in den Verhandlungen mit ihm darauf, daß schon des Fürsten Vater und Großvater Holz an die Ägypter verkauft hätten. Nach der im Papyrus enthaltenen Zeitangabe haben diese Handelsbeziehungen um 1150—1100 v. Chr. stattgefunden, etwa hundert Jahre später, als Israel in Kanaan einwanderte, und dreitausend Jahre vor unserer Zeit. Nun sehe man sich heute diesen sandigen Küstenplatz und seine kahle Umgebung darauf hin an, daß die Ägypter zu Schiff hinfahren, um Holz dort einzukaufen! Der ganze Holzhandel an dieser Stelle ist für die gegenwärtigen Verhältnisse einfach unverständlich. Es gibt auf den Höhen und namentlich in den Tälern des Karmel jetzt noch Wald; aber daß man ihn für Handelszwecke ausbeuten könnte, fällt niemandem ein. Man hat in Palästina ja so wenig Holz, daß alle festeren Bretter und stärkeren Balken von auswärts, aus den Waldungen der südlichen Alpen, dorthin eingeführt werden müssen. Es hat aber noch um 1100 v. Chr. in der Umgebung von Dor völlig anders ausgesehen als jetzt. Der schwindende Bestand an Waldbäumen, der noch gegenwärtig auf dem Karmel vorhanden ist, und die hier und da in der Ebene Saron vereinzelt stehenden alten Bäume sind die ärmlichen Reste eines großen Waldes, der sich vom Karmel meilenweit südwärts in die Küstenebenen und ostwärts ins Gebirge ausgedehnt hat. Dieser Wald lieferte den Bewohnern von Dor die Bretter und Balken, die sie an die Ägypter verkauften. Das ist die wichtige Belehrung, die wir in dieser Hinsicht dem Papyrus Golenischeff verdanken.

Im Alten Testament finden wir nicht wenig Stellen, die uns in der Auffassung bestärken, daß das Gebirge Palästinas einst von Wald bedeckt war. Ich will hier nur einige davon anführen. In die ältesten Zeiten der Ansiedlung Israels in Kanaan führt

Abb. 70. Säulenstraße in Dscherasch im Ostjordanlande. Mit Erlaubnis des Palestine Exploration Fund.
(Zu Seite 156.)

Digitized by Google

uns die kleine Erzählung Jos. 17, 14—18. Der Stamm Joseph hat bereits einen Teil des Gebirges fest besiedelt, aber das Gebiet ist zu klein für seine Leute. Als sie ihre Beschwerde vor Josua bringen, rät ihnen dieser, sie sollten den Wald in den höheren Gegenden des Berglandes umhauen und sich dort ansiedeln. Wir erfahren aus dieser Erzählung, daß im zwölften Jahrhundert vor Christus oder noch später das Gebirge durchaus nicht ganz urbar gemacht worden war, und daß man es urbar zu machen pflegte durch Vernichtung des Waldes, genau so wie es heute in gewissen Teilen des Ostjordanlandes geschieht (vgl. S. 79). Der Wald, der hier gemeint ist, hing wahrscheinlich nach Süden zu zusammen mit dem anderen, in dem Jonathan, der Sohn Sauls, bei der Verfolgung der Philister den Honig der wilden Bienen fand (1. Sam. 14, 25 bis 27). Noch in den jüngeren Schriften des Alten Testaments wird das Vorhandensein von Wald auf dem Gebirge als etwas Selbstverständliches betrachtet. Der Prophet Hesekiel führt in Kapitel 21 mehrere Drohungen gegen Jerusalem und sein Gebiet ein durch das Gleichnis, daß Gott den „Wald des Südlandes" durch ein unlöschbares Feuer vernichten werde. Mit dem Südlande meint er die Umgebung von Jerusalem. Er konnte aber das Bild eines Waldbrandes für sich und seine Volksgenossen nur dann hier in wirksamer Weise verwenden, wenn es in der Umgebung Jerusalems wirklich noch Wälder gab. Würde ein Schriftsteller jetzt von dem Gebiete Jerusalems unter dem Bilde eines Waldes reden, so müßte man auf den Gedanken kommen, er wolle mit Absicht unverständlich sein; denn die Umgebung dieser Stadt ist jetzt völlig kahl, abgesehen von einer Anzahl Ölbäume, die aber niemand als Wald bezeichnen wird (die Abb. 44 u. 72). Es klingt zwar für den, der sich die gegenwärtige Umgebung der Stadt eingeprägt hat, äußerst befremdlich, daß er sich für die alten Zeiten einen wenn auch losen Bestand von Bäumen oder Buschwerk hinzudenken soll. Aber es ist ehemals tatsächlich anders gewesen als jetzt. Als Nehemia in der Eigenschaft eines persischen Statthalters die Erlaubnis erhalten hatte, Jerusalem neu zu befestigen, soll ihm Asaph,

Abb. 71. Die Säulen des Sonnentempels in Dscherasch im Ostjordanlande. Nach einer Aufnahme von Dumas in Beirut. (Zu Seite 156.)

Digitized by Google

Abb. 72. Jerusalem und das Kidrontal, von Süden. Nach einer Aufnahme aus der Sammlung des Verfassers. (Zu Seite 137.)

Abb. 73. Der Bergkegel der Feſtung Maſada am Toten Meer.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Kap. XIV.)

„der Holzfürſt des Königs“, wie Luther überſetzt — man hat an den Aufſeher des königlichen Forſtes zu denken — die dazu erforderlichen Balken liefern. Dieſer Beamte wohnte damals in Jeruſalem, und der königliche Forſt gehörte zu dem Gebiete der Stadt. Er wird ſich vermutlich decken mit dem Walde, den der Prophet Heſekiel Kapitel 21 im Auge hat, und iſt heute nur noch in einigen Reſten vorhanden. Der eine iſt der kleine Hain bei Bêt Machſîr weſtlich von Jeruſalem, der als ſtreng unverletzlich gilt, der andere iſt ein ziemlich anſehnlicher Beſtand von Buſchwald, der ſich an der Waſſerſcheide zwiſchen Bethlehem und Hebron in den Anfängen des Wâdi el-'Arrûb befindet. Die Berge um Jeruſalem haben ihren letzten grünen Schmuck verloren durch die Römer, als ſie 70 n. Chr. die Stadt belagerten. Joſephus erzählt nämlich, daß Titus für die Anlage des Walles, mit dem er Jeruſalem einſchloß, alle Bäume ringsum habe fällen laſſen. Was Titus vorgefunden hat, wird nicht ein geſchloſſener Beſtand von Hochwald geweſen ſein; ich denke mir die Umgegend der Stadt damals etwa ſo, wie heute die Berge von es-Salt im Oſtjordanlande ausſehen, auf denen noch zahlreiche hohe Bäume von dem früheren Waldbeſtande übrig geblieben ſind. Selbſt zur Zeit der Kreuzzüge ſtand noch Hochwald auf dem ſüdlichen Berglande, in dem die Kreuzfahrer Bauholz ſchlagen ließen, und in den Kämpfen des engliſchen Königs Richard Löwenherz wird in der Ebene Saron nordweſtlich von Lydda ein Wald erwähnt, als deſſen letzte Zeugen die Eichen nordöſtlich von Jafa und weſtlich von Nâbulus zu betrachten ſind. In ähnlicher Weiſe hat man die kleinen Haine zwiſchen Haifa und Nazareth und in Obergalilâa zu beurteilen.

Das Oſtjordanland, genauer geſagt das Gebirge des 'Adſchlûn ſüdlich vom Jarmuk, liefert in der Gegenwart das lehrreichſte Beiſpiel nicht nur dafür, wie die Berge des Weſtjordanlandes im Schmuck ihrer Bäume einſt ausgeſehen haben, ſondern auch dafür, wie der Wald zerſtört wird. Der Boden iſt hüben und drüben genau der gleiche Kreidekalk, die klimatiſchen Verhältniſſe ſind im Weſten noch etwas günſtiger als im Oſten,

Digitized by Google

wo sich der Einfluß der trockenen Wüste schon geltend macht. Sind jetzt die Berge östlich vom Jordan bewaldet, so werden die Berge im Westen einst von der Natur nicht schlechter bedacht worden sein. Der Mensch ist es, der für seine Bedürfnisse die Bäume im westlichen Palästina nahezu gänzlich ausgerottet hat, während sich das Ostjordanland infolge seiner größeren Verborgenheit und geringeren Kultur noch schöne Strecken des ursprünglichen Waldes erhalten hat. Zugleich kann man hier jeden Tag sehen, wie roh und schonungslos der Bauer gegen diesen köstlichen Schmuck seiner Heimat wütet. Abb. 69 zeigt uns eine Terebinthe, deren Zweige abgehauen und deren Stamm schwer verletzt ist. Bäume in solch einem bedauerlichen Zustande sieht man gar nicht selten gerade da, wo der Pflug vordringt. Sie stehen dem Bauer im Wege, er will den Platz für sein Getreide frei haben; deshalb müssen sie fallen. Da aber seine Werkzeuge nicht ausreichen, um den Stamm zu Boden zu legen, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als ihn langsam zu vernichten. Die dünneren Zweige werden abgebrochen, und an den Stamm selbst wird Feuer gelegt, ein-, zwei-, dreimal, soviel erforderlich ist, um ihn so schwach zu machen, daß auch er abgebrochen werden kann. Mit Empörung nimmt man wahr, wie unten der Baum raucht oder brennt, während die Krone noch in schönstem Grün prangt. Das ist Baumfrevel, wie er schlimmer nicht gedacht werden kann! Bisweilen ist jedoch die Lebenskraft einer Terebinthe oder Eiche den Zerstörungskünsten eines Fellachen überlegen; ihr Saft vermag das Feuer zu ersticken, sie grünt in unveränderter Frische weiter und läßt sich durch die schwere Narbe am Stamm in ihrem Wachstum nicht stören. So unverwüstlich ist die Kraft der Natur in dem Lande!

Andere Zerstörer des Baumbestandes im Ostjordanlande sind die Zigeuner und die Kohlenbrenner. Die ersteren sollen die oberen Zweige der Terebinthen zur Gewinnung von Terpentinöl gebrauchen; der von ihnen angerichtete Schaden ist jedoch verhältnismäßig unbedeutend, sie sind nur vorübergehende Gäste. Die Kohlenbrenner sind da-

Abb. 74. Die evangelische Erlöserkirche in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 140.)

Digitized by Google

gegen dem Walde sehr gefährlich. Sie tun sich zu Gesellschaften zusammen und haben lange Zeit die Waldungen ungehindert und ohne Aufsicht ausgenutzt, um die allgemein verlangte Holzkohle bereiten und dann verkaufen zu können. Jetzt sind sie einem Aufseher unterstellt und müssen an die Regierung zahlen. Aber da der Aufseher von der Regierung nur ausnahmsweise Gehalt empfängt und darauf angewiesen ist, von denen, die er beaufsichtigen soll, zu leben, so lösen die Geschenke, die er verlangt und erhält, das Bachschisch, seine pflichtmäßige Aufsicht in Schein auf. Sobald das Wetter trocken und stetig wird, etwa Mitte April, fangen die Kohlenbrenner alljährlich an, die Bäume zu fällen und ihre Meiler anzulegen. Man sucht jedesmal die dichtesten Stellen des Waldes aus — wie lange wird es solche noch geben? Aber Kohlen werden dennoch gebrannt!

Wer wird daran denken, auf die fleißigen Bauern, die zuerst den Urwald lichteten und seinen Boden dem ewigen Schatten entrissen, einen Stein zu werfen? Sie haben dem Sonnenlicht und der Kultur eine Bahn gebrochen. Aber weil ihre Nachfolger nicht verstanden, zur rechten Zeit den Wald zu schonen, so ist aus der Wohltat eine Plage geworden. Seit Jahren fühlt jedermann im Westjordanlande den Mangel an Holz, an Schatten und Feuchtigkeit; nichtsdestoweniger geht im Ostjordanlande das Verderben den gleichen Weg. Es steht ohne Frage mehr auf dem Spiele als nur Annehmlichkeiten des Lebens in Palästina. Je kahler der Boden wird, desto blanker wird das Gestein von dem Regen jedes Jahr abgewaschen; die lösbar werdenden Mineralien gleiten sofort in die Tiefe, die Möglichkeit des Anbaus hört auf, es bleibt nur der nackte Felsen zurück. Das ist die schlimmste Denudation, die das Bergland zu erleiden hat. Sie hat bereits begonnen, und viele Stimmen des Abendlandes erheben alljährlich den warnenden Ruf, noch in letzter Stunde den Kampf gegen das drohende Unheil aufzunehmen. In der Tat ist der Ruf schon bis zur türkischen Regierung gedrungen und hat sie aus ihrer früheren Achtlosigkeit und Untätigkeit aufgerüttelt. Aber es genügt nicht, der Entwaldung Einhalt zu tun; es muß auch für neue Bewaldung Sorge getragen werden.

Abb. 75. Der Eingang zur Marienquelle bei Jerusalem.
Nach Dr. K. Furrer, Wanderungen durch das Heilige Land.
Verlag des Art. Instituts Orell Füßli, Zürich. (Zu Seite 144.)

Wenn wir die Darlegungen von S. 71 ff. an erwägen, so können wir uns kaum der Schlußfolgerung entziehen, daß im Laufe der Jahrtausende ein Wechsel in den Erträgen des Landes, aber auch in der Fruchtbarkeit selbst eingetreten ist. Zuerst tritt uns Palästina als ein blumiges Weideland entgegen, das ohne menschliche Bebauung die Göttergaben Milch und Honig liefert. Zur Zeit des Volkes Israel und später überwiegen in ihm Acker- und Gartenbau, so daß Getreide und Öl seine wertvollsten Erzeugnisse wurden (vgl. 1. Kön. 5, 25). Im

Digitized by Google

letzten Jahrtausend etwa hat die Ertragsfähigkeit des Landes allem Anschein nach abgenommen. Der Grund liegt darin, daß das Land allmählich mehr austrocknet, daß die Waldungen fast völlig vernichtet sind, und daß das Land seit den furchtbaren Kämpfen am Ende der Kreuzzüge, seit den darauffolgenden Kriegen zwischen den muslimischen Beherrschern und seit der Eroberung durch die Türken 1517 immer mehr der Verwahrlosung anheimgefallen ist.

Abb. 76. Steinböcke.
Mit Erlaubnis des Palestine Exploration Fund. (Zu Seite 85.)

Ist deshalb nun ein Wechsel im Klima anzunehmen? Wenn wir die in diese Frage einschlagenden Angaben des Alten Testaments herbeiziehen, so ergibt sich eine so große Übereinstimmung zwischen ihnen und den gegenwärtigen klimatischen Verhältnissen, daß man sich genötigt sieht, die Frage zu verneinen. Nur auf die wichtigsten Punkte will ich aufmerksam machen. Die Propheten und andere Schriftsteller des Alten Testaments betonen immer wieder, daß allein die Güte Gottes die Erträge des Landes schenke, weil er über Sonne, Wolken und Winde gebiete. Sie betrachten das als eine für alle ausgemachte Sache. Man war sich demnach im alten Israel über die unsicheren, in keines Menschen Hand stehenden Bedingungen der Ernte ebenso klar, wie jeder Bauer Palästinas in der Gegenwart davon überzeugt ist. Dieser Umstand spricht laut dafür, daß Regen und Sonnenschein über die einzelnen Monate des Jahres in ähnlicher Weise wie jetzt verteilt waren. Wie könnten wir ferner daran denken, die jetzigen Verhältnisse des Landes mit einem fast überraschenden Erfolge zur Erklärung der früheren, besonders im Alten Testament vorausgesetzten Verhältnisse zu verwenden? Nicht nur für die allgemeinen Grundzüge, sondern auch für Einzelheiten erweist sich das Verfahren als lohnend. In der Erzählung 1. Sam. 12, 16 ff. lesen wir, daß auf Samuels Bitte in der Weizenernte, also Mai bis Juni, ein großes Gewitter losbricht, um dem unbeständigen Volke einen Schrecken einzujagen. Wenn wir die jetzigen Wettererscheinungen Palästinas herbeiziehen, so lernen wir daraus, daß Regen im Mai oder während der Ernte sehr selten vorkommt und deshalb Aufsehen erregt (vgl. Sprüche 26, 1). Es galten also in der Zeit, als 1. Sam. 12 geschrieben wurde, für den Regenfall offenbar ähnliche Regeln wie heute.

Um noch eines anzuführen: die lange regenlose Zeit zwingt die Bewohner Palästinas, beizeiten für einen genügenden Vorrat an Trinkwasser besorgt zu sein. Man legt deshalb Zisternen an, in die das Regenwasser von den Dächern geleitet wird, das dann, nachdem es sich geklärt hat, zum Trinken und Kochen gebraucht wird. Diese Maßregel gilt im Alten Testament als allgemein bekannt: Joseph wird in eine Zisterne am Wege geworfen 1. Mos. 37, 24, und die Spione Davids gegen Absalom werden in einer

Digitized by Google

Zisterne vor ihren Verfolgern verborgen 2. Sam. 17, 19. In dem Boden des Landes finden sich solche Anlagen aus verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Formen sehr häufig vor. Entweder sind sie in den Felsen gehauen oder bisweilen, damit sie völlig dicht halten, auch sorgfältig mit Mörtel beworfen, oder die Wände bestehen halb aus Felsen, halb aus verputztem Mauerwerk, oder sie sind innerhalb des Schutts ganz in verputztem Mauerwerk aufgeführt. Ihre Gestalt ist viereckig oder oben gewölbt oder wie eine Flasche; damit das Wasser hineinlaufen und daraus geschöpft werden kann, ist ihre Decke mit mehreren „Mundlöchern“ versehen; falls eine Treppe bis auf den Boden hinabführt, was bei jeder größeren Zisterne der Fall ist, wird eine Öffnung von weiterem Umfange angebracht, durch die ein Tier, wenn sie nicht geschlossen ist, leicht hineinfallen kann (vgl. Evang. Luk. 14, 5). Man findet diese Zisternen nicht nur an den jetzigen Orten, sondern auch an Trümmerstätten, wo sie bei neuen Ansiedelungen gar nicht selten ausgeräumt, erneuert und ihrem alten Zweck zurückgegeben werden. Entdeckt man sie an jetzt unbewohnten Stätten, so dürfen sie, ebenso wie Gräber, als zuverlässige Zeugen dafür angesehen werden, daß dort einst Häuser gestanden und Menschen gewohnt haben. Diese unterirdischen Wasserbehälter aus alter Zeit — bei Ausgrabungen stößt man regelmäßig darauf — lehren zweifellos, daß im Altertum derselbe Zwang zur Wasserversorgung von den Bewohnern gefühlt worden ist, wie heute. Man könnte zuletzt auf die zahlreichen Trümmer von Wasserleitungen verweisen, die sich bei Jerusalem, bei Jericho, bei Bêsân, Tiberias, Akko, Cäsarea und anderwärts finden. Sie beweisen das gleiche wie die Anlage von Zisternen und lehren, daß von jeher, wenigstens innerhalb der geschichtlichen Zeit, die Niederschläge ganz ungleich über das Jahr verteilt gewesen sein müssen.

Veränderungen des Landes in seinen Erträgnissen und in seinem Aussehen konnten wir nachweisen; daraus aber Schlüsse auf eine Veränderung des Klimas zu ziehen, erscheint als zu kühn. Wie schon gesagt, Zeugnisse für einen Wechsel in der mittleren Jahrestemperatur oder über den Durchschnitt des jährlichen Niederschlags stehen uns nicht zur Verfügung und lassen sich auch nicht erwarten. Jedoch läßt die zunehmende Austrocknung des Landes und das Verschwinden des Waldes wohl daran denken, daß die regenlose Zeit ehemals kürzer als in der Gegenwart gewesen ist, und daß die Feuchtigkeit länger als heute vom Boden festgehalten wurde. Mit anderen Worten: der Gegensatz der beiden Jahreszeiten des Landes ist im Laufe der letzten Jahrtausende schärfer geworden.

VIII.

Zur Tier- und Pflanzenwelt.

Die Unterschiede, die uns Palästina hinsichtlich seiner Oberflächenbildung, seiner Bodenbeschaffenheit und seines Klimas gezeigt hat, spiegeln sich deutlich in seiner Fauna und Flora. Was uns in dem schmalen Küstenstreifen und auf dem Gebirge begegnet, entspricht im großen und ganzen dem, was das südliche Europa kennzeichnet. In dem subtropischen Klima des unteren Jordantals finden wir Tiere und Pflanzen, die in viel südlicheren Breiten ihre Heimat haben. Die unwirtlichen Strecken in der Umgebung des Toten Meeres führen uns endlich in die Welt der südlichen Steppen und Wüsten. Obgleich die Erforschung der Fauna und Flora Palästinas, namentlich die erstere, noch manche Lücken und Fragezeichen aufweist, so steht doch schon so viel fest, daß die Veränderungen, von denen im vorigen Kapitel die Rede war, deutlich in diesen Gebieten ihren Einfluß zeigen und dadurch bestätigt werden. Mehr als eine Skizze der Hauptsachen kann freilich im folgenden nicht geboten werden.

Von den wilden Säugetieren, die in der Bibel genannt werden, suchen wir mehrere in dem jetzigen Palästina vergeblich. Der Löwe ist häufig in der Bibel erwähnt als der Bewohner der Höhlen, der Wälder und des Dickichts am Jordan, als der Feind der Herdentiere und der Menschen, als das Symbol königlicher Macht und Stärke. Er ist

Digitized by Google

Abb. 77. Die Klagemauer der Juden in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Charles Scolik sen. in Wien VIII. (Zu Seite 142.)

jetzt völlig aus Palästina und Syrien verschwunden, ohne Zweifel, weil seine Schlupfwinkel, die Wälder, zerstört wurden, und er selbst sich vor den Verfolgungen durch die Menschen nicht mehr retten konnte. Seit dem zwölften Jahrhundert hat er sich hinter den Euphrat zurückgezogen. Vielleicht hat einst auch der Wildochs (Bos primigenius) in den Waldungen Palästinas gehaust. Durch einen merkwürdigen Übersetzungsfehler ist freilich seine Spur in der deutschen Bibel völlig verwischt worden: die griechischen Übersetzer des Alten Testaments haben an seine Stelle das fabelhafte „Einhorn" gesetzt, und die späteren Übersetzer, wie auch Luther, haben sich aus Verlegenheit

Digitized by Google

ihnen angeschlossen, obwohl dem „Einhorn“ 5. Mos. 33, 17 mehrere Hörner beigelegt werden. Die assyrischen Denkmäler, die nicht nur den Namen, sondern auch das Bild des Tieres enthalten, haben erst auf die richtige Deutung des hebräischen Namens aufmerksam gemacht. Englische Forscher glauben auch einige Zähne des Wildochsen in der Knochenbreccie einer Höhle am Libanon gefunden zu haben. Danach hätte sich das Tier aus der vorgeschichtlichen Periode in die späteren Zeiten hinübergerettet und wäre den Verfassern gewisser Stücke im Alten Testament noch bekannt gewesen, den griechischen Übersetzern aber nicht mehr. Der Bär hat sich in die einsamen Schluchten des Hermon (2700 m; Abb. S. 15) zurückgezogen. Einige Arten der Wildkuh oder Antilope streifen wohl von Arabien aus über die Grenzen des Kulturlandes hinüber, können aber nicht mehr zu den heimischen Tieren Palästinas gerechnet werden. Noch weiter nach Osten hat sich der Wildesel zurückgezogen. Er gilt im Alten Testament als äußerst scheu, flüchtig, unzugänglich und unzähmbar; er ist deshalb auch als Muster zu der bekannten Charakteristik des Beduinenstammes Ismael verwandt worden 1. Mos. 16, 12: „Er wird ein Wildesel von Mensch sein, seine Hand gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn.“ Da er nicht selten erwähnt ist, so muß er früher bekannter gewesen sein als jetzt. Er soll bisweilen noch in der Nukra, dem alten Basan, gesehen werden; doch liegt sein eigentlicher Wechsel zwischen Armenien und dem Persischen Golf. Dagegen macht sich der Leopard noch heute nicht ganz selten unangenehm bemerklich. Die Hirten in den Waldungen von Gilead fürchten ihn sehr; man findet seine Spur am Toten Meer, am Tabor und am Karmel. Sein kleinerer, nicht so gefährlicher Vetter, der Gepard, ist ebenfalls noch in Palästina anzutreffen, wird aber dem Namen nach nicht vom Leoparden unterschieden. Dem Edelhirsch begegnet man nirgends mehr; daß er ehemals vertreten war, beweisen mehrere Stellen im Alten Testament sowie der Umstand, daß Baurat Dr. Schumacher bei den Ausgrabungen auf dem Tell el-Mutesellim in der vierten Schicht von unten, die etwa aus dem fünfzehnten Jahrhundert vor Chr. stammen mag, vier Hirschhörner gefunden hat, wie sie gegenwärtig von keinem palästinensischen Tier mehr getragen werden. Damhirsch und Reh sollen noch bisweilen gesehen werden. Das jagdbare Wild ist demnach sehr zusammengeschmolzen. Die reizende, schwarzäugige Gazelle ist so ziemlich über das ganze Land verbreitet. Sie ist äußerst schnell und flüchtig; man trifft sie am zahlreichsten auf den Höhen östlich vom Jordan. Ihr Fleisch

Abb. 78. Eine Kamelgruppe mit Führern. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 89.)

Digitized by Google

Abb. 79. Herden am Brunnen von Chirbet el-Milch zur Tränke geführt.
Nach einer Aufnahme von Prof. M. Blanckenhorn in Haleniee (DPV.). (Zu Seite 91.)

wird von den Arabern sehr geschätzt. Den besten Wildbraten liefert jedoch in Palästina der Steinbock, der in der Umgebung des Toten Meeres von Jericho an südwärts und besonders in dem Gebiet von Petra, dem Lande der alten Edomiter, gar nicht so selten ist. Man ist daher geneigt zu vermuten, daß das Wildbret, das Esau nach der Sage seinem Vater Jakob brachte (1. Mos. 27, 30 ff.), von diesem stattlichen Tier herrührte (Abb. 76). Der Steinbock ist wegen seiner unscheinbaren Farbe und seiner großen Vorsicht schwer zu entdecken und, da die einsamen Klippen seine Heimat sind, noch schwerer zu jagen. Das Wildschwein trifft man namentlich in dem Dickicht des Jordans. Die jährlichen Überschwemmungen treiben die Tiere von dort hinaus in das offene Land, wo sie im Gebüsch, in Höhlen oder unter einem Felsen Deckung suchen, aber in großer Anzahl dem Blei der Jäger zum Opfer fallen. Ihr Fleisch rührt jedoch weder der Muslim noch der Jude an, es gilt als äußerst unrein. Auch am See von Tiberias, in den wasserreichen Gebieten Galiläas, am Karmel und in der Ebene Saron sind sie zahlreich. Das Fleisch des Hasen, der sich häufig findet, ist bei den Arabern sehr beliebt, wird jedoch von den Juden und Türken gemieden.

Schakale und Hyänen sind die häufigsten Raubtiere des Landes. Die ersteren halten sich während des Tages in Steinbrüchen, Höhlen oder Ruinen auf, nachts aber streifen sie in Rudeln mit großer Frechheit bis an die menschlichen Wohnungen, ja bis in die Städte selbst hinein und erregen durch ihr klägliches Geheul die Aufmerksamkeit. Die Hyäne liebt den Aufenthalt in Felsengräbern; dorthin schleppt sie ihren Raub, besonders die Knochen von verwesten Kadavern. Lebende Tiere, z. B. Esel, fällt sie nur an, wenn sie großen Hunger leidet. Ihr Fleisch wird auffallenderweise von Beduinen und Bauern gern gegessen, weil man sie zu den Wiederkäuern rechnet. Der Wolf ist der gefürchtete Feind der Herden. Der Fuchs soll in Palästina weniger von Fleisch leben als bei uns, mehr von Früchten.

Zu dieser Gruppe von Tieren gehört in Syrien auch der Hund. Er lebt halbwild in den Straßen der Dörfer und Städte, selbst bei den Zelten der Beduinen, und nährt

Digitized by Google

Abb. 80. Ein Hirt im Pelz.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 92.)

sich von dem, was auf die Straße geworfen wird, d. h. von Unrat und Aas. Er kennt keinen Herrn, er gehört aber zu dem Hause oder dem Quartiere, neben dem er liegt, und wird geduldet, weil er sich durch eine gewisse Reinigung der Straßen nützlich macht. Im Äußern gleicht er unsern Schäferhunden.

Unter den Vögeln sind die Raubvögel sehr zahlreich: Adler, Geier, Falken, Weihe, Sperber, Eulen. In der Nähe der Sümpfe und Seen trifft man den Pelikan, den Flamingo, die Wildgans, den Schwan, das Wasserhuhn, die Schnepfe, den Kiebitz und Kranich, die Trappe und Möwe. An der Ostgrenze zeigt sich bisweilen der Strauß aus der Arabischen Wüste. Raben gibt es in großer Anzahl, ebenso Stare. Kuckuck und Lerche grüßen den Reisenden mit ihren bekannten Tönen, zwei Arten der Lerche sogar in der Wüste. Wilde Tauben fliegen in großen Scharen durch das Land, zum Teil auf der Wanderung begriffen. Die Zahl der Vögel, die Palästina nur vorübergehend besuchen und zum Teil in den wärmeren Gegenden ihre erste Brut vollenden, ist ziemlich groß. Dahin gehören der Storch und die zahlreichen Drosselarten, auch unsere Nachtigall. Das Geschlecht der Grasmücken hat viele Vertreter. Den gemeinen Haussperling stellt freilich nicht durch seine Menge, aber durch seine feineren Farben der moabitische Sperling tief in den Schatten. Kohlmeise, Blauspecht und Zaunkönig, Bachstelze, Pirol, Schwalbe und Fink sind uns auch in Europa wohlbekannte Bewohner der Wälder und Büsche, dagegen wird der reizende Tropenvogel Cinnyris Oseae, dem man am Toten Meere begegnet, sonst nur in Indien und Nubien angetroffen. Rebhuhn und Birkhuhn sind in mehreren Arten vorhanden, daneben auch die Wachtel.

Kriechtiere sind besonders durch Schlangen und Eidechsen vertreten. Der englische Palästinaforscher Tristram hat 33 Arten von Schlangen, 44 Arten von Eidechsen gezählt. Das trockene, sonnige Land ist für diese Tiere wie geschaffen. Die kahle und sandige Wüste, der heiße Felsen mit seinen zugleich Schatten spendenden Spalten und Höhlen ist für viele Arten der Lieblingsaufenthalt; andere ziehen die bebauten und bewachsenen Strecken vor. Viele Schlangenarten sind ungefährlich; von den giftigen sind besonders gefürchtet die ägyptische Kobra (Naja haje), die von den sogenannten Beschwörern abgerichtet wird, die kleine gehörnte Schlange (Cerastes) und die große gelbe Daboia Xanthina, die namentlich in Indien vorkommt. Unter den Eidechsen ist nennenswert der Landmonitor, das Landkrokodil Herodots, bei den Arabern waran genannt. Er erreicht eine Länge von 4—5 Fuß und wird im südlichen Gebirge nach dem Toten Meere zu angetroffen. Das eigentliche afrikanische Krokodil fehlt in Palästina auch nicht. Es ist seit langer Zeit in den Sümpfen des kleinen Flusses Nahr ez-Zerka heimisch, der südlich vom Karmel mündet und darum schon von dem römischen Gelehrten Plinius um 70 n. Chr. als Krokodilfluß bezeichnet wird; von Zeit zu Zeit wird eins der Tiere, wenn es sich zu weit hinausgewagt hat, von den benachbarten Arabern erlegt. Schildkröten gibt es auf dem Lande und im Wasser.

Digitized by Google

Die Gewässer Palästinas sind sehr fischreich, besonders alle ins Jordantal führenden Flüsse und Bäche, während die Bewohner dieser Gegenden dem Genuß von Fischen weniger zuneigen, als die Leute des westlichen, gegen das Meer hin offenen Gebiets, die in dem Rufe fleißiger und geschickter Fischer stehen. Unter den mehr als 40 Arten, die man gezählt hat, befinden sich viele bekannte, wie Karpfen, Schleie, Barbe, Wels, Schleimfisch. Über die Fische des Sees Genezareth soll weiter unten S. 148 noch einiges mitgeteilt werden.

Unter den Insekten verdienen die Heuschrecken teils wegen ihrer Menge, teils wegen ihrer Schädlichkeit vorangestellt zu werden. Es sind mehr als 40 Arten in Palästina beobachtet worden. Darunter gibt es viele unschädliche, die unserer Grille und unserem Grashüpfer entsprechen. Gefürchtet sind dagegen die Züge der Wanderheuschrecken, die aus Arabien kommen. Die grenzenlose Gefräßigkeit, die die Tiere in allen Stufen ihres Daseins von der Larve bis zur fertigen Heuschrecke entwickeln, vernichtet alles Grüne, das ihnen begegnet, vom Grashalm bis zu den Blättern und der zarten Rinde der Bäume, und gegen die ungeheuren Massen, die wie ein feindliches Heer in das Land einbrechen — schon der Prophet Joel hat Kap. 2, 2—11 dieses Gleichnis ausgeführt — ist der Mensch geradezu wehrlos. Bisweilen werden ihre Scharen durch einen starken Wind, gegen den sie sich nicht zu halten vermögen, ins Wasser, in einen Binnensee oder ins Meer geworfen und dort ersäuft; die verfaulenden Tiere verpesten dann die Luft und erzeugen noch nach ihrem Tode Krankheiten. Bestimmte Arten der Wanderheuschrecke werden auch gegessen; sie sollen, mit Butter geschmort, an Garnelen erinnern, doch an Schmackhaftigkeit ihnen nicht gleichkommen. Ursprünglich ist der Genuß von Heuschrecken aber wohl stets ein Akt freiwilliger oder erzwungener Askese gewesen; jedenfalls ist die Sache bei dem Täufer Johannes, Ev. Matth. 3, 4, so zu beurteilen. An andern Insekten, wie Spinnen, Skorpionen und Wespen, und an Ungeziefer der gemeinsten Art ist in Palästina wie in andern Ländern des Südens durchaus kein Mangel.

Abb. 81. Große Eiche im Ostjordanlande.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Seite 93.)

Digitized by Google

Merkwürdig ist, wieviel verschiedene Gruppen in der Fauna des kleinen Landes Palästina sich berühren. Von Norden her ragt die paläarktische Fauna mit Reh, Damhirsch, Bär, Dachs, Sumpfluchs, Hamster und verschiedenen Mäusearten in das Land hinein; ihre Grenze läuft etwa vom Karmel nach dem See Genezareth. Von Süden her dagegen dringt die „äthiopische“ Fauna, die in der Sinaihalbinsel, in Ägypten und Nubien ihre eigentliche Heimat hat, in die Umgebung des Toten Meeres und in die Küstengegend bei Gaza vor. Zu ihr gehören Steppen-, Wüsten- und Felsentiere, eine große Anzahl von Nagern, ferner die Gazelle, der Steinbock, der Panther und einige Wüstenkatzen. Dazu sind noch einige Einwanderer aus dem Osten gekommen, aus dem indisch-mesopotamischen Gebiete. A. Nehring zählt zu ihnen einige Feldratten, vielleicht auch den Wolf, den Schakal und die Hyäne.

Mit der Tierzucht sieht es in Palästina sehr verschieden aus. Wo der schon genügend besprochene Mangel des Landes an Wasser und Grünfutter gleichgültig ist oder

Abb. 82. Große Terebinthe im Ostjordanlande.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (TPB.). (Zu Seite 93.)

umgangen werden kann, befindet sich die Viehzucht durchaus nicht auf einer niedrigen Stufe. Aber in allen andern Fällen läßt sich nicht viel Gutes davon sagen. Die Zucht von Gänsen und Enten liegt völlig danieder; nur die deutschen Kolonisten geben sich damit ab. Das Rindvieh des Landes ist klein und wenig ansehnlich (vgl. die Abb. 30 u. 31); es leidet unter dem Mangel an Grünfutter. Die Muslimen befassen sich mit der Zucht nur deshalb, weil sie die Tiere wegen der Milch und zur Arbeit nötig haben; das Rindfleisch hat für sie keinen Wert. Nur Christen und Juden halten Rindvieh auch aus dem Grunde, um das Fleisch der Tiere zu verwerten. Besser steht es mit der Zucht der Pferde, die teils dem einheimischen Schlage angehören, teils aus der Gegend von Erzerum in Kleinasien eingeführt werden. Die Pferde beider Schläge sind mittelgroß und kräftig. Von den Einheimischen wurden sie als Zugtiere früher gar nicht gebraucht; erst seit den letzten 20 Jahren etwa haben auch die Araber angefangen, nach dem Vorgange der Deutschen und Juden das Pferd vor den Wagen zu spannen, jedoch nicht im

Digitized by Google

Dienst der Landwirtschaft, sondern nur zu Verkehrszwecken. Man findet jetzt in den verkehrsreicheren Städten, wie Jafa, Jerusalem, Damaskus und Beirut, eine Anzahl Droschken. Das Pferd ist in Palästina fast ausschließlich Reittier; dafür ist es durch seine Genügsamkeit, seine Ausdauer und seine bewundernswerte Geschicklichkeit im Klettern ganz ausgezeichnet geeignet. Im Frühling kann man sich auf einer Reise durchs Land leicht davon überzeugen, daß alljährlich eine stattliche Anzahl von Füllen zur Welt kommt; es ist nämlich allgemeiner Gebrauch, die jungen Tiere schon wenige Tage nach der Geburt hinter der Mutterstute, wenn sie zum Reiten gebraucht wird, herlaufen zu lassen.

Maultiere werden gern zum Lasttragen gebraucht, zum Reiten wählt sie wenigstens der Vornehmere nicht. Der Esel ist für den einheimischen Landmann unentbehrlich; er kostet nicht viel und ist genügsam. Schlechte Behandlung weiß er durch seinen Starrsinn

Abb. 83. Die Abrahamseiche bei Hebron. Nach einer Aufnahme aus der Sammlung des Verfassers. (Zu Seite 93.)

oder gar durch Bosheit zu vergelten. Im allgemeinen ist aber der Esel in Palästina schöner und stärker als in Südeuropa, ja auch lebendiger und lustiger. In einer Karawane von Pferden, Maultieren oder Kamelen macht er nicht selten durch seine Späße den Bajazzo; dazu paßt vortrefflich das possierliche Wesen, das die langen Ohren und das fürchterliche Geschrei dem sonst wohlproportionierten Geschöpfe verleihen. Der eigentliche Lastträger unter den Tieren ist das Kamel; sein Preis steht daher dem des gewöhnlichen Pferdes — 120 bis 400 Mark — nicht nur gleich, sondern in manchen Fällen höher. Besonders gilt das von dem kleinasiatischen Kamel, das besser aussieht als das arabische Kamel — „schöner" darf man bei diesem wunderlichen Stiefkinde der Schöpfung nicht sagen — und leistungsfähiger ist. Seine Zucht liegt hauptsächlich in den Händen der Beduinen, die an der Grenze des Ostjordanlandes streifen. Ein Ritt durch eine Herde von etwa fünfhundert Stück ist mir unvergeßlich wegen des seltsamen

Digitized by Google

Anblicks, den diese Tiere von jedem Alter und in jeder Größe gewährten. Sie weideten völlig schweigsam; die jungen Kamele spielten miteinander, d. h. sie stießen oder rieben sich mit ihren Hälsen, ohne daß sich ihre Köpfe berührten — ihre nach außen gebogenen Hälse machen ihnen das bei diesem Vergnügen unmöglich; die älteren Tiere machten eine mürrische oder grimmige Miene und stießen unwillige Laute aus, wenn man ihnen zu nahe kam. Ihre zu einem Dreieck oder gar Viereck gewachsenen und verzogenen Lippen haben schon etwas so Abstoßendes, daß man daran völlig genug hat und den häßlichen Körper des Tieres gar nicht mehr ansehen mag (Abb. 78). Aber was wäre der Orient ohne das Kamel, das mit seinen unglaublich geringen Ansprüchen an Futter und Wasser seine große Leistungsfähigkeit dem Menschen zur Verfügung stellt!

Am höchsten steht in Palästina ohne Zweifel die Zucht der Schafe und Ziegen; denn das sind die Tiere, von denen der Orientale, vor allem der Muslim eigentlich lebt. Sie liefern ihm Milch und Käse, die Wolle für seine Kleider, das Leder für seine Schuhe und das Fleisch für seine festlichen Mahlzeiten. Die Kuh steht für die Milchgewinnung in zweiter Linie; man läßt die Kälber, wenn es angeht, sechs bis acht Monate lang an der Mutterkuh saugen und benutzt die Kühe im Frühling und in der ersten Hälfte des Sommers, in der Zeit, in der sie meist ihre Jungen werfen, zum Pflügen und Dreschen (s. S. 34, 45). Die Zahl der Schafe und Ziegen ist daher viel größer als man erwartet. L. Bauer teilt für das Jahr 1905 mit, daß nach den Steuerlisten der Regierung in dem etwa 2000 Quadratkilometer umfassenden Bezirk von Jerusalem 90—100 000 Schafe und Ziegen gehalten werden, während das Rindvieh überhaupt nicht in die Steuerlisten aufgenommen wird, da seine Zahl als gering gilt, und man in ihm nur ein Arbeitstier sieht. Wenn man zufällig mal dem Tränken des Kleinviehs an einem einsamer liegenden wasserreichen Brunnen bei-

Abb. 84. Der Dornstrauch Tschedäd.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Seite 94.)

Digitized by Google

Abb. 85. Ein Olivenbaum im Garten von Gethſemane. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 96.)

gewohnt hat, ſo erhält man einen Begriff von der in Paläſtina vorhandenen Menge. Abb. 79 zeigt die Herden der 'Arab ed-Dullâm im Süden Paläſtinas, die zu dem Brunnen bei Chirbet el-Milch zwiſchen Beerſeba und dem Toten Meere getrieben werden. Nichts wie Schafe und Ziegen außer einigen Pferden! Dieſe Herden leben jahraus jahrein faſt ſtets im Freien, im Winter in den wärmeren Flußtälern und Ebenen, ſoweit ſie nicht mit Winterfrucht beſtellt ſind, im Sommer mehr auf dem Gebirge, wo ſich das grüne Futter länger hält, wo auch die Reſte der ehemaligen

Digitized by Google

Waldungen, die Büsche, den Tieren noch Nahrung darbieten, wenn sich der Grasmangel schon fühlbar macht.

Diese Ernährung der Schafe, besonders der Ziegen mit den Blättern und jungen Zweigen des Buschwaldes ist freilich für den Nachwuchs der Bäume auf dem Gebirge eine sehr üble Sache. Die Ziegen richten den Körper auf, indem sie sich auf die Hinterbeine stellen, und fressen die Gipfeltriebe des jungen Baumes und des Busches ab. Es ist daher nur selten der Fall, daß ein Stamm aus dem Busche emporschießt und dem Maule der Schafe und Ziegen entwächst. Auch tragen die Hirten (Abb. 80) selbst noch zur Verminderung des niedrigen Waldwuchses bei, indem sie ihn durch Feuer zerstören, teils weil sie die Weideplätze durch die Holzasche verbessern, teils weil sie die Euter der Tiere vor den Dorn- und Distelgewächsen schützen wollen. Wann wird man sich endlich entschließen, den jungen Wald auf den Bergen wenigstens für eine Zeitlang in Schonung zu legen?

Das Schaf in Palästina gehört der starknochigen Fettschwanzrasse an. Sein breiter Schwanz, der mehr als zehn Pfund schwer wird, gilt bei den Arabern als ein Leckerbissen, der Abendländer empfindet jedoch leicht den Talggeschmack als nicht angenehm. Das Fett wird sonst zum Kochen, zum Schmieren und in den kleinen Tonlampen gebraucht. Die Wolle ist grob und von geringem Wert, aber Milch liefern diese Schafe bei gutem Futter reichlich. Der Widder hat starke, um die Ohren nach vorn gebogene Hörner. Die Farbe der Schafe ist meist weiß. Reichere Leute pflegen auch die Schafe zu mästen in ähnlicher Weise, wie bei uns die Gänse genudelt werden. Ärmere Leute halten sich wohl ein oder zwei Schafe im Hause, um der Milch willen. Im Norden Palästinas soll es eine zartere Rasse geben, die sich durch feinere Wolle auszeichnet.

Die Ziege Palästinas ist durchweg schwarz. Die am meisten verbreitete Art fällt durch ihre langen, herabhängenden Ohren auf, die beim Fressen oft den Boden berühren. Ihr Haar ist ziemlich lang. Das Ziegenlamm ist die gewöhnliche Fleischspeise im Gebirge, das mit seinem Gestrüpp und seinen würzigen Kräutern den Ziegen die liebste Weide bietet. Das Fell der Ziegen ist deshalb von Wert, weil es die Schläuche liefert, die besonders in früherer Zeit für den Transport von Wasser, Milch, Wein und Öl unentbehrlich waren. Neuerdings wird dies uralte Hausgerät leider verdrängt durch die viereckigen Blechgefäße, in denen das Petroleum ins Land gebracht wird. Sobald das Öl aus ihnen verbraucht ist, gelten sie als wertlos und werden dann von den Einwohnern als Gefäße im Haushalt verwendet. Selbst die großen Tonkrüge, in denen früher die Eseljungen das Wasser von der Quelle zu holen pflegten (Abb. 34), kommen jetzt außer Gebrauch.

Hühner endlich werden in Dorf und Stadt gehalten. Aber sie sind fast durchweg von geringer Größe und liefern nur kleine Eier. Ihre Anhänglichkeit an die Menschen ist mir aufgefallen. Wenn ein Bauer oder Halbbeduine mit seiner geringen Habe, die auf dem Rücken seines Esels Platz findet, von einem Orte zum andern zieht, so sieht man Hahn und Henne ganz ruhig oben auf der Ladung hocken. Wird an einer Quelle oder einem Bächlein gerastet, so werden Hahn und Henne von ihrem hohen Platz heruntergenommen und auf die Erde gesetzt, damit sie fressen und trinken. Ist die Rast zu Ende, so lassen sie sich ruhig, ohne den geringsten Versuch zur Flucht zu machen, packen und wieder auf ihren stolzen Thron setzen. Sie wandern zutraulich mit den Menschen.

Wenn wir jetzt zur Pflanzenwelt übergehen, so ist zuerst von dem Walde des Landes zu reden. Es ist bereits S. 78 f. gesagt worden, daß heute nur das Ostjordanland noch größere Strecken eines zusammenhängenden Waldbestandes aufweist. Er beginnt an den oberen Teilen der Wädi Rädschib und Kafrindschi nördlich vom Nahr ez-Zerkä, dem Jabbok des Alten Testaments, und dehnt sich etwa 10—15 Kilometer von da nach Norden hin aus. Er bedeckt die höchsten Erhebungen des Landes (1000—1300 m), das eigentliche Gebirge (Dschebel) des ʿAdschlün und ist an vielen Stellen noch so dicht, daß er — für orientalische Verhältnisse — an einen Urwald erinnert. Der Boden ist mit Moos oder anderm Grün gut bewachsen; man sieht alte Stämme und Zweige sich

Digitized by Google

zu Boden neigen oder abbrechen, abgebrochene auf der Erde liegen und vermodern, ohne daß jemand die Hand nach ihnen ausstreckt. An andern Stellen, namentlich in der Nähe von Ortschaften, ist er schon bedeutend gelichtet, und größere Flächen sind bereits unter den Pflug gekommen. In der näheren und weiteren Umgebung, besonders nach es-Salt im Süden und Mukés im Norden, stechen noch zahlreiche grüne Flecken aus dem grauen Grundton des Gebirgspanoramas hervor. Sie haben ohne Zweifel früher mit dem jetzigen Waldbestande eine große grüne Fläche gebildet und führen uns deutlich vor die Augen, wie es vor Jahrtausenden mit der Entwaldung des Westjordanlandes gegangen ist.

Abb. 86. Alter Olivenbaum in Haifa.
Nach einer Aufnahme von Friedrich Lange in Haifa. (Zu Seite 96.)

Es wäre jedoch ein Irrtum, wenn man sich diesen Wald Palästinas, insbesondere den oben gebrauchten Ausdruck „dicht“, nach dem Muster des deutschen Waldes denken wollte. Daß der Wald bis zum undurchsichtigen Dickicht geschlossen ist, findet sich nur im jungen Bestande am Rande des Waldes und an den Abhängen der Täler; hier wird man sich auch am ersten an deutsche Wälder erinnert fühlen. Der gewöhnliche Bestand auf den Höhen ist weder so eng geschlossen noch so hoch, wie wir es in unserer Heimat zu sehen gewohnt sind. Die häufigsten Bäume sind die immergrüne Kermeseiche, Quercus coccifera, und die Knopperneiche, Quercus aegilops. Daneben findet sich die Terebinthe, Pistacia terebinthus (Abb. 82). Wo die immergrüne Eiche aufhört, beginnt das Reich der Föhre oder Pinie, und zwar der Pinus cariea, die auch die Föhrenwälder auf dem Taurus bildet. Im Westjordanlande ist früher die Aleppokiefer, Pinus halepensis, auf dem Gebirge weit verbreitet gewesen, heute stehen noch einzelne Bäume bei 'Attir, südlich von Hebron. An der Küste kommt die Strandkiefer vor, Pinus maritima. Einzelne Bäume erlangen eine stattliche Höhe und Breite; Beispiele dafür geben die Abb. 8 bis 83. Im allgemeinen aber sind die Eichen im Ostjordanlande bedeutend kleiner und dünner als

Digitized by Google

bei uns; häufig hat auch der Stamm in einer geringen Höhe vom Boden aus schon grüne Zweige.

Von andern Bäumen sind zu nennen die Pappel, der Mastixbaum (Pistacia lentiscus), der Erdbeerbaum mit rötlichem Holz, der wilde Johannisbrotbaum, der nicht selten einzeln steht und sich zu einer stattlichen Größe entwickelt, in der Tiefe des Jordantals die Tamariske und eine Art Weißpappel (Populus euphratica). Viele davon wachsen auch in Buschform und bedecken als Gestrüpp weite Strecken des Berglandes, die Lieblingsweide der Ziegen, die in der S. 92 geschilderten Weise dafür sorgen, daß aus den Büschen kein Wald wird. In diesen sogenannten Machien sieht man ferner den Storax, den Judasbaum, die Cistrose mit ihrem einst so berühmten Harz, dem Ladanum (1. Mos. 43, 11), den Stechginster, den Lorbeer, die Myrte, wilde Olivenbäume, den Kapersstrauch und viele Weidenarten. Sehr zahlreich sind die Dornen, Schwarzdorne wie Weißdorne, und Disteln; mit ihnen in Berührung zu kommen, ist sehr empfindlich. Abb. 84 zeigt, mit welcher Üppigkeit die Dornsträucher sich ausdehnen. Ein schöner Schmuck der Bäche ist der Oleander mit roten und weißen Blüten.

Abb. 87. Beduinenfrau.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 96.)

Eigentliche Wiesen sieht man selten. Die Umgebungen des unteren Kison östlich von Haifa kann man am ersten so nennen; ihr Gras wird auch von der türkischen Heeresverwaltung für die Pferde geschnitten, doch wird es nicht sehr geschätzt, der Boden ist sumpfig. Im Frühling gibt es aber weit ausgedehnte grüne Matten, die teils durch perennierende Gräser, teils durch frisch gewachsene Kräuter gebildet werden und eine Menge Blumen in prächtigen Farben enthalten. Man findet Liliaceen, Leguminosen, Umbelliferen und Labiaten in großer Zahl. Ranunkeln und Herbstzeitlose blühen in schönen, satten Farben. Kleine Hyazinthen, Tulpen, Windrosen und Adonisrosen heben etwas schüchtern ihren Kopf aus dem grünen Teppich hervor. Kühner streben Geranien und Kuckucksblumen zur Sonne; doch die schönste Zierde dieser Flora sind die prächtigen, im tiefsten Dunkelpurpur und reinsten Weiß schimmernden Blüten der Iris, die sich, kleine und große, fast überall im Lande bis in die Wüste hinein finden. Wahrscheinlich sind das die „Lilien auf dem Felde", mit deren Schönheit die Pracht Salomos nach den Worten Jesu Evangelium Matth. 6, 28 f. nicht zu wetteifern vermag. Denn von den eigentlichen Lilien kommt nur selten vor der sogenannte Türkenbund (Lilium chalcedonicum), und die weiße Lilie, an die wir bei der genannten Stelle zuerst denken, fehlt zwar jetzt in Palästina nicht, ist aber wahrscheinlich dort nicht von Anfang an zu Hause gewesen.

Einen eigenartigen Pflanzenwuchs weisen die Steppen- und Wüstenstriche Palästinas auf, d. h. nicht nur die Grenzgebiete des Ostjordanlandes an der Wüste, sondern auch die Südgegend um Beerseba, sowie die Abhänge zum Toten Meere und das Jordantal. Diese letzteren Strecken sind außerdem dadurch ausgezeichnet, daß sie einige Vertreter der subtropischen Flora tragen. Es ist also in der Pflanzenwelt die gleiche Erscheinung vorhanden, die oben S. 88 bei der Tierwelt besprochen wurde: in dem kleinen Palästina finden sich Pflanzen so verschiedener Zonen zusammen, wie es sich kaum in einem andern Lande der Erde beobachten läßt. Zum Charakter der Steppe gehört es, daß der Baum-

Digitized by Google

Abb. 88. Der Eccehomobogen in Jerusalem. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 142.)

wuchs faſt gänzlich fehlt. Um ſo zahlreicher ſind die niedrigen, ſtacheligen Buſchgewächſe, die „Dornen und Diſteln“, wie Luther in der Bibelüberſetzung geſetzt hat. Dazu gehören die zahlreichen Aſtragalus-Arten, deren eine das im Altertum hochgeſchätzte Traganth lieferte, das 1. Moſ. 43, 11 als Ausfuhrartikel nach Ägypten erwähnt wird, heute aber durch andere Gummiarten verdrängt worden iſt. Der eigentliche Ginſterſtrauch (Retam raetam) wird noch heute von den Beduinen viel geſucht, um aus ſeinen Wurzeln Kohlen zu gewinnen. Der Wacholder iſt in zwei Arten vorhanden. Die Akazien des Jordantales ſind niedrige, äußerſt dornige Bäume mit einer breiten, dünnen Krone und hartem,

Digitized by Google

dauerhaften Holz; sie haben mit den bei uns so genannten Bäumen, die man an die Straßen pflanzt, nichts zu tun. In der östlichen Steppe trifft man häufig die eigentümliche Salzpflanze Hamd (Salsola rigida), ein stacheliges Kraut, in der kleineren Art 10—15 cm, in der größeren 25—30 cm hoch. Es grünt bis zum Mai, spätestens bis zum Juli, hat einen angenehmen säuerlichen Beigeschmack und ist im Winter das einzige Futter für die Kamele der Gegend. Es soll den Tieren so gut bekommen, daß man kranke Kamele aus der nördlich benachbarten Nukra in die Steppe schickt, damit sie durch den Genuß dieses Krautes gesund werden. Auch die Kalipflanze (Haloxylon articulatum) wächst dort, 30—35 cm hohe, nackte, blaßgelbe Knotenstengel, die in kleinen grünen Knospen endigen. Aus ihrer Asche gewinnt man das Kali, das die Eingeborenen in Nâbulus und Damaskus zur Herstellung von Seife verwenden und deshalb im Ostjordanlande auskaufen. Ähnliche Salzkräuter finden sich bei Engeddi am Toten Meere. Über andere Pflanzen des Jordantales wird noch in Verbindung mit Jericho S. 152 f. gesprochen werden.

Fast in der Nähe einer jeden Ortschaft finden sich größere oder kleinere Haine von Fruchtbäumen. Unter ihnen ist für Palästina der Olivenbaum bei weitem der wichtigste. Wahrscheinlich gehört Palästina zu den Ländern, in denen er von je heimisch gewesen ist. Die Stärke und Geschlossenheit des Stammes, die volle Belaubung, die Lebenskraft, die der Baum nicht nur durch seine immer erneuten Wurzeltriebe, sondern auch durch das hohe Alter, das er erreicht, an den Tag legt, sprechen jedenfalls dafür, daß der Boden, die Lage und das Klima des Landes dem Baume zusagen. Berühmt sind die alten Ölbäume im Gethsemane-Garten der Lateiner (d. h. der römischen Katholiken) bei Jerusalem. Abb. 85 zeigt einen davon. Das Alter solcher starken Bäume, die etwa $1^1/_2$—2 m im Durchmesser haben, ist ohne Zweifel sehr hoch; genau bestimmen läßt es sich jedoch nicht, weil das Verfahren, die Jahresringe an einem gefällten Stamme auszuzählen, bei dem das ganze Jahr hindurch wachsenden Ölbaum nicht angewandt werden kann, da er deutlich unterschiedene Ringe nicht bildet. Daß die Bäume von Gethsemane aus der Zeit Jesu herrühren, ist jedoch in hohem Grade unwahrscheinlich. Man sieht in Palästina wohl auch hohle und zerklüftete Stämme, aber jedenfalls nicht so häufig, wie an der Riviera oder in Oberitalien. Daß ältere Stämme, um sie gegen Windwurf zu schützen, mit Erdhügeln oder kleinen Mauern umgeben werden, findet sich nicht selten. Vielfach wird angenommen, daß der Einfluß des Meeres für das Gedeihen des Ölbaums besonders günstig ist. Der in Abb. 86 wiedergegebene ist an der Küste von Haifa unter dieser Bedingung gewachsen. Die schönsten und blanksten Olivenbäume habe ich jedoch im Ostjordanlande gesehen, in der Gegend von Süf und Adschlûn, die weit vom Meere entfernt, aber reich an Wasser ist.

Junge Ölbäume zieht man in Palästina nicht aus dem Kern, sondern in der Regel dadurch, daß man die Wurzelschößlinge des älteren Baumes durch Okulieren veredelt. Wenn dieses gelungen ist, so trennt man sie von dem Wurzelstamm los und pflanzt sie an ihren Ort. Sie wachsen nicht rasch und fangen daher erst nach Ablauf mehrerer Jahre an, Früchte zu tragen. Der einheimische Bauer läßt dem Ölbaum wenig Pflege angedeihen; er pflügt den umgebenden Boden und putzt von Zeit zu Zeit die Zweige aus. Daher vergleicht er sie mit einer Beduwîje, einer Beduinenfrau, die selbst in der Wildnis und trotz ihrer Vernachlässigung stark und leistungsfähig wird (Abb. 87). Aber freien Platz will der Ölbaum haben; seine breiten Wurzeln ziehen die Säfte aus dem Boden, und seine umfangreiche Krone wirft Schatten. Daher kann man Reben oder Feigenbäume wenigstens nicht auf die Dauer dazwischen pflanzen, das Feld auch nicht besäen. Es gibt verschiedene Arten des Olivenbaums und demnach auch Früchte, die sich in der Größe und Farbe voneinander unterscheiden. Die Oliven werden entweder in Salzwasser eingemacht und gern zum Brot verzehrt, oder sie werden zu Brei gemahlen, um Öl aus ihnen zu pressen. Man rechnet nur in jedem zweiten Jahr auf eine reichliche Ernte und nimmt z. B. in Jerusalem an, daß ein guter Baum durchschnittlich im Jahr 10 Franken einbringt. Das würde für den Hektar mit ungefähr 200 Olivenbäumen einen Ertrag von 2000 Franken bedeuten.

Digitized by Google

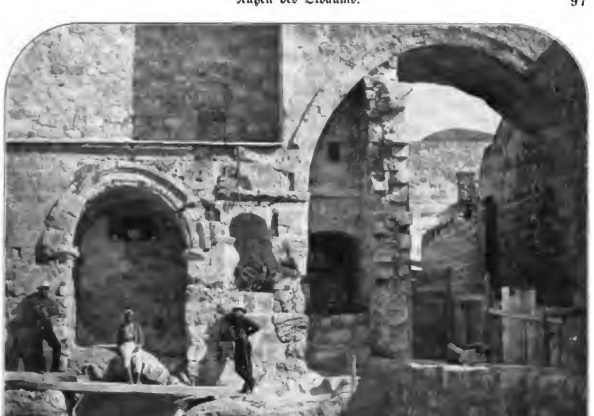


Abb. 89. Ursprüngliche Gestalt des Ecce homo-Bogens. Mit Erlaubnis des Palestine Exploration Fund. (Zu Seite 142.)

Noch günstiger für den Wert des Ölbaums lautet die Berechnung, die auf die Erfahrungen der deutschen Kolonisten in Haifa zurückgeht. Sie verwenden mehr Pflege auf den Baum als die Fellachen: sie pflügen den Boden nicht nur, sondern düngen ihn auch und lassen ihn dreimal im Jahre hacken; ferner schlagen sie im Herbst die reifen Früchte nicht mit dem Stocke ab, wie es die einheimischen Bauern schon seit den Zeiten Israels zu tun pflegen, sondern sie pflücken sie und tragen dadurch sehr viel zur Schonung des Baumes bei, dessen zarteste und wichtigste Zweige durch das Abschlagen der Früchte verletzt werden. Die bessere Behandlung vergilt der Baum durch reicheren Ertrag; er bringt mehr Früchte, und es schwindet zugleich die Ungleichheit der Ernten, die dem Fellachen schon als Regel gilt. Ein Ölbaum von 50 Jahren kostet höchstens 60 Franken. Bei guter Pflege bringt er jährlich im Durchschnitt zwei Kele Oliven zu je 60 Piaster, also 120 Piaster. Davon gehen als Unkosten für Pflügen und Hacken etwa 15 Piaster (nicht ganz eine Mark) ab, so daß 105—110 Piaster als Ertrag bleiben = 20 Franken. Der Baum macht sich also in drei Jahren bezahlt. Bei einer größeren Anzahl von Bäumen stellt sich die Berechnung noch günstiger. Mein Gewährsmann kaufte selbst einen Baum für 15 Franken und erntet davon jährlich einen Ertrag von 30 Franken. Für Bäume im Alter von 200 Jahren zahlt man 100 Franken und gewinnt von ihnen jährlich bis zu vier Kele, nach obiger Rechnung im Wert von 240 Piaster oder reichlich 40 Franken, mit anderen Worten eine Verzinsung des Anlagekapitals zu 40 Prozent!

Aus diesen Angaben geht klar hervor, welch große Bedeutung der Olivenbaum für den Landmann in Palästina hat. Er bietet ihm den sichersten und bequemsten Erwerb. Das weiß selbstverständlich die Regierung sehr gut und hat daher jeden gut tragenden Baum mit einer Steuer von 1,5 Piaster oder ungefähr 23 Pfennig belegt. Der hohe

Digitized by Google

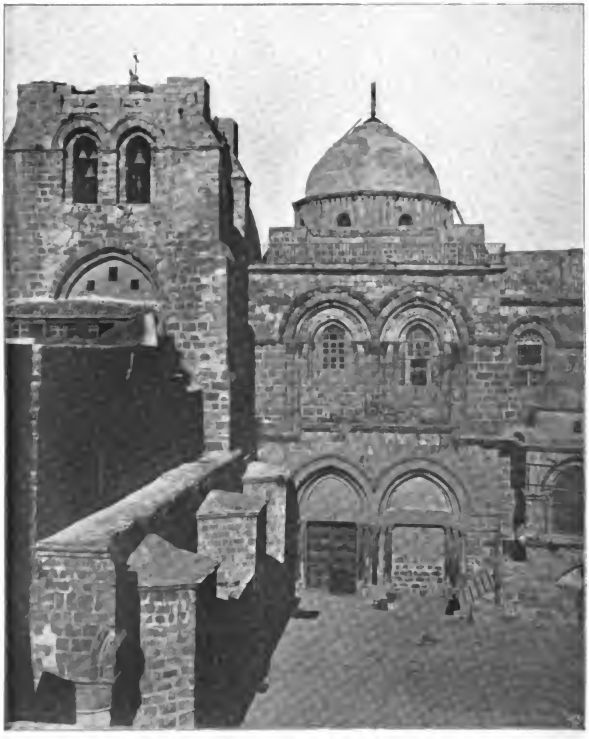


Abb. 90. Hof und Eingang der Grabeskirche. (Zu Seite 137.)

Wert eines Ölbaums spielt auch in Landverkäufe in eigentümlicher Weise hinein: kauft man einen Ölbaum, so hat man zugleich den Grund und Boden bezahlt, in dem er steht; kauft man aber ein Stück Land, auf dem ein Ölbaum steht, so darf man sich durchaus nicht der Hoffnung hingeben, auch den Ölbaum zu besitzen, er gehört nach wie vor seinem alten Herrn.

Der Feigenbaum ist dem Olivenbaum an Lebenskraft ähnlich, an Genügsamkeit ihm aber weit überlegen. Er gebraucht viel weniger Boden als dieser und kommt mit einer Felsspalte als Raum für seine Wurzeln aus; freilich bleibt er dann nur Busch, aber er trägt doch seine Früchte. Er verliert im Unterschiede von dem immergrünenden Ölbaum im Winter seine Blätter, doch setzt er sehr bald, etwa zwei bis drei Monate nach

Digitized by Google

dem Reifen der letzten Früchte, bereits neue an. Das sind die sogenannten Frühfeigen. Sie kommen als grüne Knoten im Februar aus den Augen der Zweige hervor, erreichen im April den Umfang einer kleinen Rundpflaume und werden bereits in diesem unreifen Zustande von den Einwohnern mit etwas Salz gern gegessen. Die meisten Frühfeigen werden freilich von dem Baume abgeworfen, sobald im Mai die eigentlichen Sommerfeigen zum Vorschein kommen. Nur eine gewisse Art bringt die Frühfeigen in der ersten Hälfte des Juni zur Reife; sie sind begehrte Leckerbissen. Wie bei uns ein gescheiter Dorfjunge genau weiß, wo die ersten gelben Pflaumen und schönen Birnen zu holen sind, so weiß der richtige Bauernjunge in Palästina schon lange im voraus, wo die erste Frühfeige reift, und wird es höchstens seinem besten Kameraden verraten. Die Sommerfeigen fangen im Juli an, eßbar zu werden, und halten sich bis in den Dezember hinein (s. S. 50). Die Früchte werden teils frisch verzehrt, teils getrocknet. Der Feigenbaum findet sich in Palästina mehr einzeln als in größeren Pflanzungen. Diese trifft man namentlich bei Bethlehem und in der Gegend zwischen Bêtin (Bethel) und Nâbulus.

Mit dem Feigenbaum gehört der Weinstock in Palästina eng zusammen. Schon die anheimelnde Wendung des Alten Testaments, die die behagliche Sicherheit und Zufriedenheit der Israeliten ausmalen soll, „jeder sitzt unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum“ (1. Kön. 5, 5; Micha 4, 4), stellt den einen neben den andern. Wir dürfen jedoch, wenn wir geschichtlich treu sein wollen, die Worte nicht nach der Art der Ludwig Richterschen Bilder verstehen, der den Landmann mit den Seinen unter dem Rebendach seiner Laube vor der Haustür in traulichem Frieden zeichnet. Wir müssen uns vielmehr an die Weinberge und das Leben dort während der Weinlese, wie es S. 47f. geschildert ist, erinnern; dort stehen Weinstock und Feigenbaum wirklich zusammen und tragen ihre Früchte; dort verlebt der Bauer monatelang mit den Seinen die schönsten Tage der Ernte, ja die schönsten Tage des ganzen Jahres. Diese Zeit des behaglichen Genusses hat der alte Spruch im Auge. Auch der Bauer von heute stellt Weinstock und Feigenbaum nebeneinander. Er spinnt das S. 96 angeführte Gleichnis über den Ölbaum weiter aus und sagt vom Feigenbaum, daß er einer Fellachin, einer Bäuerin (Abb. 56, 97 ff.), ähnlich sei, und vom Weinstock, daß er einer „Sitt“, einer

Abb. 91. Palmenhain bei Haifa.
Nach einer Aufnahme von Friedrich Lange in Haifa. (Zu Seite 99 u. 132.)

Digitized by Google

vornehmen Städterin (Abb. 92), gleiche. Wie die Fellachin bei geringer Pflege doch gedeiht und wetterfest wird, so ist es bei dem Feigenbaum; aber der Weinstock verlangt viel Aufmerksamkeit und Arbeit, wie eine verwöhnte Stadtdame. Das hier gemeinte Maß von Arbeit ist freilich nach dem Urteil des Fellachen bemessen, nicht nach dem eines deutschen Weinbauern. Bei der Anlage des Weinbergs werden die großen Steine aus dem Boden entfernt und im besten Fall zum Terrassenbau, sonst zur Herstellung einer trockenen Steinmauer, die wohl noch durch den stacheligen Feigenkaktus oder Dornen verstärkt wird, verwandt. Dann wird aus rohen Feld- oder Bruchsteinen ohne Mörtel ein kleiner Turm errichtet, so hoch, daß man von ihm aus die ganze Anlage gut überwachen kann (vergl. S. 47 f.). Im dritten Jahre kann man von den gepflanzten Reben die ersten Trauben erwarten. Nach einem kräftigen Winterregen wird der Weinberg gepflügt oder behackt, im Februar wird der Weinstock stark beschnitten, in den folgenden Monaten der Boden durch Pflügen oder Hacken wiederholt aufgelockert und nach der Blüte der Stock von den langen Schößlingen gereinigt. Das ist in der Regel die jährliche Arbeit, die der Bauer jetzt in Palästina den Reben zuwendet. Daß man sie aufrecht zieht und mit Stäben stützt, geschieht wohl an einigen Orten. In anderen Gegenden aber, z. B. in es-Salt jenseits des Jordans, läßt man sie auf dem Boden liegen, so daß sie im eigentlichsten Sinne des Wortes ein niedriges Gewächs darstellen, wie sie der Prophet Hesekiel Kap. 17,6. 14 bezeichnet; höchstens versieht man die Rute, die die Trauben trägt, gegen die Reifezeit mit einer Stütze, damit die Trauben nicht auf der Erde liegen. Ein solcher Weinberg macht im Frühjahr einen höchst unscheinbaren Eindruck: der Stock, selbst wenn er armdick ist, hebt sich nur wenig von dem rotbraunen Boden ab; man glaubt über einen gepflügten Acker, nicht aber durch einen Weinberg zu reiten. Trotz dieser geringen Pflege gehören die Trauben von es-Salt (vergl. S. 48) zu den berühmtesten im ganzen Lande!

Große Bedeutung für den jetzigen Handel Palästinas haben die zahlreichen Agrumenarten, die besonders in den berühmten Apfelsinengärten von Jafa gezogen werden. Von ihnen soll später genauer die Rede sein (S. 128). Die übrigen Fruchtbäume haben für Palästina geringere Wichtigkeit. Zwischen Feigen- und Ölbäumen sieht man sehr häufig den Granatapfelbaum, dessen Früchte bisweilen eine auffallende Größe erreichen, bis zu 36 cm im Umfang. Bei Kefr Kenna zwei Stunden nördlich von Nazareth ist eine bedeutende Fläche mit diesen besonders durch ihre schöne rote Blüte bekannten Bäumen bepflanzt. Die Aprikosen von Damaskus sind berühmt, in dem eigentlichen Palästina ist der Baum nicht sehr häufig. Walnüsse, Mandeln und Quitten gedeihen im Lande besser als die gewöhnlichen Obstarten, Pflaumen, Birnen, Äpfel und Kirschen. Palmen und Bananen werden nur an der Küste reif (Abb. 91). Der edle Johannisbrotbaum ist nicht nur wegen seiner vollen Krone und seines dichten Schattens beliebt, sondern seine Frucht, das bekannte Johannisbrot, liefert den Bewohnern auch einen süßen Dicksaft, der in ähnlicher Weise wie bei uns der Sirup gebraucht wird. Im Sommer werden sehr gern gegessen die Früchte des Kaktusfeigenbaums, der im vorigen Jahrhundert von Indien her eingeführt wurde. Ärmere Leute verzehren morgens, mittags und abends seine sehr nahrhaften und bekömmlichen Feigen mit etwas Brot und fragen kaum nach etwas anderem. Die Sykomore oder der Maulbeerfeigenbaum ist selten geworden. Der weißbeerige Maulbeerbaum (Morus alba) ist neuerdings wegen der Seidenraupenzucht in größerer Zahl gepflanzt worden; er findet sich auch einzeln ebenso wie Morus nigra, der schwarzbeerige Baum.

Zum Schluß sind die fruchttragenden Dornbäume zu nennen, deren einer S. 46 abgebildet ist. Die Früchte, kleinen Äpfeln oder Pflaumen ähnlich, werden auf dem Markt verkauft und entweder roh verzehrt oder zur Bereitung eines Dicksaftes benutzt. Die eine Art, die im Jordantal und am See Genezareth häufig vorkommt, trägt den Namen Zizyphus spina Christi, weil der Sage nach aus ihren mit langen, harten Stacheln besetzten Zweigen die Dornenkrone Christi bestanden haben soll.

Digitized by Google

IX.

Die Bewohner des Landes.

Es ist jetzt reichlich ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem Palästina aus der Vergessenheit, der es für Handel und Verkehr anheimgefallen war, erlöst und wieder in den Gesichtskreis der abendländischen Völker gerückt ist. Den Anlaß haben protestantische Missionare gegeben, Amerikaner seit 1821 und Engländer seit 1826. Weil die Engländer weltlichen Schutz für ihre Person und ihre Arbeit wünschten, begründete die englische Regierung 1839 ein englisches Konsulat in Jerusalem. Dasselbe tat Preußen 1842 unter dem Könige Friedrich Wilhelm IV., nachdem dieser schon 1841 gemeinsam mit England das evangelische Bistum zu St. Jakob in Jerusalem errichtet hatte. Diese Vorgänge erregten die Aufmerksamkeit der übrigen christlichen Mächte und Konfessionen. Der griechisch-orthodoxe Patriarch Kyrillos verlegte 1845 seinen Sitz von Konstantinopel wieder nach Jerusalem, der römische Papst erneuerte 1847 das lateinische Patriarchat dort, die weltlichen Mächte begründeten neue Konsulate oder ließen sich die bessere Besetzung der bestehenden angelegen sein. Das sind die Anfänge des „friedlichen Kreuzzuges", wie der Palästinaforscher Titus Tobler die im neunzehnten Jahrhundert wieder erwachte Bewegung des Abendlandes nach dem Orient genannt hat. Sie hat in den letzten Jahrzehnten an Ausdehnung und Kraft stetig zugenommen und bereits sehr viel — mehr als sich von der sprichwörtlichen Zähigkeit des Orients erwarten ließ — zur Veränderung Palästinas im modernen Sinne beigetragen. Straßen und Eisenbahnen sind gebaut, ein regelmäßiger Post- und Telegraphendienst verbindet die Hauptorte, der Welthandel dringt von den Toren des Landes schon in das Innere vor, stattliche Neubauten werden aufgeführt und europäische Niederlassungen begründet. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß sich diese Einflüsse auch auf die Bewohner Palästinas erstreckt haben. Die alte Beschränkung auf die einheimischen Verkehrslinien ist geschwunden. Die Arbeiten der christlichen Missionen und die wieder belebten

Abb. 92. Verschleierte Frauen in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme aus der Sammlung des Verfassers. (Zu Seite 106.)

Digitized by Google

Abb. 93. Derwisch.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 107.)

Handelsbeziehungen führen eine große Zahl von Fremden zu längerm oder ständigem Aufenthalt in die wichtigeren Orte. Der Eingeborene lernt den Verkehr mit ihnen, fühlt seine stille Macht und gewöhnt sich an ihn, indem er seine Vorteile begreift. Selbst das alltägliche Bild des Straßenlebens spiegelt die Mischung von Orient und Okzident! Jedoch soll hier auf diese noch im Fluß befindlichen Erscheinungen nicht näher eingegangen werden. Wenn wir von den Bewohnern Palästinas reden wollen, so meinen wir die seit langer Zeit im Lande einheimischen Geschlechter, die sich nach ihrer Lebensweise und nach ihren Interessen in drei Klassen einteilen lassen, nämlich in die Städter, in die Bauern oder Fellachen und in die Beduinen oder Hirten. Nur nach zwei Seiten hin soll eine Ausnahme stattfinden, insofern die Niederlassungen der Deutschen und der Juden in Palästina berücksichtigt werden.

Die einheimischen Städter machen durch ihr Äußeres einen ziemlich einheitlichen Eindruck. Ihre Kleidung ist meistens die orientalische, ein weiter Rock, dessen Ränder vorn zusammenstoßen, der nach unten, bis an die Knöchel, an Weite zunimmt und durch einen breiten Gürtel über den Hüften zusammengehalten wird (s. Abb. 43 u. 50). Die griechischen Christen tragen jedoch häufig weite Hosen aus dunklem Tuch und über der Weste eine kurze Jacke (Abb. 43 u. 52). Der Kopf wird fast allgemein mit dem türkischen Fes bedeckt, um den nicht selten ein leichtes weißes oder grünes Tuch gelegt ist. Den schweren gewickelten Turban findet man gegenwärtig bei den Städtern nicht oft mehr. Vornehme Leute pflegen einen Rock über dem langen, bunten orientalischen Gewande zu tragen. Die wenigen Türken, meist Beamte, sind durch ihre der europäischen ähnliche Tracht, Beinkleider und vorn geschlossene Röcke aus schwarzem Stoff, leicht kenntlich. Doch bequemen sich auch Beamte arabischer Herkunft mehr und mehr der europäischen Tracht an. In den Verkehrsformen wird man auf den ersten Blick ebenfalls keinen wesentlichen Unterschied erkennen, obwohl sich schon bei tieferem Eindringen in die Formeln der gewöhnlichen Umgangssprache Verschiedenheiten zwischen Christ und Muslim bemerklich machen.

Solche Gleichheit im äußern Auftreten bringen die Gewohnheiten des Landes mit sich. Von einer Gleichartigkeit oder gar Reinheit des Bluts kann bei der städtischen Bevölkerung jedoch nicht die Rede sein. Die arabischen Einwanderer im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung haben sich stark mit der früheren griechischen oder gräzisierten Einwohnerschaft der Städte vermischt. Dazu haben sich vor und nach den Kreuzzügen zahlreiche Ankömmlinge aus dem Norden und Osten, in den südlichen Gegenden auch aus Ägypten gesellt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß durch die Kreuzfahrer manche Tropfen abendländischen Blutes mit orientalischem Blut in Palästina gemischt worden sind; aber sichere Spuren davon lassen sich nicht nachweisen. Endlich trägt die Sitte vornehmer Muslimen, sich Sklaven und Sklavinnen zu halten, fast ständig zur Mischung der Rasse bei. Daneben muß jedoch hervorgehoben werden, daß es in den größern und kleinern Städten eine Anzahl alter und vornehmer Familien gibt, die mit Stolz von ihren Ahnen und von ihrer langen Ansässigkeit im Lande reden.

Der Städter hat im großen und ganzen sowohl vor dem Bauern als auch vor dem Hirten eine gewisse Behäbigkeit, eine gewisse Fülle des Körpers voraus, die ohne

Digitized by Google

Zweifel damit zusammenhängt, daß er besser und bequemer lebt. Es gibt in jeder Stadt eine Anzahl Leute, die man als Nichtstuer im allereigentlichsten Sinne des Worts bezeichnen kann, mag ihr Stand sein, welcher er will. Selbst wenn der Städter ein Handwerk betreibt und damit Anspruch darauf hat, unter die fleißigen Leute des Orts gezählt zu werden, so finden sich tagsüber doch so zahlreiche Anlässe, mit dem Nachbar zu plaudern oder eine Tasse Kaffee zu trinken und dazu etwas Tabak aus der Nargile, der Wasserpfeife (Abb. 94), zu schlürfen — denn der Araber sagt nicht wie wir „Tabakrauchen", sondern „Tabaktrinken" —, daß die Stunden der Arbeit leicht hinter die der Erholung zurücktreten. Und für wen gebe es nicht in der Stadt bei dem engern Zusammenleben der Leute so leicht einen Anlaß zum Streit? Der Streit aber muß „ausgekostet" werden, wie bei uns ein Vergnügen; er ist für den Orientalen die Würze des Lebens, das Salz zum Brote, der Essig zur Linse. Wir können es seiner leicht erregbaren Natur nachfühlen, daß ihm die Arbeit gleich nach dem Streite nicht schmeckt. Er läßt sie also liegen und sagt sich, daß der Kunde, der die Arbeit bestellt hat, ohne Zweifel über einen größern Vorrat an Zeit verfügt, als der Handwerker, der sie anfertigen soll!

Abgesehen von den Handwerkern trifft man in den Städten Kaufleute, Geldwechsler und Vermittler. An Geschäften ist fast jedermann beteiligt, sei es als Abschließer oder als Teilhaber oder als Vermittler. Die Fremdenindustrie spielt jetzt dabei schon eine große Rolle. Verhältnismäßig wenig von diesen Geschäften wird in der Stille der einzelnen Häuser abgemacht. Denn diese sind nicht so leicht zugänglich wie bei uns, weil der Muslim seine Frauen und Töchter ängstlich vor der Berührung mit Fremden behütet, und deshalb die Häuser nicht nach der Straße zu, nach außen hin offen sind, sondern nach dem Hofe zu, nach innen (Abb. 68). Der Ort für Geschäfte nicht nur, sondern auch für die Arbeit des Handwerkers ist die Straße, genauer gesagt der Markt, d. h. die Straßen, die für den Handel bestimmt und eingerichtet sind. Einen Marktplatz, wie wir ihn in unsern Städten haben, kennt der Orient in der Regel nicht. Für ihn bezeichnet das Wort „Markt", arabisch sūḳ, die Straßen, deren Häuser zu ebener Erde Läden haben, d. i. Verkaufs- und Arbeitsstellen, die nachts zugemacht und verschlossen werden und zugleich einige Gemächer enthalten, in denen der Verkäufer seine Waren niederlegen kann. In größern Städten sind gewöhnlich an den Marktstraßen auch die „Chane", d. h. große, geräumige Gebäude, in denen die Kaufleute ihre größern Vorräte an Waren aufstapeln

Abb. 94. Bei der Mahlzeit. Nach einer Aufnahme aus der Sammlung des Verfassers. (Zu Seite 109.)

Digitized by Google

können, und wo die Karawanen, größere und kleinere bis zu dem einzelnen Reisenden, einzukehren pflegen, falls ihnen ein orientalisches Gasthaus mit all seinen Zugaben, dem lebendigen und dem toten Schmutz, genügt. Der Leser kann sich demnach leicht vorstellen, daß jeder größere Ort seine sehr belebten Straßen und seine fast völlig toten, weil von allem Verkehr entblößten Straßen hat. Die Marktstraßen sind gedrängt voll von Menschen und Tieren (Abb. 66), aber je weiter man sich von ihnen entfernt, desto verlassener wird die Stadt. Der Gegensatz ist in einem ausgedehnten Orte wie Damaskus so auffallend, daß sich dem abendländischen Fremdling unwillkürlich der Gedanke aufdrängt, es stecke die feindliche Absicht der Eingeborenen dahinter, den Fremden völlig sich selbst zu überlassen und ihn damit jeden Beistandes zu berauben, falls er angegriffen werde. Geschäftswege führen in der Regel weder Fremde noch Einheimische in diese Straßen; nur wenn man dort wohnende Leute sprechen will, muß man sie durchwandern.

Abb. 95. Händewaschen nach der Mahlzeit.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 110.)

Es ist daher für den Besucher einer Stadt Palästinas eine bequeme Sache, ihre Gewerbe und ihr Geschäftsleben kennen zu lernen; denn sie alle vollziehen sich auf oder neben der Straße. Der Schuster, der Schneider, der Tischler und Klempner arbeiten in ihrer kleinen Werkstatt, lieber aber davor im Freien. Der Kaufmann stellt sicherlich immer einen Teil von seinen Waren auf die Straße, um die Vorübergehenden anzulocken, der Koch setzt seine besten Gerichte in das helle Licht vor die Küche, damit sie ihre Abnehmer finden, und der Wechsler nimmt mit seinem niedrigen Tischchen sowie mit seinem Gelde unmittelbar vor der Mauer eines Hauses Platz. Daß sie dem des Weges Gehenden ihre Dienste anpreisen, ist selbstverständlich. Andere ziehen mit ihrer Ware, mit Broten, Früchten, Süßigkeiten oder Wasser, die Marktstraßen auf und ab und wissen durch irgendein schönes, oft witziges Wort die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen — eine Aufdringlichkeit, die man sich gern gefallen läßt: sie belästigt nicht, aber unterhält. Die Abbildungen 35, 49 und 67 zeigen uns solche Straßenbilder (vergl. auch Abb. 34).

Digitized by Google

Abb. 96. Der Felsendom in Jerusalem. (Zu Seite 140.)

Digitized by Google

Unter den Gestalten der Straße dürfen nicht die Frauen vergessen werden, obgleich man sie nicht oft dort sieht. Während die christlichen Frauen den Kopf mit einem Hut oder mit dem Kopfschleier bedecken, darf die muslimische Frau streng genommen niemals das Haus verlassen, ohne sich vollständig verschleiert zu haben. Dazu bedarf sie zweier Stücke, nämlich des Gesichtsschleiers und des großen Schleiers. Der erstere ist ein leichtes Tuch aus Seide oder Baumwolle (Musselin), lose gewebt, in dunkler Farbe gehalten und mit Blumen gemustert, von etwa 70 cm im Quadrat. Er wird so über den Kopf geworfen, daß er bis über das Kinn oder bis auf die Brust hinabhängt, und verbirgt die Gesichtszüge so sehr, daß man höchstens die Nasenspitze durchschimmern sieht, während die Frau von innen heraus recht gut beobachten kann. Der große Schleier ist ein weiter

Abb. 97. Frauen an der jetzt üblichen Mühle. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 112.)

Mantel aus einfarbiger, weißer oder schwarzer Seide oder Baumwolle, der um die Taille angelegt wird. Während der untere Teil bis auf die Knöchel hinabfällt, wird der obere Teil über den Kopf geschlagen und mit den Armen vorn zusammengehalten. Von dem Körper sieht man nur die Füße und den Abschluß der weiten Beinkleider, die zur Tracht der muslimischen Frauen gehören, die erstern in schwarzen Lackschuhen, auf die ihre Trägerin ganz besonders stolz ist. In dieser wunderlichen Vermummung (vergl. Abb. 92), wie wandelnde Gespenster, gehen die muslimischen Frauen über die Straße — „wanken“ muß man eigentlich sagen; denn die Städterinnen haben meistens einen wackligen, schaukelnden Gang an sich, der zum Teil wohl daher rühren mag, daß sie im Hause und auf dem Hofe ihre Füße in die hinten und vorn mit hohen Absätzen versehenen Holzpantoffeln stecken, damit sie nicht den mit Wasser befeuchteten oder schmutzigen Boden berühren. Christliche und jüdische Frauen tragen den Gesichtsschleier nicht, dagegen häufig den großen Schleier, der Kopf und Nacken vor den Sonnenstrahlen schützt und

Digitized by Google

ihnen zugleich als Mantel dient. Neuerdings wird es jedoch in manchen muslimischen Häusern üblich, den Frauen etwas mehr Freiheit zu gestatten. Freilich ist nicht daran zu denken, daß ein fremder Mann, am wenigsten ein Abendländer, Zutritt in einen Harem erhält. Ein junger Araber war so freundlich, mir die von seiner Mutter und seinen Schwestern bewohnten Räume ebenso wie die andern Gemächer seines Hauses zu zeigen; doch hatte er selbstverständlich die peinlichste Fürsorge getroffen, daß sich alle weiblichen Mitglieder seines Hauses für die Dauer meines Besuchs in einen Garten außerhalb der Stadt begeben hatten. Aber den europäischen Ärzten erweist man jetzt mehr Entgegenkommen und Vertrauen. Vor 20 bis 30 Jahren mußte es sich der Arzt in Jerusalem gefallen lassen, von seiner Patientin durch einen Vorhang getrennt zu werden. Wollte er den Puls fühlen, so durfte die leidende Frau ihm die Hand nur

Abb. 98. Die Handhabung älterer Mühlsteine.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Seite 112.)

unter dem Vorhang hinweg entgegenstrecken. Aber der Wunsch, auch die Zunge zu sehen, galt in der Regel als eine kühne Zudringlichkeit und wurde nicht erfüllt. Jetzt hat man in vornehmen arabischen und türkischen Familien doch eingesehen, daß bei einer Behandlung hinter dem Vorhang nichts herauskommen kann, obwohl sie Geld kostet. Daher gestattet man schon dem Arzte, den Körper der Leidenden wirklich zu untersuchen. Das ist ein erfreulicher Fortschritt gegen früher! Auch wird es hier und da Sitte, den Frauen zu erlauben, sich europäisch zu kleiden, und sie dann von der Verpflichtung zu entbinden, dazu orientalische Schleier anzulegen.

Echt orientalisch sind die Derwische. Sie können als die „Heiligen", als die „Gottesmänner" des Islam bezeichnet werden und liefern ein lehrreiches Beispiel dazu, wie weit die Ideale der Menschen nach den verschiedenen Religionen und Ländern auseinandergehen. Der Derwisch lebt ausschließlich für die Religion und erachtet sich daher als befreit von den Arbeiten, die den übrigen Menschen obliegen. Er wohnt in der Regel mit seinesgleichen in einem Hause zusammen, wie bei uns die Mönche

Digitized by Google

Abb. 99. Ein Paar aus Bethlehem. Nach einer Aufnahme aus der Sammlung des Verfassers. (Zu Seite 116.)

in einem Kloster, jedoch verheiratet; er verrichtet dort unter Leitung eines Vorstehers Übungen in der Andacht, besonders in der Askese und der Ekstase. Diese Beschäftigungen bewirken, daß die Leute ihr Äußeres in hohem Grade vernachlässigen, ja entstellen. Viele von ihnen leben im Schmutz und gehen in Lumpen, sie machen in höherem Alter den Eindruck von trägen, denkfaulen und heruntergekommenen Menschen. Ihren Unterhalt erlangen sie meistens durch erbettelte Gaben, die sie in einem Blecheimer sammeln. Die Bedeutung und die Macht dieser Leute besteht darin, daß sie es sind, die den Fanatismus des Islam pflegen und schüren. Durch die verschiedene Ausbildung und Erziehung ihrer Leute wissen sie sich den verschiedenen Klassen der Gesellschaft anzupassen. Da reist einer von Konstantinopel nach Jerusalem und veranstaltet für den Pascha und die Spitzen der muslimischen Gesellschaft wochen- oder monatelang einen sogenannten Zikr, d. i. eine Andachtsübung. Während des Fastenmonats, des Ramadân, verteilt sich eine große Zahl dieser Leute über das Land, um darauf zu halten, daß von den Muslimen in rechter Weise gefastet wird, sowie um den religiösen Sinn und die religiöse Erkenntnis zu stärken. Für diesen letzteren Zweck eignen sich besonders gut religiöse Feste und Wallfahrten, in Jerusalem die alljährlich mit dem Karfreitag des gregorianischen Kalenders zusammenfallende Wallfahrt nach Nebi Musa, dem angeblichen Grabe des „Propheten" Moses, 20 km östlich von Jerusalem, oberhalb des Toten Meeres. In dem langen, sehr sehenswerten Zuge, der sich zwischen zwei und drei Uhr nachmittags dort hinausbewegt, befinden sich in der Regel einige solcher urwüchsigen Gestalten. Abb. 93 führt uns eine solche vor. Die Kette, die mit Stacheln versehene Kugel und der Speer sind die Werkzeuge, mit denen er sich selbst kasteit und die Haut verletzt, bis das Blut aus langen Striemen herausfließt. Schwingt ein solcher Derwisch in seiner Hand noch gar die grüne Fahne des Propheten, dann kann er dessen sicher sein, daß die erregte Menge an ihm hängt, und daß er sie in seiner Hand hat.

Digitized by Google

Im Zusammenhang hiermit ist darauf zu hinzuweisen, daß überwiegend die Städte, nicht das offene Land, die festen Sitze und Pflegstätten des Islam sind. Der Jerusalemer wird allgemein als ein solcher bezeichnet, der für den Sultan und für das Gedeihen des Reiches betet — man darf nicht vergessen, daß Jerusalem für den Muslim nächst Mekka und Medina die heiligste Stadt des Islam ist. Wo eine höhere Bildung vertreten ist, da hat auch die Religion tiefere Wurzeln geschlagen; so ist es jedenfalls jetzt im Islam, man muß vielleicht hinzufügen: so ist es jetzt wieder. Denn die Bemühungen des gegenwärtig regierenden Sultans, vermittelst der Religion sein großes Reich neu zu beleben, sind ohne Zweifel von Erfolg begleitet gewesen. Der sogenannte Jungtürke ist jetzt nicht mehr ein religiöser Freidenker, sondern ein gewissenhafter und eifriger Muslim, der auf seinen Koran hält und keinen Wein trinkt. Der Sultan hat mit dieser Politik ganz gewiß das Richtige für sein ausgedehntes Reich getroffen. Was hat in der Tat der Kurde mit dem arabischen Beduinen, der Nordafrikaner mit dem Kleinasiaten, der Türke mit dem arabischen Städter anderes gemeinsam als die Religion des Islam? Wer sie pflegt, kräftigt damit zugleich das Band, das das ganze Reich zusammenhält. Auf der anderen Seite ist aber nicht zu verkennen, daß in diesem Bestreben eine große Gefahr für den „friedlichen Kreuzzug" liegt, von dem Seite 101 die Rede war. Wenn nicht das Reich oder der Islam ganz empfindliche Schläge erleidet, so wird der Zusammenstoß der beiden Bewegungen ein furchtbarer sein. Die Spannung zwischen Islam und Christentum hat in der Gegenwart schon eine solche Höhe erreicht, wie sie seit den Kreuzzügen nicht vorhanden gewesen ist.

Neben diese unruhigen Gestalten der Derwische stellen wir die Boten des Friedens und der Ordnung im Orient, die Kawassen der europäischen Konsulate (Abb. 52). Da diese im türkischen Reiche exterritorial sind, d. h. nicht der Landesobrigkeit unterstehen, so genießen ihre Boten und Diener, die Kawassen, bei der Bevölkerung hohe Achtung. Wenn sie in ihrer malerischen Amtskleidung den Konsul oder eine andere Person über die Straße geleiten, so macht jeder respektvoll vor ihnen Platz. Für den Fremden sind sie die willkommenen Helfer, die über alles Bescheid wissen, in Verlegenheiten oft die rettenden Engel.

Mit den Orientalen eine Mahlzeit zu teilen, ist wohl für jeden Ausländer ein lockender Gedanke. Aber die dabei herrschenden Gewohnheiten legen uns große Unbequemlichkeiten auf, so daß dieses Vergnügen mehr einer Prüfung als einem Genuß gleichkommt. Warme Mahlzeiten werden in der Regel nur am Abend bereitet. Gewöhnlich bestehen sie nur aus Pflanzenkost, Reis, Weizengraupen oder irgendeinem Gemüse mit Brot. Ist ein angesehener Gast geladen, so wird ein Stück Kleinvieh geschlachtet, meistens ein Schaf, dessen Fleisch und Fett (vergl. S. 92) mit einem Haufen von Reis verzehrt wird. Die Gerichte werden in einer großen Schüssel aus Holz oder auf einer großen

Abb. 100. Eine Schleuder.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Seite 115.)

Digitized by Google

Abb. 101. Eine Frau aus Nazareth.
Nach einer Aufnahme aus der Sammlung des Verfassers.
(Zu Seite 117 f.)

Platte aus Kupfer herbeigetragen. Nachdem diese auf einen niedrigen Stuhl gestellt sind (Abb. 94), nehmen die vornehmsten Gäste rings herum Platz. Stühle zum Sitzen gibt es nicht. Jeder nimmt die Stellung ein, in der er am besten an den Reisberg herankommen kann, hockend oder mit untergeschlagenen Beinen oder halb liegend. Es ist schon ein Zeichen der fortschreitenden Zivilisation, wenn Teller und Löffel gereicht werden. Aber ursprünglich gehören sie nicht dazu. Man muß mit den Fingern zugreifen, oder man benutzt ein Stück Brot dazu, um aus der Schüssel etwas in den Mund zu bringen. Daß der Fremde allein unter den Gästen die Gabel gebraucht, wird nicht gern gesehen. Das Fleisch liegt entweder in Stücken zwischen dem Reis — dann muß man mit den Fingern danach graben — oder der Gastgeber zerlegt das Fleisch durch Zerreißen in Stücke und weist den Gästen je nach Rang und Würden ihre Anteile zu — dann sollen diese das Fleisch auch von den Knochen reißen. Das Abnagen der Knochen bleibt den ärmeren Leuten überlassen, die im Hintergrunde als Zuschauer sitzen. Hat nun bei einer größeren Festlichkeit die erste Runde das Essen beendet, so rückt eine zweite in ihre Plätze ein. Frisch aufgetragen wird von den Gerichten, so oft es notwendig ist. Die Hände nach einer solchen Mahlzeit zu waschen, ist allgemein üblich. Ein Diener gießt dazu aus einer kupfernen Kanne den Gästen Wasser über die Hände, das in ein darunter gehaltenes oder darunter stehendes Becken abläuft (Abb. 95). Diese Sitte ist uralt; so lesen wir von dem Propheten Elisa 2. Kön. 3, 11, er habe dem Propheten Elias Wasser auf die Hände gegossen, d. h. er sei sein vertrauter Diener gewesen. Gute Wünsche vor oder nach dem Essen auszusprechen, ist nicht üblich. Dagegen gehört es zum guten Ton, daß die Gäste nach genossener Mahlzeit aufstoßen; man will dem Wirt dadurch zu verstehen geben, daß man sich reichlich gesättigt hat und sich nun wohl fühlt. Getrunken wird zu der Mahlzeit nichts, höchstens Wasser. Nachher darf die Tasse Kaffee nicht fehlen; hat man sie geleert, so gibt man sie mit dem Worte „dâïman“, d. i. „beständig“, zurück. Es bedeutet den Wunsch: „Mögest du beständig Kaffee haben.“ Ist man der Gast eines höheren türkischen Beamten, so geht die Mahlzeit nach europäischem Vorbilde vor sich.

Wenden wir uns nun zu der zweiten Gruppe der Bewohner Palästinas, zu den Fellachen oder Bauern. Über ihre landwirtschaftlichen Arbeiten ist bereits in Kapitel IV die Rede gewesen. Hier soll einiges über ihre Dörfer, ihre Kleidung und ihr Äußeres gesagt werden.

Die Dörfer der Fellachen machen, aus der Ferne gesehen, einen sehr eintönigen, unschönen Eindruck. Von solchen, deren Häuser, wie es in der Ebene vorkommt, aus getrockneten (nicht gebrannten) Lehmsteinen gebaut sind, will ich hier ganz absehen; man bemerkt sie aus der Ferne überhaupt nicht. Die Dörfer des Gebirges liegen fast durchweg auf den Höhen oder ihren oberen Abhängen. Sie sind dort gegen feindliche Überfälle leichter zu verteidigen und dem Anprall der die steilen Täler durchbrausenden

Digitized by Google

Wintergewässer nicht ausgesetzt. Abb. 65 liefert ein anschauliches Beispiel dafür. Die Häuser werden aus Steinen gebaut, die man gern einer alten Trümmerstätte entnimmt, weil man sie dort gleich behauen vorfindet, oder aus dem Boden des Berges, der das Dorf trägt, hat brechen lassen. Da ihre Dächer häufig platt und mit einer Schicht Erde bedeckt sind oder sich zu einem niedrigen Gewölbe aus Stein erheben, so sehen die Häuser von weitem aus wie viereckige Kasten, die sich durch ihre Farbe von dem Untergrunde gar nicht unterscheiden. Ferner sind die meisten Häuser nur einstöckig, von Genauigkeit und Sauberkeit des Baues ist wenig wahrzunehmen; man weiß daher oft nicht, ob man ein Dorf oder einen Trümmerhaufen oder Felsblöcke vor sich sieht. Freundlicher ist der Anblick, wenn das Dorf einen kleinen Hain von Fruchtbäumen neben sich hat, und das ist in dem mittlern und nördlichen Palästina gar nicht selten, geradezu die Regel. Größere Dörfer pflegen sich durch einige stattlichere Gebäude auszuzeichnen, durch eine Moschee, durch eine Kirche und durch eine Herberge. In kleineren Orten dient die letztere den Muslimen zugleich als Moschee, als ‚Dschâmi', d. i. als Versammlungsstätte.

Die Anlage und die Größe der Häuser ist verschieden. Man sieht einen geräumigen, durch Mauern eingeschlossenen Hof, an den mehrere Häuser stoßen, die ihren Ausgang nach dem Hofe zu haben: jeder Teil der Familie, etwa Vater und Sohn, bewohnt ein Haus für sich. Andere Häuser haben ein Obergemach, d. h. auf das Erdgeschoß ist noch ein Zimmer aufgesetzt, zu dem man auf einer außen an das Haus gebauten Treppe hinaufsteigt. Das ist die „gute Stube" des Hauses. Ein Teil des Daches wird gern als freie Terrasse gebraucht, wo sich Frauen und Kinder gern aufhalten. Jedes Haus ist *ein* Zimmer mit *einer* Tür und einem oder zwei kleinen Fenstern. Die Tür wird des Nachts geschlossen, bei Tage aber nur, wenn die Bewohner das Haus verlassen haben. Ein Schornstein ist nicht immer vorhanden; der Rauch von dem in einer Ecke befindlichen Herde sucht sich seinen Weg durchs Fenster oder durch die Tür. An der einen Wand liegen auf einer gemauerten Bank die Matten, Decken und Teppiche der Familie, an der andern Wand stehen die von den Frauen (S. 24) aus rohem Lehm bereiteten großen Behälter zur Aufbewahrung von Getreide. Daneben eine hölzerne Kiste, die die Kleider und Schmucksachen der Frau enthält, ein großer Wasserkrug, in den die an der Quelle gefüllten Schläuche und Eimer ausgeschüttet werden, ein paar kleinere irdene oder hölzerne Gefäße, eine Lampe, die man gern die ganze Nacht hindurch brennen läßt — das ist die ganze Einrichtung seines Hauses, deren der Fellach bedarf.

Die älteste und einfachste Anlage des Bauernhauses scheidet den ganzen Raum, abgesehen von der nächsten Umgebung der Tür, in zwei übereinanderliegende Teile,

Abb. 102. Eine Mutter mit Kind.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 118.)

Digitized by Google

wovon der untere dem Vieh, d. h. dem Rindvieh, den Eseln und den Hühnern, eingeräumt, der obere, durch eine Treppe zugängliche, von den Menschen bewohnt wird. So kann der Bauer, wenn er des Nachts die Tür schließt, seine Familie und seinen ganzen beweglichen Besitz um sich und unter sich vereinigen. So ist es in alten Zeiten vermutlich die Regel gewesen. Denn von dieser Voraussetzung aus ergibt sich die Möglichkeit, das Gelübde Jephthahs, Richter 11, 32, ohne Schwierigkeit zu verstehen: „Was zu meiner Haustür heraus mir entgegengehet, wenn ich mit Frieden heimkomme von den Kindern Ammon, das soll des Herrn sein und will's zum Brandopfer opfern." Jephthah denkt dabei an ein Stück Vieh, das bei der Rückkehr vom Kampfe aus seinem Hause herauskommt; zu seinem Entsetzen aber tritt ihm seine Tochter, sein einziges Kind, aus dem Hause jubelnd entgegen, als er sieggekrönt heimkehrt (V. 34 f.).

Daß der Bauer sich in solch einer dumpfen Wohnung nicht viel aufhält, ist begreiflich. Im Frühling und Sommer lebt er auf dem Felde, auf der Tenne, in seinem Weinberge oder in seinem Garten (vergl. S. 38 u. 46 f.). In arbeitsfreier Zeit hockt er vor dem Hause, seine kleine Pfeife rauchend, oder streckt sich in der Sonne oder plaudert mit seinem Nachbar. Ins Haus geht er nur, um seine einfache Mahlzeit einzunehmen oder um des Nachts zu ruhn. An vielen Orten sieht man im Sommer leichte Hütten aus trockenen Ästen und dicht belaubten Zweigen auf den Dächern der Häuser errichtet (s. Abb. 54). Sie werden hauptsächlich des Nachts zum Schlafen benutzt, weil die drückende Hitze und das Ungeziefer die Räume unten fast unbewohnbar machen.

Zu jedem größeren Hause gehört ein Backofen, eine aus Lehm und rohen Steinen gebaute niedrige Hütte, in der sich eine aus Lehm geformte Platte oder Schüssel befindet, deren Boden mit Kieselsteinen belegt ist. Die Heizung geschieht mit getrocknetem Kuh-, Pferde- oder Schafmist — das Holz ist zu rar im Lande. Sobald die Kieselsteine glühend heiß sind, wird der frische Teig in dünnen Fladen darauf gelegt, und in wenigen Minuten ist das Brot gebacken. Diese Arbeit wird jeden Morgen getan, so daß es jeden Tag frisches Brot bei den Bauern gibt, und ihr Brot ist gut. Das Backen ist das Geschäft der Frauen, ebenso das Mahlen des Getreides (Weizen, Gerste, Hirse), das unmittelbar vorher von ihnen besorgt wird. Das heisere Geräusch der Mühle ist daher das erste Anzeichen dafür, daß es frühmorgens im Dorfe lebendig wird. Die Mühle besteht aus zwei schweren Basaltsteinen; der untere liegt fest, er hat einen etwas erhöhten Rand und in der Mitte einen Stift, der durch das Loch des oberen Steines hindurchgreift; um diesen Stift wird der obere Stein an einer emporstehenden Handhabe gedreht. Das Getreide wird mit der Hand in die kleine Vertiefung des oberen Steines, aus der der erwähnte Stift hervorragt, geschüttet, gleitet durch das Loch zwischen die beiden Steine und wird von ihnen zermalmt. Die Arbeit ist schwer, sie wird deshalb in der Regel von zwei Frauen besorgt (Abb. 97). Eine noch einfachere Art der Mühle zeigt die Abb. 98. Der leichtere Basaltstein wird auf dem größeren hin und her gerieben, um das Getreide zu zermalmen. Die Steine sind von Dr. G. Schumacher bei den Ausgrabungen auf dem Tell el-Mutesellim gefunden worden; um ihre Handhabung zu veranschaulichen, hat er sie zwei Frauen in die Hand gegeben und sie bei der Arbeit photographiert. Da im Alten Testament Mühlen der Abb. 97 durchweg vorausgesetzt werden, so wird die einfachere, unvollkommenere Art ein Alter von etwa dreitausend Jahren haben. Aber auch die Tage der jetzt verbreiteten Mühle sind gezählt; denn die Dampfmühle hat bereits ihren Einzug in Palästina gehalten. Sie wird dies ehrwürdige Gerät allmählich zurückdrängen, und die Frauen werden die ersten sein, die bereit sind, es in die Rumpelkammer, d. h. auf die Straße, zu werfen.

Die Kleidung der Fellachen ist einfach (vergl. Abb. 31 u. 55). Ein weißer oder blauer hemdartiger Kittel mit weiten Ärmeln bedeckt den Körper bis über die Knie und wird durch einen breiten ledernen Gürtel um die Hüften festgelegt. Bei der Arbeit wird das lange Kleid aufgeschürzt und die weiten Ärmel aufgebunden. Darüber trägt der Fellach die 'Abâje oder 'Abâ, einen schwarzgestreiften Mantel aus grober Wolle, der aus zwei länglich viereckigen Stücken besteht, die oben über der Schulter und an den Seiten so zusammengenäht werden, daß der Mantel vorn offen bleibt und zwei Löcher

Digitized by Google

Abb. 103. Die Grotte der Jordanquelle bei Banjas. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 120 u. 148.)

Digitized by Google

Abb. 104. Das Heiligtum des Nebi Jachja.
Nach einer Aufnahme von Professor Dr. H. G. Mitchell in Boston. (Zu Seite 120 f.)

für die Arme an den Seiten. Dieses kunstlose und schwere Kleidungsstück ist vermutlich sehr alt. Der Bauer gebraucht es zu den verschiedensten Zwecken: es ist ihm der Mantel, der gegen Regen und Kälte schützt, Decke und Bett des Nachts zum Schlafen, der Sack, in dem er Gras oder Gerste für sein Vieh holt, der Gebetsteppich, auf dem er die vorgeschriebenen Gebete verrichtet, wenn er unterwegs ist, endlich der gute Rock, in dem er ausgeht und Besuche macht. Mit der Bekleidung der Füße ist der Fellach sehr sparsam. Strümpfe trägt er niemals, und große, aus rotem oder gelbem Leder verfertigte Schuhe nur, wenn er auf dem Stoppelfeld zu tun hat, wenn er sich fein macht oder sich für einen längeren Marsch rüstet. Um so verschwenderischer verfährt er mit der Kopfbedeckung, wenigstens nach der älteren Sitte. Auf dem glatt rasierten Kopfe trägt er ein aus weißer Baumwolle hergestelltes Käppchen, das die übrigen Teile der Kopfbedeckung vor Schweiß bewahren soll. Darüber setzt er eine oder auch zwei Filzkappen, dann den bekannten roten Fes oder Tarbüsch, und um diesen wird nun, je nachdem es die Sitte des Dorfes oder der Stadt oder der Geschmack des Trägers vorschreibt, ein weißes oder farbiges Tuch gewunden; dies ist entweder nur klein, so daß es zwei- bis dreimal um den Tarbüsch gelegt werden kann, oder lang, so daß es sorgfältig gewickelt werden muß, um den „Turban“, wie wir zu sagen pflegen, nicht auf einer Seite schwerer zu machen als auf der anderen. Diese dichte Umhüllung des Kopfes ist nicht nur ein sicherer Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen, sondern zugleich ein Kissen, auf dem der Kopf beim Schlafen bequem ruht, und eine Tasche, in der Briefe und Urkunden sicher aufbewahrt werden können. Sie kommt jedoch mehr und mehr ab; auch der Bauer in Palästina gewinnt Geschmack daran, sich modern zu tragen, und begnügt sich wie der Städter mit dem leichten Tarbüsch. Andere Fellachen bedecken den Kopf, namentlich wenn sie den ganzen Tag unterwegs sind, nach Art der

Digitized by Google

Beduinen (Abb. 107) mit einem baumwollenen oder seidenen Tuch, einer Nacken und Schulter bedeckenden Kefije, die der Kaufmann in der Stadt in den schönsten Mustern und Sorten auf Lager hält, und befestigt es mit einer dicken, um den Kopf gewundenen Schnur (s. Abb. 94).

Daß der wohlhabende Bauer mehr anzuziehen hat, als nur das Hemd und die ʿAbâje, zeigen unsere Bilder. Der Mann der Abb. 55 scheint für die photographische Aufnahme alles angelegt zu haben, was er zur Verfügung hat: eine gestreifte Jacke oder Weste, darüber einen langen, oben offenen Kaftan, der aus Baumwolle oder Seide angefertigt wird, dann den kurzen Pelz und schließlich hat er sich die große ʿAbâje lose über die Schultern geworfen. In den breiten Gürtel hat er ein dolchartiges Messer gesteckt, und in der rechten Hand führt er die Keule aus Eichenholz, die der Fellach gern handhabt. Er treibt mit ihr die Tiere an oder stößt sie zur Seite und gebraucht sie als Waffe. In der Regel hat er auch ein Gewehr im Besitz. Die Hand der türkischen Regierung ist freilich in den letzten Jahrzehnten so erstarkt, daß die alte Lust an Dorffehden den Bauern teuer zu stehen kommt. Aber es gibt noch immer Anlässe zur Blutrache, um derentwillen der Fellach zur Flinte greift, und bei fröhlichen Volksfesten, zu denen sich oft Musikanten (Abb. 53) einfinden, gibt er gar zu gerne seiner ausgelassenen Freude durch Schießen Ausdruck. In der Hand des Hirten (Abb. 80) sehen wir eines der langen altmodischen Gewehre, die die Eingeborenen zu führen pflegen. Sie befinden sich oft in einem jämmerlichen Zustande, so daß ihr Gebrauch für den Schützen gefährlicher ist als für andere. Neben der Keule und den plumpen Stiefeln ist für ihn eigentümlich der lange Pelz, den er das ganze Jahr hindurch trägt, im Winter die Haare nach innen, im Sommer die Haare nach außen, gewiß ein sehr altes Kleidungsstück für die Hirten Kanaans. Die Schleuder, die uns aus der Goliathgeschichte 1. Sam. 17 als eine ernsthafte Waffe in der Hand Davids bekannt ist, hat an Bedeutung sehr verloren; man sieht jedoch noch häufig, wie Knaben sich in ihrem Gebrauch üben. Sie wird aus Wolle durch Flechten hergestellt. Wer sie gebrauchen will, schiebt den Zeigefinger der rechten Hand durch das Loch des einen Endes und hält das andere Ende mit den übrigen Fingern fest. Dieses wird, sobald die Schleuder in kräftigen Schwung gebracht worden ist, losgelassen, und der Stein saust mit großer Wucht aus der Kappe durch die Luft (vergl. Abb. 100).

Abb. 105. Ein Beduinenzelt. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 122.)

Digitized by Google

Die Vorliebe der Frauen für Zierat und Schmuck verleugnet auch die Fellachin Palästinas nicht. Der blaue oder auch weiße, bis auf die Füße herabhängende hemdartige Kittel ist häufig auf der Brust durch ein buntes Viereck von rotem und gelbem Besatz geschmückt (Abb. 56 u. 99). Viele tragen über dem blauen Hemde eine mit Goldstickerei verzierte Jacke. Als Obergewand dient ein Mantel, der der großen ʿAbâje der Männer ähnlich ist, jedoch kürzer und enger. Der Kopfbedeckung wenden auch die Frauen besondere Sorgfalt zu. Die Bethlehemitinnen (Abb. 99) tragen eine Art Tuchhelm, an den silberne, wenn es hochkommt, goldene Münzen als Stirnschmuck angenäht werden. Nördlich von Jerusalem sieht man an dem Kopfe der Frauen mehr eine runde, das Gesicht einrahmende Rolle von ausgestopftem Zeug (Abb. 97), auf die Münze neben Münze aufrecht stehend befestigt wird, oft schwere, große Stücke. Dieser Kopfschmuck ist zugleich die Geldkasse der Frau. Gerät sie in Not, so trennt sie einige Münzen ab; verdient sie etwas, so näht sie einige hinzu. Diese Einrichtung zeigt recht deutlich die übergroße Neigung des Orients zum Prahlen und Prunken; denn es liegt auf der Hand, wie töricht es ist, jedermann an der Stirn zu zeigen, ob man reich oder arm ist. Es ist schon wiederholt vorgekommen, daß Frauen auf dem kurzen Wege von der Dorfquelle nach ihrem Hause überfallen und ermordet wurden nur um des Geldes willen, das sie sichtbar an ihrem Kopfschmuck trugen. Da oft Münzen bis zum Betrage von 100 oder 150 Mark angenäht werden, so wird der Kopfputz so schwer, daß er den Frauen Kopf- und Augenleiden verursacht. Man befestigt solche Kopfbedeckungen unter dem Kinn durch Bänder und wertlose silberne Kettchen, an denen wiederum Münzen herabhängen, gar nicht selten wertvollere, ältere, ausländischen Gepräges, die die Frauen, wenn sie sich von ihren Männern unbeachtet wissen, gern den Fremden zum Verkauf anbieten. Den Gesichtsschleier tragen die Fellachinnen zum Unterschied von den Städterinnen nicht, regelmäßig aber den Kopfschleier. Bei den ärmeren ist er ein schmuckloses blaues Tuch, das Kopf und Nacken bedeckt; die wohlhabenden lieben es, mit diesem Kleidungsstück Staat zu machen. Man gibt ihm eine länglich viereckige Form, versieht den durchbrochenen Rand mit allerhand hübscher Stickerei und läßt die breiten

Abb. 106. Ein Beduine mit Lanze vor seinem Zelt.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 122.)

Digitized by Google

Enden lang über die Brust hinunterhängen (Abb. 56 u. 99.)

Daß die Fellachin kostbares Geschmeide besitzt, kommt nur selten vor; wertloses aber hat jede. Dahin gehören die silbernen Armspangen, Fingerringe und Knöchelringe, die wohl mehr Blei als Silber enthalten mögen, oft auch nur aus Blei oder Messing bestehen. Seltener sieht man, daß der eine Nasenflügel von einem Ring durchbohrt ist (vergl. Abb. 102) oder durch ein kleines Sternchen verziert wird.

Die uralte Sitte des Orients, sich zu schminken, ist bei den Fellachinnen allgemein üblich. Sie verwenden dazu zwei Mittel: die schwarze Augenschminke und die rote Hennafarbe. Jene wird aus Stibium (Bleiglanz) oder Ruß oder gebranntem Weizen und Öl hergestellt und vermittelst eines Stiftes auf die Brauen und Lider, sowie auf die Stirn zwischen den Augen aufgetragen. Das Weiße des Auges glänzt heller in der schwarzen Umrahmung und verleiht dem Gesicht den vielbewunderten Zauber der „Gazellenaugen". Die Hennaschminke hat ihren Namen von der Hennapflanze (Lawsonia inermis). Finger und Nägel, bisweilen auch die Füße, werden damit rot gefärbt. Da nun die Fellachin, um von den Städterinnen zu schweigen, graue und weiße Haare nicht liebt, so gebraucht sie die Hennafarbe auch dazu, um in vorgerückten Jahren den natürlichen Schmuck ihres Hauptes in hellrotem Glanz erscheinen zu lassen. Zum Glück — oder soll man sagen: leider? — wird von dem Erfolg dieser verzweifelten Kunst nicht viel sichtbar, da der Kopfschleier das Haar der Frauen fast ganz den neugierigen Blicken entzieht. Die Kunst der Städterinnen ist auf diesem Gebiet bedeutend weiter entwickelt. Aber das Glück, in ihre Geheimnisse einzudringen, kann im günstigsten Fall nur einer Frau zuteil werden, und eine männliche Feder würde über die Riechfläschchen und Farbentöpfchen fraucheln, als ob es orientalische Öltrüge wären! Das Tätowieren, auf das im Alten Testament wiederholt (z. B. 3. Mos. 19, 28) angespielt wird, findet noch immer Liebhaber. An Knaben und Mädchen läßt man in ihrer frühen Jugend die Stirn, das Kinn, die Hände und Arme oder auch die Brust mit den verschiedensten Figuren verzieren.

Abb. 107. Ein Beduine aus dem Ostjordanlande. Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Seite 122.)

Übrigens ist die Tracht der Bäuerinnen sowohl nach ihrem Vermögen als auch nach den einzelnen Gegenden des Landes verschieden. Viele tragen unter dem langen blauen Rock ein weißes Hemd und vertauschen den ersteren bei festlichen Gelegenheiten mit einem gleichartigen entweder ganzseidenen oder durch seidene Streifen verschönerten Gewande (Abb. 99). In den nördlicheren Gegenden des Landes ist die Kleidung fast durchweg vollständiger, insofern zum Hemde noch das Beinkleid kommt. Wie der Unterschied zwischen Dorf und Stadt überhaupt ein fließender ist, so ist es auch bei der Kleidung. Manche Städte haben unter ihren Bewohnern viele Fellachenfamilien, und manche Dörfer, wie z. B. Bethlehem und Nazareth, zeichnen sich durch die Bildung und Gewandtheit ihrer Einwohner sehr vor dem üblichen Durchschnitt der Fellachen aus. Das spiegelt sich stark in ihrem Äußern, namentlich in der Kleidung. Wer würde die Abb. 101 dargestellte Frau aus Nazareth für eine Fellachin ansehen? Das lose Mieder,

Digitized by Google

Abb. 108. Beduinenfrauen mit ihren Kindern.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 123.)

der wie eine Schärpe geschlungene Gürtel, der für sich geschnittene Rock, die Perlenschnüre, das reiche Ohrgehänge sprechen deutlich für städtische Tracht. Auch der Kopf, den sie als Christin frei trägt, ist nach städtischer Mode geschmückt, allerdings in sehr freier Umgestaltung: aus dem sogenannten Kors, einer silbernen, in getriebener Arbeit hergestellten Platte, von der Münzen und andere Zierate herabhängen, ist ein zierlich gearbeitetes Haarband, ein Diadem, geworden. Jedem Beschauer wird die ungewöhnlich kräftige Gestalt und das üppig gewachsene Haar auffallen. Ich kann dem Leser aus eigner Beobachtung versichern, daß es so stattliche Frauen in Nazareth wirklich gibt. Eine Reise durchs Land führte mich am 6. August griechischen Stils auf den Tabor, wo anläßlich des Verklärungsfestes eine große Anzahl fröhlich feiernder Leute namentlich aus Nazareth zusammengeströmt war. Unter der Jugend, die ungezwungen miteinander verkehrte, spielte und scherzte, habe ich damals mehrere junge Mädchen gesehen, die wohl als das Urbild der hier wiedergegebenen Photographie gelten konnten. Wer denkt nicht bei solchen Christinnen aus Nazareth an die Mutter unsres Heilandes? —

Bewundernswert ist die Geschicklichkeit der Frauen, mit der sie leichte und schwere Lasten auf der Schulter oder auf dem Kopfe zu tragen verstehen. Wasser von der Quelle oder dem Brunnen zu holen, ist eines ihrer regelmäßigen Geschäfte; kleinere gefüllte Krüge heben sie sich selbst auf die Schulter, größere mit Hilfe einer andern auf den Kopf, der für diesen Zweck mit einem wulstartigen Ringe bedeckt wird. Sie gehen zwar sehr vorsichtig, namentlich anfangs tastet ihr Fuß langsam nach dem Boden, um das Gleichgewicht zu prüfen; dann aber wird ihr Gang stets sicherer und fester, überwindet Stufen und Steine im Wege mit solcher Gewandtheit, daß es für einen Freund körperlicher Bewegungen eine Lust ist, das anzusehen. Mit Kopf und Nacken leisten sie Erstaunliches; Abb. 102 zeigt, wie eine Mutter ihr zwei- bis dreijähriges Kind in einem auf den Nacken gelegten und über dem Kopf zusammengeknoteten Tuch spazieren trägt; der große Vorteil dieses Verfahrens ist, daß die Mutter beide Hände zur Arbeit ganz frei behält. Vor der Stadt er-Remte im Ostjordanlande sah ich eine Mutter mit ihrer Tochter, die etwa 15 Jahre alt sein mochte, damit beschäftigt, aus einem Brunnen Wasser in zwei Schläuche zu schöpfen. Mit dem kleinern wollte sich offenbar die Mutter be-

Digitized by Google

laden, den größern sollte die Tochter schleppen. Ich hielt es für unmöglich, daß sie den schweren Schlauch aufheben und fortbewegen könnte; denn mit einem gefüllten Schlauch läßt sich schlecht hantieren. Aber sie war ihrer Sache sicher. Sie legte sich auf den Boden mit dem Rücken gegen den prallen Schlauch, zog die um den Schlauch geschlungenen feuchten Stricke fest über den Kopf, hob nun mit ihrem Körper den Schlauch langsam in die Höhe und trug ihn nach der Stadt. Welche Kraft war in dem jungen, geschmeidigen Körper!

Der Charakter, den die arabische Eroberung im siebenten Jahrhundert nach Christus dem Lande im allgemeinen gegeben hat, ist ohne Frage bei der bäuerlichen Bevölkerung am besten bewahrt geblieben. Das Landvolk, seit Jahrtausenden schon semitisch, hatte sich länger als die Bewohner der Städte den griechisch-römischen Einflüssen widersetzt und war daher mehr als diese fähig und bereit dazu, sich mit den neuen semitischen Ankömmlingen aus dem Osten zu vereinigen. Die heftigen Kämpfe der späteren Zeit, sowohl die Eroberungsversuche des Abendlandes als auch die innern Streitigkeiten des Islam, haben hauptsächlich die Städte berührt; schon wegen der zahlreichen Wechselfälle, die mit ihnen verknüpft waren, vermochten sie nicht auf die Dauer das Landvolk umzugestalten. Daher ist die Gleichartigkeit der Fellachen ohne Zweifel größer als die der Städter (S. 102). Zum Teil wird das aber auch davon abhängig sein, daß der Landwirtschaft treibende Bauer von allen Bewohnern am meisten den Gesetzen unterworfen ist, die die natürlichen Verhältnisse des Landes auferlegen: sie müssen sich alle in die gleiche Lage schicken, gleichviel ob sie der Herkunft nach Israeliten, Aramäer, Griechen, Araber, Ägypter, Kleinasiaten oder Perser sind. Aus der Gleichartigkeit der Lebensweise und des dadurch bedingten äußeren Eindrucks auf gleiches Blut schließen zu wollen, wäre übereilt. Der arabische Schriftsteller Ja'kûbi hat um 890 nach Chr. einige Nachrichten über die arabischen Stämme, die sich in Palästina unter der Herrschaft des Islam niederließen, zusammengestellt. Er nennt Stämme sowohl der kaisidischen als auch der jemenischen Gruppe, kennt aber auch Gegenden, deren Bewohner aus Arabern und Persern, also Nichtsemiten, gemischt sind, und erwähnt an drei Stellen noch Samaritaner (S. 144 f.), Nachkommen der Mischbevölkerung, die sich aus Israeliten und den durch die assyrischen Könige nach Palästina geführten Kolonisten (vgl. 2. Kön. 17, 24—33) gebildet hatte. Das Zeugnis ist von großer Wichtigkeit: es lehrt, daß die arabische Einwanderung so stark war, daß sie der gesamten Bevölkerung ihr Gepräge aufzudrücken vermochte, zugleich aber, daß die Rasse nicht rein, sondern aus sehr verschiedenen, sogar nichtsemitischen Elementen zusammengesetzt war. Spätere Vorgänge haben wiederum Fremdlinge aus dem Osten, Norden und Westen ins Land gebracht, Turkmenen, Tscherkessen und Maghrebiner aus Afrika. Die Mischung ist also nicht zum Stillstand gekommen, sondern setzt sich bis in die Gegenwart fort.

Durch die Angaben des Ja'kûbi gewinnt eine Mitteilung L. Bauers größere Wichtigkeit. Er macht darauf aufmerksam, daß sich die Bevölkerung Palästinas seit Jahrhunderten in zwei Parteien teile, in die Kaisiden und Jemeniden, die sich einander mehr oder weniger feindlich gegenüberständen und durch blutige Streitigkeiten

Abb. 109. Kupferne Kaffeekanne (nach Baurat Dr. G. Schumacher, DPV.) und Holzmörser (aus der Sammlung des Verfassers).

(Zu Seite 124.)

Digitized by Google

Abb. 110. Ein spanischer Jude aus Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig.
(Zu Seite 126.)

immer wieder Ursache zur Blutrache gäben. Die Kaisiden wohnen nach ihm mehr im Süden, die Jemeniden mehr im Norden, doch geht die Teilung bisweilen durch die Bewohner desselben Dorfes hindurch. Es handelt sich hier im Grunde offenbar um dieselben Gruppen, die schon Ja'kûbi für das neunte Jahrhundert unserer Zeitrechnung anführt. Sie hat sich im Laufe der Zeit sicherlich mannigfach verschoben und erweitert; das wird z. B. durch die Bemerkung Bauers belegt, daß diese Scheidung jetzt Muslimen und Christen betreffe, was für die Zeit Ja'kûbis nicht angenommen werden kann. Jedenfalls ist die Tatsache sehr beachtenswert, daß sich diese Gruppen der Bewohner Palästinas, deren Scheidung auf einen Gegensatz der eingewanderten Stämme Arabiens zurückgeht, bis auf den heutigen Tag erhalten haben, bereits mehr als tausend Jahre lang!

Die Religion der Fellachen ist vorherrschend der Islam. Die Zahl der Dörfer, die ihr Christentum in die Gegenwart hinüber gerettet haben, ist nicht groß. Aber nach den äußeren Zeichen des Islam, nach einer Moschee und nach einem schlanken Minarett, von dessen Brüstung der Mu'eddin die Gläubigen zum Gebet ruft, späht man auf dem offenen Lande meist vergeblich. Der Fellach hat neben dem offiziellen Islam noch einen gewissen privaten, lokalen Kultus, ähnlich wie die Christen des griechischen und lateinischen Bekenntnisses neben der Anbetung Gottes die Heiligenverehrung haben. Fast neben jedem Dorf befindet sich ein kleines Heiligtum, ein schlichter quadratischer Unterbau, den eine weiß getünchte Kuppel, arabisch Kubbe, krönt, wie er auf Abb. 103 links oberhalb der Grotte von Banjâs zu sehen ist. Häufig stehen diese Gebäude auf lustiger Höhe und werden von einem oder zwei alten heiligen Bäumen beschattet. Sie erheben den Anspruch, über dem Grabe eines Propheten, eines Heiligen oder Häuptlings zu stehen; daher wird vor den Eigennamen des dort Verehrten der Zusatz Nebi, Weli oder Schêch hinzugefügt, z. B. en-Nebi Dâ'ûd, der Prophet David. Das Gebäude hat in der Südwand, nach Mekka zu, seine Gebetsnische und überdeckt meistens ein kleines, unansehnliches Grabmal. An das Gitterwerk des Fensters oder an die Zweige des heiligen Baumes sind eine Menge von Fäden und Lumpen gebunden; sie sind Erinnerungszeichen an ein Gelübde, das jemand dem Heiligen getan hat. Seltener ist das Geschenk einer Lampe oder die Lösung eines Gelübdes durch die Gabe eines Schafes, das dann an einem Festtage neben der heiligen Stätte geschlachtet und verzehrt wird. Jedes größere Heiligtum hat seinen Wächter, der es in Ordnung hält. Niemand betritt das Gemach, ohne vorher seine Schuhe abzulegen und leise die Worte zu sprechen: Mit Deiner Erlaubnis, o Schêch! Alles Unheilige, Schändliche wird in der Umgebung des Ortes vermieden, damit der Mächtige segne und nicht strafe. Daher sind unter dem Schutze eines Weli alle Gegenstände vor Diebstahl gesichert. Der Bauer legt unbesorgt seinen Pflug oder seinen Vorrat an Holz dort nieder und weiß, daß sich niemand daran vergreift. Auch die alte Bedeutung der heiligen Steine für den Kultus (Abb. 46) ist den Leuten noch bekannt.

Unter den Namen der Heiligen begegnen uns Personen aus der biblischen Geschichte oder aus dem Koran oder auch berühmte Häuptlinge der neueren Zeit. In der Wahl eines Gebäudes sind die Leute nicht verlegen. Die schmucke Grabkammer Abb. 104, an-

Digitized by Google

scheinend ein Werk der griechisch-römischen Zeit, ist von ihnen in ein Heiligtum des Nabi Jachja verwandelt worden. Jedes Heiligtum hat seine Geschichte, seine Legende gleichsam, die oft wunderlich genug lautet. Sehr beliebt ist unter den Arabern folgende Erzählung über die Entstehung zweier Heiligtümer:

Ein Schêch Muhamed wurde als Hüter eines berühmten Heiligtums ein schwerreicher Mann. Da sein Diener, namens 'Ali, mit dem schmalen Lohn, den er erhielt, unzufrieden war, so setzte er sich eines schönen Tages auf den Esel seines Herrn und ritt davon. Aber ehe er den Jordan erreicht hatte, starb der Esel. 'Ali errichtete aus Steinen einen Grabhügel über dem Leichnam und setzte sich in dumpfer Verzweiflung daneben nieder. Da kam ein Wanderer des Weges und fragte den Traurigen nach der Ursache seines Kummers. 'Ali gab die verwegene Antwort, daß er das Grab eines großen Heiligen entdeckt und vor ihm soeben sein Herz ausgeschüttet habe. Andächtig verrichtete der Fremde sein Gebet an der Stätte, schenkte 'Ali eine Gabe und wanderte weiter. Ebenso ging es mit dem zweiten und dem dritten

Abb. 111. Russischer Jude.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig.
(Zu Seite 126.)

Abb. 112. Rabbiner aus Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut.
(Zu Seite 126.)

Wanderer; die Kunde von dem neuen Heiligtum verbreitete sich schnell, die Zahl der Wallfahrer wuchs von Tag zu Tag. 'Ali wurde bald ein reicher Mann und konnte über dem Grabhügel einen Kuppelbau errichten. Der Ruf des neuen Heiligen ging durchs ganze Land, und der Schêch Muhamed merkte an der Abnahme seiner Einkünfte die wachsende Anziehungskraft des ihm unbekannten Heiligtums. Er beschloß, selbst eine Wallfahrt zu dem berühmten Heiligen zu unternehmen und sich über den Grund seines großen Rufes zu vergewissern. Als er nun seinen alten Diener 'Ali als Wächter dort vorfand, bat er ihn leise, ihm den Namen des Heiligen zu nennen, dessen Grab er pflege. „Du sollst ihn erfahren," sagte 'Ali, „aber nur unter der Bedingung, daß Du mir den Namen Deines Heiligen nennst." Als

Digitized by Google

Muhamed ihm das versprochen hatte, flüsterte ihm 'Ali ins Ohr: „Allah ist groß! Dies ist das Grab des Esels, den ich Dir gestohlen habe." „Wunderbar," antwortete der alte Muhamed, „und mein Heiligtum ist das Grab des Esels, der der Vater des Deinen gewesen ist!"

Die Beduinen sind in Palästina selbst wenig zahlreich. Man sieht ihre schwarzen Zelte (Abb. 105 u. 106) wohl in der Küstenebene nördlich von Jafa, auf dem Abhange des Gebirges zwischen Bethlehem und dem Toten Meere oder am Südrande der Ebene Jesreel. Aber alle ihre Bewohner sind doch mehr friedliche Hirten, die mit ihren Nachbarn, den Bauern, auf freundlichem Fuße stehen und neben der Viehzucht etwas Ackerbau betreiben, was der echte Beduine niemals tut. Will man diese kennen lernen, so muß man über den Jordan nach Osten bis an die Grenze des Kulturlandes gehen. Dort beginnt erst das eigentliche Reich der „freien" Söhne der Wüste, die alle seßhaften Leute, den Städter so gut wie den Fellachen, als Sklaven ansehen und verachten. Ihre Freiheit ist, bei Lichte besehen, freilich ein sehr zweifelhaftes Gut. Soweit die türkische Regierung ihnen nicht auf die Fersen kommt, können sie sich wohl rühmen, die Herren der Wüste zu sein. Dort gibt es keine Beamten, keine Soldaten, keine Steuereinnehmer! Die Stammesgemeinschaft besorgt ihre gemeinsamen Angelegenheiten selbst, das Zelten, das Weiden, das Plündern und Kämpfen. Der Führer, der Schêch, ist an den Rat der Familienhäupter gebunden, und die Ordnung des Stammes besteht im Grunde nur darin, daß sich die einzelnen Geschlechter wie bewaffnete Rotten eifersüchtig einander bewachen. Die Quelle der Macht, die der Schêch besitzt, beruht wesentlich auf der Macht seines Geschlechts. Wollte er sie überspannen, so würde sich die Mehrzahl der andern Geschlechter gegen ihn verbinden und ihm den Krieg erklären. Das hieße aber sich selbst zerfleischen und davor scheut man zurück, wenn es möglich ist. Die „Freiheit" der Wüste hat also eine häßliche Mutter, deren Zucht sie nie entwachsen kann, das ist die Not der Selbsterhaltung.

Sobald wir den Beduinen bei seiner täglichen Arbeit verfolgen, treten uns die tiefen Schatten seines Daseins deutlich vor die Augen. Die Herden, unter denen die Kamele den höchsten Wert darstellen (vergl. S. 89), täglich zu weiden, ist eine mühevolle und langweilige Arbeit. Für die Weide läßt der Beduine freilich den lieben Gott sorgen, aber mit dem Tränken des Viehs beginnt schon seine schwere Mühe: er muß dafür Sorge tragen, daß jedes Tier zu seinem Teil Wasser kommt! Er muß ferner darauf achten, daß sich kein Tier von der Herde verläuft; sollte es dennoch vorgekommen sein, so muß er das versprengte Tier wieder suchen. Dabei läuft er aber Gefahr, denen in die Hände zu fallen, die sich vielleicht inzwischen des Tieres bemächtigt haben. Er muß die kranken Tiere pflegen, die störrischen bändigen, über die neugebornen und ihre Mütter mit doppelter Sorgfalt wachen — kurz man begreift, daß der Beduine mit seinem Vieh jeden Tag seine liebe Not hat. Wenn er dabei nur genug zu leben hätte! Aber das ist die härteste Entbehrung, die die arme Wüste ihren Bewohnern auferlegt: Hunger und Durst! Es gibt ja Monate, in denen auch der Beduine reichlich zu leben hat, nämlich die Zeit, in der die Muttertiere frischmilch geworden sind. Aber während eines großen Teiles des Jahres muß er von sehr magerer Kost leben, von getrocknetem Käse und einigen Datteln; denn das Brot, die Hauptnahrung des Bauern, wird schon zwei Tagereisen jenseits der Grenze des Kulturlandes eine dem Beduinen unbekannte Sache.

Das Leben ist sonach für den Beduinen eine harte Schule; wer die Probe besteht, geht aus ihr sicherlich mit einem doppelt widerstandsfähigen Körper hervor. Daher überwiegen unter den Beduinen die schlanken, in der Haltung oft schlaffen, dennoch kräftigen und zähen Körper (Abb. 87 u. 107). Ihre Tracht ist der der Fellachen sehr ähnlich, nur noch etwas dürftiger, und was bei jenen geflickt wird, das trägt der Beduine unbekümmert als Lumpen (Abb. 45). Selbstverständlich gilt das nur vom Durchschnitt, nicht von den vornehmen Häuptlingen. Die Frauen tragen den Gesichtsschleier nie; ihr Kopfschleier hat in der Regel lange Enden, die mehrere Male um Hals und Schultern geschlagen werden. Sie haben im Zelt ihre besondere Abteilung, die durch ein Stück Zelttuch von dem für die Männer bestimmten Raum geschieden wird und nach außen

Digitized by Google

oft verhängt bleibt (Abb. 106). Auf Abb. 105 ist sie durch die Mühle kenntlich, deren oberer Stein hinter dem Hund deutlich über dem Boden hervorragt. Läßt die Reinlichkeit der Männer schon viel zu wünschen übrig, so ist bei den Frauen der Schmutz geradezu widerlich; man kann es aus Abb. 108 ahnen. Die Art, wie sie ihre Kinder auf der Schulter tragen, ist beachtenswert und darf ein hohes Alter beanspruchen; auf einem alten, nur noch teilweise erhaltenen Mosaikbilde in dem südlichen Querschiff der Geburtskirche in Bethlehem ist unter den Personen, die Jesu Einzug in Jerusalem begrüßen, auch eine Frau dargestellt, die ihr Kind auf der linken Schulter sitzen hat, genau wie

Abb. 113. Einheimischer Jude aus Jerusalem.

Abb. 114. Polnischer Jude aus Jerusalem.

Nach Aufnahmen von Bruno Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 126.)

die hier abgebildeten Beduinenfrauen; dasselbe ist auf Abb. 126 in dem Mittelfelde zu bemerken. Auch bei den Fellachinnen ist dieser Brauch noch nicht ganz außer Übung gekommen.

Seine Waffen trägt der Beduine mit großem Stolz: Gewehr, einen krummen Säbel, Lanze, Dolchmesser, Schleuder, bisweilen auch einen Revolver. Unter den Säbeln und Lanzen wird man manches alte, prächtige Stück finden, das eine Zierde für jede Waffensammlung sein würde. Für lange Lanzenschäfte hat der Beduine eine besondere Vorliebe (Abb. 106). Am schlechtesten ist es mit seinen Gewehren bestellt. Sie sind durchweg Vorderlader und nicht selten noch mit einem Feuerschloß versehen; wenn man mit ihnen das Ziel trifft, so ist daran mehr der glückliche Zufall als die Geschicklichkeit des Schützen schuld; denn ihre Treffsicherheit ist sehr gering. Man sieht aber auch Flinten in der

Digitized by Google

Hand des Beduinen, an denen das Schloß überhaupt fehlt. Diese Mängel in der Bewaffnung werden von der türkischen Regierung nicht nur erhalten, sondern mit Fleiß gefördert. Während sie ihre Soldaten und Gendarmen mit den besten Hinterladern versieht, weiß sie sehr gut dafür zu sorgen, daß an die Beduinen der Wüste nur minderwertige Gewehre verkauft werden, auf die sich niemand verlassen kann. So müssen die Beduinen von vornherein mit ungleichen Waffen kämpfen, und diese Gewißheit raubt ihnen noch das bißchen Mut, das sie überhaupt ihr eigen nennen. Der Ruf ihrer Tapferkeit ist weit übertrieben; sie sind eher feige. Dagegen sind sie außerordentlich scharfe Beobachter; ihre Weitsichtigkeit ist verblüffend. Wenn sie sich in neuester Zeit trotzdem gern mit einem Fernglas aufspielen, so beweist das nur, wie unsicher und unklar die Söhne der Wüste über ihre eignen Fähigkeiten sind — ganz wie Kinder! Wie gern und aufrichtig sie bereit sind, Gastfreundschaft zu üben, ist bekannt. Denn angesehen ist unter ihnen nicht der, der besitzt, sondern der, der gibt; das ist die Lehre, die ihnen ihre Dürftigkeit einprägt. Wenn sie nicht zu weit von der Kultur und zu tief in die Wüste gezogen sind, so ehren sie jeden Gast, ebenso wie die Bewohner der Städte und Dörfer, zunächst durch ein Täßchen Kaffee, dessen Bereitung der Ankömmling von Anfang bis zu Ende genau verfolgen kann. Zuerst werden die Bohnen in einem großen eisernen Löffel oder in einer Pfanne geröstet, dann in einem hölzernen Mörser, dessen geschnitzte Verzierungen durch Schmutz völlig unkenntlich geworden sind, mit einem hölzernen Stößer zerkleinert, der in einem gewissen Rhythmus gehandhabt wird. Das recht grobe Mehl wird darauf in einer langschnabligen Kanne aus Messing mit wenig Wasser gekocht, so daß der Kaffee nicht als reines, klares Getränk, sondern mehr als dünner Brei eingeschenkt wird (Abb. 109).

Bewundernswert sind die Fortschritte, die die türkische Regierung in den letzten dreißig Jahren gegen die Beduinen errungen hat. Noch um 1880 waren nur wenig Orte des Ostjordanlandes so sicher, daß sie von Fremden ohne Gefahr besucht werden konnten. Jetzt genügt für eine größere Karawane die Begleitung eines einzigen berittenen Soldaten (Gendarmen), um bis an den Rand der Wüste vordringen zu können. Wesentliche Dienste haben dabei die stramm muslimischen Tscherkessen geleistet, die aus der Dobrudscha und dem Kaukasus auswanderten und den Sultan um Land zur Ansiedlung baten. Ein Teil von ihnen hat sich in den Trümmern der hellenistischen Städte Philadelphia und Gerasa niedergelassen und hart am Rande der Wüste jahrelang gegen die Beduinen gekämpft. Diese haben jetzt ihre Sache verloren gegeben und auf Weideflächen, die ihnen vielleicht jahrhundertelang zur Verfügung standen, notgedrungen verzichtet. Beriefen sie sich auf dies ihr altes Recht gegenüber der Regierung, so wurde ihnen erwidert: „Wo ist euer Besitztitel?“ Welcher Hohn liegt in der Zumutung? Ein Beduine soll einen papiernen Besitztitel aufweisen! So ändern sich die Zeiten jetzt auch am Rande der Wüste!

Abb. 115. Jude aus Marokko.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig.
(Zu Seite 126.)

Auf der anderen Seite sucht die Regierung dem Verlangen der Beduinen nach Weidegrund, soweit es möglich ist, entgegen zu kommen. Ende Mai oder Anfang Juni pflegen sie mit ihren Herden, gleich einem

Digitized by Google

Heuschreckenschwarm, aus dem Innern der Wüste nach Westen in die wasserreichen Gegenden vorzurücken. Früher blieb dem Bauer nichts anderes übrig, als vor ihnen die Flucht zu ergreifen; jetzt dagegen harrt er ruhig aus und weiß, daß die Regierung ihn beschützt. Diese läßt die Beduinen wohl zu, macht es ihnen aber zur Pflicht, ihre Herden nur da weiden zu lassen, wo der Boden nicht mit Getreide besäet ist. Für jeden Schaden, den sie auf den Feldern der Bauern anrichten, müssen die Beduinen aufkommen. Man kann sich denken, wieviel Streitigkeiten in dieser Zeit zwischen Fellachen und Beduinen entstehen, und welche Schwierigkeiten die Beamten davon haben! Aber die Regierung behauptet ihre Macht und kann auf die bisher errungenen Erfolge mit vollem Rechte stolz sein.

* * *

Abb. 116. Jude aus Jemen.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig.
(Zu Seite 126.)

Lange Zeit hindurch war den Juden der Aufenthalt in Palästina erschwert, das Betreten der Stadt Jerusalem ihnen ausdrücklich verboten, wie schon oben S. 4 u. 7 erwähnt wurde. Nachdem mit der Eroberung durch die Muslimen dieses Verbot gefallen war, begannen zwar die Juden im Mittelalter, kleine Ansiedlungen in dem Lande ihrer Väter zu begründen. Aber die Bewegung blieb schwach und führte keine nennenswerten Erfolge herbei. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts machte sie unter dem Schutze des bekannten Philanthropen Moses Montefiore kräftigere Fortschritte; seinen Namen führt noch heute eine jüdische Niederlassung im Westen Jerusalems. Die Alliance Israélite Universelle in Paris gründete 1870 die jüdische Ackerbauschule Mikweh Jisrael zwischen Jafa und er-Ramle, deren Leiter Charles Netter wurde. Durch die Bemühungen von Laurence Oliphant und des Earl von Shaftesbury kam es 1878 zur Gründung der ersten Ackerbaukolonie Petach Thikwah nördlich von Jafa am Audsche-Fluß, die nach schweren Kämpfen endlich durch die kräftige Hilfe des Barons Edmund von Rothschild und anderer 1887 eine festere Grundlage erhielt. Die Judenverfolgungen in Rußland 1881 nötigten eine große Anzahl von Juden zur Auswanderung; sie wandten sich zum Teil nach Palästina und bauten sich an verschiedenen Orten des Küstenlandes an. Rumänische Juden vollzogen 1882 mit Hilfe des Barons Rothschild die Gründung der Kolonie Sichron-Jakob unweit der Küste südlich von Haifa. Sie ist die größte und stattlichste jüdische Niederlassung in Palästina. Mit ihren Filialen umfaßt sie einen Besitz von rund 3000 Hektaren und zählt etwa 1200 Einwohner. Der Strom der Einwanderer wuchs von Jahr zu Jahr, teils angezogen durch die reichlich gespendeten Mittel des Barons Rothschild, teils erregt durch die Gedanken der zionistischen Bewegung. Bis in die neueste Zeit hinein folgte Gründung auf Gründung, so daß gegenwärtig im Westjordanlande 28 jüdische Kolonien gezählt werden mit 6—7000 Einwohnern. Ihr Grundbesitz soll sich auf 25—30 000 Hektar belaufen. Neben dem Baron Edmund von Rothschild sind es besonders zwei Gesellschaften, die für die Ansiedlung der Juden in Palästina tätig sind, die Odessaer Hilfsgesellschaft für jüdische Ackerbauer und Handwerker und besonders die Jewish Colonization Association. Letztere hat seit 1899 auch die Verwaltung der von Baron Rothschild gegründeten Kolonien übernommen. Selbst im Ostjordanlande haben diese Gesellschaften schon festen Fuß gefaßt und große Landankäufe vollzogen.

Digitized by Google

Die Mehrzahl der Kolonisten beschäftigt sich mit Ackerbau, Wein- und Obstbau. Daneben aber sind zahlreiche Versuche mit anderen Betrieben gemacht worden, mit der Zucht der Seidenraupe, mit Bienenzucht, mit der Bereitung von Rosenöl und anderen aromatischen Essenzen, auch mit dem Anbau von Tabak. Aber mit der Menge der aufgewandten Mittel steht das Gedeihen der Kolonien nicht im rechten Verhältnis. Daß es viel Mühe macht, für das erworbene Land den gesicherten Besitztitel zu erlangen, liegt an den eigentümlichen Verhältnissen des Grundbesitzrechtes in Palästina und an dem zögernden Verhalten der türkischen Regierung. Diese Schwierigkeiten hat jede Niederlassung von Fremden in der Türkei zu überwinden. Doch fehlt es nicht an Stimmen aus jüdischen Kreisen selbst, die in der Begründung und Ausstattung der Kolonien fast ausschließlich durch *fremde* Mittel den Grundschaden des ganzen Unternehmens erblicken. Soweit meine Beobachtung reicht, halte ich dieses Urteil für richtig. Der Mangel an Sorgfalt, Ordnung und Sparsamkeit im kleinen hängt damit eng zusammen. Es wird noch der angestrengten Arbeit vieler Jahre bedürfen, ehe aus der Treibhauspflanze ein gesunder, wurzelkräftiger Baum wird.

Die Rückwanderung der Juden nach Palästina hat, wie nicht anders zu erwarten ist, auch auf Jerusalem, die Hauptstadt des Landes, großen Einfluß ausgeübt. Die Stadt würde bei weitem nicht so über ihre alte Mauern hinausgewachsen sein, wenn sich nicht die Zahl der Juden in den letzten dreißig Jahren so bedeutend vermehrt hätte. Im Westen und Norden der früheren Stadtgrenze zählt man jetzt, wenn man nach den Baugesellschaften rechnet, über vierzig jüdische Niederlassungen, allerdings von sehr verschiedenem Umfang, und während 1881 die Zahl der in Jerusalem wohnenden Juden auf 13 000 geschätzt wurde, wird sie jetzt auf reichlich 40 000 bemessen (die Gesamtzahl der Juden in ganz Palästina soll 85 000 betragen). Es begreift sich leicht, daß nach Jerusalem Juden fast aus der ganzen Welt zusammenströmen, und nirgends gibt es einen anderen Ort wie Jerusalem, an dem man die verschiedenen Typen der Juden, die sich in den einzelnen Ländern ihres Aufenthalts ausgebildet haben, in so lehrreicher Weise vergleichen und studieren kann. Unsere Bilder 110 bis 116 stellen einen kleinen Ausschnitt aus der langen Reihe dieser Typen dar. Da haben wir zunächst die spanischen Juden, die sogenannten Sephardim. Sie leiten ihre Herkunft von den jüdischen Bewohnern der spanischen Halbinsel ab, die am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch Ferdinand und Isabella vertrieben wurden. Zum größten Teil sind sie eingeborene (arabische) Juden, türkische Untertanen und dürfen als der älteste Kern der jüdischen Bewohner Jerusalems betrachtet werden. Sie kleiden sich in orientalischer Weise (Abb. 110) und genießen ein gewisses Ansehen. Von ihnen sind leicht zu unterscheiden die Aschkenasim oder die polnischen Juden, so genannt weil sie selbst oder ihre Vorfahren meist in den Gegenden des alten polnischen Reichs gewohnt haben. Ihre Merkmale sind im allgemeinen die blassere Gesichtsfarbe, häufig auch das hellere Haar, der Filzhut oder die Pelzmütze auf dem Kopfe und in der Regel der lange Kaftan. Unter sich sind sie jedoch sehr verschieden. Man vergleiche nur den robusten russischen Juden (Abb. 111) mit dem anspruchslosen, müde blickenden Rabbiner aus Jerusalem (Abb. 112), den selbstbewußten, energischen Ausdruck des eingeborenen Juden (Abb. 113) mit dem griesgrämigen und ängstlichen Gesicht des polnischen Juden (Abb. 114) und endlich den eleganten Streber aus Marokko (Abb. 115) mit dem bescheidenen, armen Juden aus Jemen, dem südlichen Arabien (Abb. 116)! Damit ist jedoch die Reihe noch lange nicht zu Ende! Neben den Juden aus Rumänien und aus Bulgarien stehen die Glaubensgenossen aus Buchara in Turkestan und die Vertreter der Karaitensekte, die den Talmud nicht anerkennt. Der Ausdruck der Augen, die Linien des Gesichts, die Haltung des ganzen Körpers und vollends die Kleidung zeigen solche Unterschiede, daß es schwer wird, die Menschen alle für Angehörige eines und desselben Volkes zu halten. Wer Studien über menschliche Rassen machen will, der tut gut, sich diese wandelnden Beweise für ihre Veränderlichkeit nicht entgehen zu lassen.

Über die *deutschen* Kolonisten siehe den folgenden Abschnitt.

Digitized by Google

X.

Die Küstenlandschaft.

Aus der flachen Küste von Gaza an bis zum Karmel stechen nur wenige Punkte scharf für das Auge hervor. Der erste ist Askalon, dessen Ruinen, Mauern und Türme, mehrere breite Klippen bedecken, die bis zu 20 m über dem Wasser emporragen. Die Trümmer rühren von der Stadt der Kreuzfahrer her, die alte Stadt der Philister und Griechen lag landeinwärts und hatte an dieser Stelle des Ufers wohl nur ihren Hafen. Der zweite in die Augen fallende Ort ist Jafa, an den Abhängen und auf dem Rücken eines 36 m hohen Felsens festungsartig erbaut. Die Stadt ist sehr alt; schon auf den ägyptischen Inschriften des fünfzehnten Jahrhunderts vor Christus ist sie bekannt. Oft

Abb. 117. Apfelsinenbarke vor Jafa. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 128.)

niedergebrannt und ebensooft neugebaut, hat sie Reste aus dem Altertum nicht erhalten. Sie ist von jeher gewesen, was sie heute ist, eine Hafenstadt, und bei der steigenden Entwicklung des Handelsverkehrs hat sie in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht. Der Hafen hat sich freilich nicht verbessert, eher aus den S. 27 angegebenen Gründen verschlechtert. Seine Gefahren scheint er schon in alter Zeit gehabt zu haben; denn der Zug in der griechischen Sage von Perseus und der Andromeda, daß die letztere hier, mit Ketten an einen Felsen gefesselt, als wehrloses Opfer einem Seeungeheuer preisgegeben werden sollte, deutet doch wahrscheinlich darauf hin, daß das Meer schon im Altertum in gewaltiger Brandung die Felsen vor Jafa umtost hat. Am Ende des Mittelalters sowie später hatte bei den Niederländern die Redensart „na Jaffa gaan" den sprichwörtlichen Sinn einer ernsten Lebensgefahr, und noch heute ist das Ausbooten aus dem Dampfer und die Überfahrt ans Land für viele Reisende eine angstvolle Sache. Der unmittelbar an der Stadt gelegene Hafen ist so seicht, daß nur kleine Fahrzeuge dort Schutz suchen können. Die Dampfer müssen daher mehr als einen halben Kilo-

Digitized by Google

meter vor der Küste, im offenen Meer, ihre Anker auswerfen. Zwischen ihnen und dem Strande ragt eine lange Reihe von harten und eckigen Felsenriffen aus den schäumenden Wogen hervor, wie eine natürliche Schutzmauer des Festlandes. Wo die Durchfahrt am breitesten und das Wasser am tiefsten ist, müssen nun die Ruderer von einer Welle das Boot zwischen den Klippen hindurchtragen lassen. Bei bewegter See verzichten die Schiffer auf dies Kunststück; dann gibt es überhaupt keinen Verkehr zwischen der Stadt und dem Dampfer, er muß unverrichteter Sache weiter fahren. Abb. 117 zeigt eine mit Apfelsinenkisten beladene Barke, die ihre süße Last von der Stadt bei ruhiger See nach einem draußen ankernden Dampfer bringt. Auch sie muß die gefährliche einzige Durchfahrt benutzen.

Die Stadt selbst hat nur eine wirkliche Straße, die sich am Meer entlang zieht. Die auf die Höhe führenden Gassen bestehen größtenteils aus Treppen und können daher nur von Fußgängern benutzt werden. Durch den Abbruch der Stadtmauer auf der Landseite ist Raum für neue Gebäude und namentlich für den Handelsverkehr gewonnen worden. Dort liegt der Markt (Abb. 118), der sich durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der feilgebotenen Früchte auszeichnet. Er stößt unmittelbar an die berühmten Gärten Jafas, die sich landeinwärts über einen Raum von 3—4 km ausdehnen. Die Oberfläche des Bodens ist freilich sandig, der Untergrund ist dagegen sehr fruchtbar und enthält reichlich Wasser, das durch Schöpfmaschinen, die meistens von Eseln getrieben werden, gehoben wird. Diese tägliche Bewässerung der Gärten ist keine geringe Arbeit; sie lohnt aber die aufgewandte Mühe in reichem Maße. Die Zucht des Apfelsinen- oder Orangenbaums wird hier in großartigem Maßstabe betrieben. Die Früchte sind zitronenförmig und haben eine sehr dicke Schale, die Eigentümlichkeit der sogenannten „Jerusalem-Apfelsinen". Sie ist dadurch herbeigeführt worden, daß man den Sämling vom Süßzitronenbaum mit Apfelsinenbaumaugen veredelt hat. Diese Bäume erlangen nur eine mäßige Höhe und liefern Jahr für Jahr gleichmäßige Erträge. Die Versendung der Früchte geht in den Monaten November bis April vor sich; man läßt sie nach dem Abpflücken einige Tagen lagern, wickelt sie dann in Seidenpapier ein und legt sie in kleine Kisten (Abb. 117). Die Mehrzahl der Früchte gelangt nach Europa; durchschnittlich sollen in jedem Jahr hundert Millionen verschickt werden. Da 1905 die Apfelsinenernte in Spanien schlecht ausgefallen war, so erlangten infolge der steigenden Nachfrage sowohl die Zahlen des Versands als auch die Preise eine außerordentliche Höhe. Es wurden im ganzen 637 500 Kisten aus Jafa verschifft; das ergibt bei einem Durchschnittspreise von mindestens 6 Franken für die Kiste einen Gesamtwert von 3 825 000 Franken! Neben dem Apfelsinenbaum findet man in den Gärten namentlich den Süßzitronenbaum, Mandarinenbaum und Pomeranzenbaum. Aber auch andere Früchte, wie Bananen und Granatäpfel, und Gemüse der verschiedensten Art gedeihen in den Gärten. Die Heimat des Apfelsinenbaums ist Cochinchina und das südliche China; er ist über Indien und die Euphratländer im zehnten Jahrhundert nach Christus nach Syrien und Palästina gekommen.

Die Gärten von Jafa verdanken nicht ihre Entstehung, wohl aber ihre Ausdehnung und ihre hohe Kultur dem Einfluß der deutschen Kolonisten, die sich seit 1868 etwa zehn Minuten nordöstlich von der Stadt niedergelassen haben. Die Kolonie war 1866 durch amerikanische Ansiedler, Angehörige der sogenannten Messiaskirche, begründet, doch schon im nächsten Jahre infolge von Krankheiten und allgemeiner Entmutigung verlassen worden. Einige von ihren Wohnhäusern wurden 1869 von den Vertretern der freien Religionsgesellschaft des Tempels angekauft und damit der Grund zu der gegenwärtigen deutschen Kolonie gelegt. Das war die Ausführung eines lang gehegten Planes. Die Gesellschaft des Tempels, in der durch W. Hoffmann und dessen Sohn Christoph Hoffmann geleiteten Gemeinde Kornthal in Württemberg entstanden und um 1860 von der Landeskirche getrennt, erstrebte eine „Sammlung des Volkes Gottes" und erwartete, im buchstäblichen Verständnis der alttestamentlicher Weissagungen, die Verwirklichung des Reichs Gottes im Heiligen Lande, in Jerusalem. Im Dienste dieser Idee und getragen von der Hoffnung, daß ihre Arbeit in Palästina eine heilsame Rückwirkung auf die

Digitized by Google

Abb. 118. Der Markt in Jafa. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 128.)

Digitized by Google

religiösen Zustände der Heimat ausüben werde, hatten die Mitglieder des „Tempels“ schon zehn Jahre lang den Plan, sich in Palästina anzusiedeln, erwogen, als sich ihre damaligen Leiter, Chr. Hoffmann und G. D. Hardegg, am 6. August 1868 auf den Weg machten, um die ersten Kolonien im Heiligen Lande zu gründen. Der Anfang wurde in Haifa (s. S. 132) gemacht (23. September 1869), in demselben Jahre folgte die Gründung der Kolonie bei Jafa. Die starke Zuwanderung der nächsten Jahre führte 1872 zur Gründung der Kolonie Sarona, 4 km nordöstlich von Jafa und 2 km vom Meeresufer, und 1873 zur Niederlassung in der sogenannten Rephaimebene westlich von Jerusalem, in der Nähe des heutigen, 1892 eröffneten Bahnhofs. Diese Kolonie ist 1878 durch die Übersiedelung der Vorsteher und durch die Verlegung des Lyzeums, einer höheren Schule, der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft geworden. Die neueste Gründung erfolgte 1903, nämlich die Kolonie Hamidije-Wilhelma etwa 20 km östlich von Jafa landeinwärts. Die Verwaltung der bürgerlichen und religiösen Angelegenheiten ist voneinander getrennt. Eine jede Kolonie vereinigt ihre Mitglieder zu einer bürgerlichen Gemeinde, ohne sie in ihren religiösen Überzeugungen irgendwie zu binden; es können also auch solche Kolonisten ihr angehören, die nicht zu der religiösen Gemeinschaft des Tempels zählen, und das ist tatsächlich seit 1879 der Fall. Für die religiösen Angelegenheiten der einzelnen Gemeinden sorgen Älteste, die Spitze des ganzen religiösen Verbandes bildet der Tempelrat in Jerusalem. Die Zahl der deutschen Kolonisten in Palästina überhaupt wird jetzt auf 1640 angegeben, die Zahl der Mitglieder des Tempels ist etwas geringer.

Es hat den deutschen Kolonisten nicht an inneren und äußeren Kämpfen gefehlt. Namentlich die Kolonie Sarona, die fast ausschließlich Ackerbau betreibt, hat in den ersten Jahren sehr starke Verluste durch Krankheiten zu erleiden gehabt. Doch verlieh den Kolonisten ihre religiöse Überzeugung den Mut, den Gefahren, die das ungewohnte Klima, die veränderte Lebensweise, der Mangel an frischem Quellwasser und die

Abb. 119. Aus der deutschen Kolonie in Haifa.
Nach einer Aufnahme von Friedrich Lange in Haifa. (Zu Seite 132.)

Digitized by Google

Abb. 120. Inneres der Moschee in Hebron. Nach einer Aufnahme aus der Sammlung des Verfassers. (Zu Seite 135.)

sumpfige Luft der Umgebung mit sich brachten, entgegen zu arbeiten und durch geeignete Mittel ihre Niederlassung gesund zu machen. Das ist ihnen heute gelungen. Durch ihren Fleiß ist der durch Zukauf nach und nach erweiterte Besitz der Kolonie in fruchtbare Gefilde verwandelt worden, die Erträge ihrer Gärten und Felder gelten als die besten der Umgebung und finden auf dem Markt im Jafa (Abb. 118) reißenden Absatz. Auch die übrigen Kolonien dürfen jetzt als völlig gesicherte Unternehmungen bezeichnet werden.

Jafa war seit der Zerstörung Cäsareas 1296 trotz seiner schlechten Landungsverhältnisse der Hafenort für Jerusalem und ist durch die Eröffnung der Eisenbahn 1892 in einen geregelteren, schnelleren Verkehr mit ihm getreten. Die Mehrzahl der Fremden, die Palästina besuchen, geht hier ans Land. Da sie sich im ganzen auf 15—18 000 jährlich belaufen und der Gewinn, der daraus dem Lande erwächst, auf 8—10 Millionen Mark im Jahr geschätzt wird, so fällt davon schon für Jafa ein gut Teil ab. Die größte Bedeutung für diesen Platz hat jedoch der Handelsverkehr. Die Einfuhr belief sich im Jahre 1904 auf 9,5 Millionen, die Ausfuhr auf 5,9 Millionen. Die wichtigsten Artikel der Einfuhr sind Baumwollwaren, Tabak, Reis, Zucker, Kleineisenwaren, Holz und Petroleum. In der Ausfuhr stehen obenan Apfelsinen, Seife, Wein und Sesam. An der Einfuhr waren die Länder Europas 1904 in der folgenden absteigenden Reihe beteiligt: Türkei, Österreich-Ungarn, England, Rußland, Frankreich, Deutsches Reich, Belgien, Italien; was die Ausfuhr anlangt, so gestaltete sich 1904 die Reihe der Beteiligung so: England, Deutsches Reich, Frankreich, Türkei, Österreich-Ungarn, Rußland, Italien, Belgien.

Der schönste Platz Palästinas an der Küste ist das Karmelgebirge, dessen ins Meer hinausragende Westspitze eine geräumige Bucht an ihrem Fuße umfaßt, die Bucht von

Digitized by Google

Haifa und Akko. Hoch oben (170 m) über dem Meere thront einsam das Kloster der Karmelitermönche, von dem das Auge weithin die Linie der Küste und zugleich die Höhen des Landes bis zum Hermon im Norden verfolgen kann. Sowohl in den kurzen Tälern, als auch auf den östlichen Höhen des kleinen Gebirges finden sich noch anmutige und ausgedehnte Waldpartien; fünfzig alte Eichen nicht weit vom Rücken des Gebirges gelten als heiliger, unverletzlicher Hain. Der Heilige des Karmel ist der Mär Elyâs, der „Herr Elias", der Prophet Elias des Alten Testaments. Man zeigt am westlichen Fuß die Höhle, in der er gewohnt haben soll, und auf einer Terrasse im Osten die Stätte, an die das Gottesurteil zwischen ihm und den Baalspriestern verlegt wird, das 1. Kön. 18 in so packender Weise erzählt ist. Die Höhe des Karmels ist jetzt menschenleer, während vor hundert Jahren noch zahlreiche Ortschaften dort oben vorhanden waren.

Die oben erwähnte Bucht dringt ziemlich tief in das Land ein und schafft dadurch an der Küste Palästinas den einzigen Ort, der den Schiffen etwas Schutz vor den Winden verleiht: freilich ist sie nach Westen fast ganz offen. Am Fuße des Karmels, durch dessen Vorgebirge ziemlich gedeckt, liegt die aufstrebende Stadt Haifa, ihr gegenüber an der Nordecke der Bucht auf mäßig hoher Steilküste die alte Stadt Akko, die den besten natürlichen Hafen von ganz Palästina besaß und daher im Altertum sowie noch im Mittelalter von Schiffen viel besucht wurde. Der Hafen ist heute jedoch versandet und verwahrlost, der Verkehr wendet sich mehr und mehr nach Haifa, das seit 1905 durch eine Zweigbahn bis Der'â (Der'ât) im Ostjordanlande an die neue, Damaskus und Mekka verbindende Bahn angeschlossen worden ist. Daher hebt sich Haifa zusehends; es hatte 1880 nicht mehr als 5000 Einwohner, zählt aber gegenwärtig schon 13 000 und wird gewiß noch mehr wachsen.

Im Nordwesten der Stadt Haifa liegt eine freundliche Gruppe von Häusern, die durch ihre Regelmäßigkeit und Ordnung, ihre roten Ziegeldächer und ihre grüne Umgebung angenehm in die Augen fallen. Das ist die deutsche Kolonie der Templer, von deren Gründung S. 130 die Rede war (Abb. 119). Sie zählt jetzt reichlich 500 Seelen und umfaßt nach den Berufen teils Ackerbauer und Weingärtner, teils Handwerker und Kaufleute. Die Felder liegen unmittelbar neben der Kolonie und am westlichen Fuß des Karmels, neuerdings haben die Kolonisten auch eine Landfläche mit Wald etwa in der Mitte zwischen Haifa und Nazareth angekauft. Die Weingärtner haben ihre Weinberge am Abhange des Karmelvorgebirges und erzielen dort schöne, kräftige Weine. Auch oben auf dem Rücken des Berges haben die Kolonisten Grundbesitz erworben, auf dem sie Häuser gebaut, Gärten angelegt und einen kleinen Pinienwald angepflanzt haben, aus dem sie um Weihnachten ihre Christbäume holen.

An der sumpfigen Mündung des Kison unweit des sandigen Meeresstrandes schmückt ein kleiner Palmenhain die Umgebung der Stadt (Abb. 91). Über Haifa nach Norden hinaus wird die Dattelpalme an der Küste nicht mehr reif, auf den Bergen Palästinas auch im Süden nicht. Doch stehen die Datteln von Haifa und Jafa an Saft und Süße den ägyptischen, auch den bei Gaza gewachsenen so sehr nach, daß sie zur Ausfuhr nicht verwendet werden können. Die Palme hat daher wirtschaftlich für Palästina so gut wie keine Bedeutung; sie ist ein Zierbaum, dessen breite, malerische Krone jedermann mit Entzücken betrachtet.

XI.

Jerusalem und das südliche Bergland.

Der erste wichtige Punkt des südlichen Gebirges ist die Stadt Hebron — die Reste von Beerseba mit ihren bis heute hoch geschätzten Brunnen liegen bereits in der Ebene außerhalb des Berglandes. Hebron darf wohl als die älteste Stadt der Umgebung gelten. Sie soll nach 4. Mos. 13, 22 sieben Jahre später als Zoan oder Tanis in Ägypten, das schon unter der sechsten Dynastie um 2300 vor Christus erwähnt

Digitized by Google

Abb. 121. Bethlehem, von Nordosten. Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 136.)

Digitized by Google

wird, erbaut worden sein, und wurde zur Zeit des Flavius Josephus um 100 v. Chr. auf ein Alter von 2300 Jahren geschätzt. Die natürliche Lage macht die Stätte zu einer Ansiedlung sehr geeignet. Die Umgebung ist eine nach Norden und Osten ansteigende fruchtbare Hochebene, 950—1000 m über dem Meere, unmittelbar an der Wasserscheide, die zugleich die natürliche Verkehrsstraße von Süden nach Norden bildet. Die Stadt selbst liegt geschützt in den oberen, noch nicht tief eingeschnittenen Anfängen eines Tals (s. Abb. 9), das nach Süden sein Gefälle hat. Alte Wege führen nach Gaza, nach Beerseba und nach dem Toten Meere im Südosten. Wer aus der benachbarten Wüste kam, der fand hier die erste, sichere Rast, und wer eine Wanderung durch die Wüste vor sich hatte, der konnte sich hier dafür rüsten.

Das hohe Alter der Stadt findet eine gewisse Bestätigung durch verschiedene Sagen, die im Alten Testament mit ihr verknüpft sind. Ihre einstigen Bewohner werden als gewaltige Riesen geschildert, denen gegenüber sich die von Moses ausgesandten Kundschafter „wie Heuschrecken" vorkamen (4. Mos. 13, 33). Vermutlich gehört in den Sagenkreis von Hebron auch die Person Abrahams, die die Israeliten zu einem ihrer Stammväter und zugleich zu einer Idealgestalt ihrer Frömmigkeit umgebildet haben. Noch heute heißt bei den Arabern der Ort nach ihm. Sein jetziger Name, el-Chalil, lautet vollständig Chalil er-Rachmân, d. i. „der Freund des Barmherzigen" (Gottes), wie Abraham schon im Neuen Testament, im Brief des Jakobus 2, 23, genannt wird. Als die Stätte, an der Abraham gewohnt haben soll, als der Hain Mamre nach 1. Mos. 13, 18 und 18, 1, wird jetzt die Umgebung der Abrahamseiche gezeigt, wo durch den russischen Archimandriten Antonin ein Hospiz und ein Aussichtsturm gebaut worden ist, eine halbe Stunde nordwestlich von Hebron. Der Stamm des Baumes hat unten den stattlichen Umfang von 10 m. Die Abbildung 83 zeigt die Eiche in ihrer früheren vollständigen Gestalt; sie wurde im Winter 1888/89 vom Sturme gebrochen und stirbt seitdem ab. Vor den Kreuzzügen wurde jedoch ein anderer Ort als die Wohnstätte Abrahams gezeigt, nämlich Râmet el-Chalîl, d. h. die Höhe Abrahams, 3 km nördlich von Hebron hoch und frei auf der Wasserscheide gelegen. Zur Zeit Christi wurden dort vielbesuchte Märkte abgehalten. Der Kaiser Konstantin ließ eine berühmte heidnische Opferstätte, die sich dort befand, zerstören und eine christliche Kirche an ihrer Stelle aufführen, von deren Grundmauern noch einige Steinschichten erhalten zu sein scheinen. Bei diesem Neubau soll auch der alte heilige Baum, der hier stand, gefällt worden sein. Aber nach dem Alten Testament (1. Mos. 23, 19 und 35, 29) haben sich Mamre und die von Abraham erworbene Höhle einander gegenüber gelegen, Mamre im Westen, die zum Familiengrab bestimmte Höhle im Osten. Danach müßte man Mamre und seine Eichen auf der Höhe im Westen des Tales suchen, während die jetzige Stadt zum größten Teil auf dessen Ostseite gelegen ist. Der Boden der westlichen Höhe ist reich an Höhlen und Zisternen sowie an Bauresten aus verschiedenen Zeiten, er wird daher in alter Zeit bebaut gewesen sein. Das Patriarchengrab, die „zwiefache Höhle", wie Luther das dunkle hebräische Wort makpêla übersetzt, wird hingegen von der Überlieferung ohne jedes Schwanken auf der Ostseite des Tales am Rande der heutigen Stadt aufgewiesen.

Damit sind wir zu der einzigen Sehenswürdigkeit von Hebron gekommen, zu dem heiligen Platze, dem sogenannten Haram. Die schöne Ringmauer erhebt sich etwa 18 m über dem Boden und umschließt einen länglichen Raum, der 60 m lang und 34 m breit ist. Der Bau überragt die übrigen Häuser der Stadt und tritt auf Abb. 9 an der rechten Seite des Bildes deutlich hervor. Der obere Teil der Ringmauer, sowie die beiden Türme, die Minaretts, sind von den Muslimen hinzugefügt worden. Der alte Teil der Ringmauer, etwa 12 m hoch, ist mit großer Sorgfalt hergestellt. Unter den schön behauenen, flach bossierten und mit Randschlag versehenen Steinen, die mit denen vom Haram esch-Scherîf in Jerusalem große Ähnlichkeit haben, ist einer, der 11 m lang und 1 m hoch ist. Das Alter der Ringmauer kann nicht genau bestimmt werden; vielleicht hat sie der Pilger von Bordeaux im Jahre 333 nach Christus schon gesehen. Der innere Raum des Heiligtums liegt etwa 4,50 m höher als die westlich angrenzende

Digitized by Google

Straße. Er enthält in der nördlichen Hälfte einen offenen Hof und einige Gebäude aus der neueren Zeit. Die südliche Hälfte wird durch eine Moschee ausgefüllt, die sich durch ihre Anlage und ursprüngliche Ausstattung leicht als eine christliche Kirche zu erkennen gibt (vergl. Abb. 120). Die Grabmäler, mit Marmor bekleidetes Mauerwerk, das in schwere seidene Decken eingehüllt ist, sind leere Schaugräber, die zu Ehren Isaaks und Rebekkas errichtet sind; die Kenotaphe Abrahams und Saras stehen in der nördlich anstoßenden Vorhalle. Der christliche Bau, eine Basilika, ist durch den Pilger Antoninus Martyr um 570 nach Christus bezeugt; er wird also von einem der byzantinischen Kaiser errichtet worden sein. Dieses Bauwerk ging im siebenten Jahrhundert an die Muslimen über, dann im elften in die Hände der Kreuzfahrer und im dreizehnten wieder an die Muslimen, es hat also wiederholt den Wechsel zwischen Kirche und Moschee durchgemacht. Heute wird von den fanatisch gesinnten Einwohnern Hebrons jedem Christen und Juden der Zutritt zu dem Heiligtum streng verwehrt. Nur hochgestellte Persönlichkeiten, darunter der jetzige König von England (1862) und der verstorbene Kaiser Friedrich III. (1869), haben durch besondere Erlaubnis des Sultans die Moschee besuchen dürfen. Daß unter der Moschee oder Kirche Gemächer und Grabkammern vorhanden sind, ist zweifellos; eine Untersuchung des Patriarchengrabes durch lateinische Mönche im Jahre 1119 hat das mit Sicherheit ergeben. Leider ist sie nicht genau genug geführt worden und unvollendet geblieben, so daß das alte Geheimnis dieses Heiligtums noch ungelöst ist.

Unter den Einwohnern der Stadt, 18—19000, befinden sich etwa 1500 Juden; denn für sie ist Hebron um des Vaters Abrahams willen eine heilige Stadt. Man treibt Acker- und Gartenbau; die Trauben von Hebron sind noch heute gesucht (s. S. 57). Daneben verstehen sich die Bewohner auf die Bereitung der Ziegenhäute zu Wasserschläuchen (s. S. 92) und auf Glasbläserei, deren Erzeugnisse, Ringe, Armbänder und andere Schmucksachen, im Lande gern gekauft werden. Einige befassen sich auch mit dem Handel in die südlichen und südöstlichen Gegenden; sie ziehen auf denselben Wegen, die einst Salomo und seine Nachfolger für ihren Handel nach dem Roten Meere beherrschten.

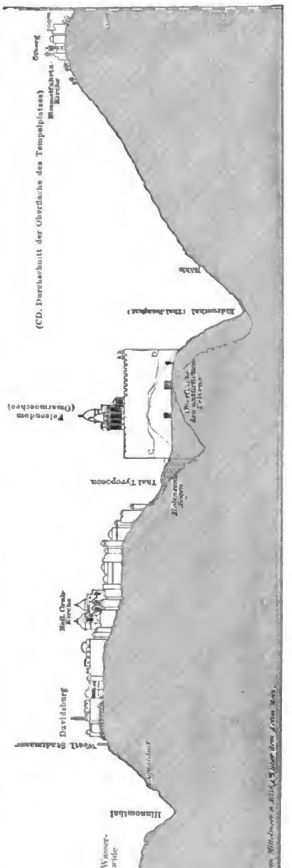


Abb. 122. Westöstlicher Durchschnitt durch Jerusalem (von Süden her gesehen). (Zu Seite 137.)

Digitized by Google

Hebron und Jerusalem sind jetzt durch eine gute Fahrstraße miteinander verbunden, auf der man die Entfernung in vier bis fünf Stunden zurücklegt. Anderthalb Stunden vor Jerusalem berührt man die sogenannten Salomonischen Teiche, drei große, teils in den Felsen gehauene, teils gemauerte Behälter, deren Wasser schon in alter Zeit nach Jerusalem bis auf den Tempelplatz geleitet wurde. Eine von diesen Leitungen wird von Zeit zu Zeit ausgebessert, stets zur großen Annehmlichkeit der Bewohner von Jerusalem. Daß Herodes der Große und der Landpfleger Pontius Pilatus daran gebaut haben, darf als sicher gelten; ebenso daß die ältesten Anlagen aus früherer Zeit stammen. Aber wer ihr erster Urheber ist, läßt sich nicht ausmachen; der Name Salomos ist nur durch Vermutung mit ihnen und den Teichen verknüpft worden.

Der letzte Ort, den man vor Jerusalem passiert, ist Bethlehem (Abb. 121). Wie ein Himmelsgruß klingt jedem Christen dieser Name entgegen! Er ist geheiligt durch die herrliche Erzählung von der Geburt Jesu im Evangelium des Lukas, Kapitel 2, und für einen jeden von uns seit der Kindheit mit den schönsten Erinnerungen an das Weihnachtsfest verbunden. Und es gibt keinen anderen Ort des Heiligen Landes, der sich sein christliches Gepräge durch die zahlreichen Wechselfälle der Geschichte hindurch so treu und rein bewahrt hätte wie Bethlehem! Die Einwohner (Abb. 99), etwa 8000 zählend, sind fast sämtlich Christen, Griechen, Lateiner, Armenier und etwa sechzig Protestanten. Sie zeichnen sich aus durch ihre Regsamkeit und durch ihren Fleiß. Dem verdankt die fruchtbare Umgebung ihren sorgfältigen Anbau und ihr freundliches Aussehen. Viele Bewohner betreiben Ackerbau und Viehzucht. Daneben ist schon seit mehreren Jahrhunderten eine besondere Industrie in Bethlehem heimisch, die Anfertigung von Heiligenbildern und Rosenkränzen, von Schalen, Vasen und anderen Geräten aus dem schwarzen Aiphaltstein, der Seite 23 erwähnt wurde. Große Geschicklichkeit besitzen sie in der Bearbeitung der Schalen der Riesenauster des Roten Meeres (Meleagrina margaritifera), die in großen Mengen von Suez nach Bethlehem geschafft wird. Ihre geschliffenen Flächen versehen sie mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte oder aus dem Heiligen Lande, oder sie drechseln und schnitzen Broschen, Kreuze und Perlen daraus. Für den Unterricht der Jugend ist gut gesorgt. Obenan stehen die Lateiner mit ihren zahlreichen Klöstern und Anstalten, die Griechen und Armenier fehlen nicht, der Jerusalemsverein in Berlin hat die kleine protestantische Gemeinde mit einer schönen Kirche, mit einer Schule und einem Waisenhaus versorgt.

Ein ehrwürdiger Bau in Bethlehem ist die große Marienkirche, deren Giebel und festungsartige Mauern — es sind drei Klöster und die Katharinenkirche der Lateiner im Norden und Süden darangebaut — auf der Abb. 121 oben links zu sehen sind. Sie darf mit großer Wahrscheinlichkeit den Anspruch erheben, die älteste bis jetzt erhaltene christliche Kirche der Welt zu sein. Der Pilger von Bordeaux und der Bischof Eusebius von Cäsarea bezeugen beide, daß der Kaiser Konstantin eine Basilika über der Geburtsstätte Jesu habe errichten lassen, und neuere Forscher, z. B. der umsichtige Graf M. de Vogué, sind durch ihre Untersuchungen des Baues zu dem Ergebnis gekommen, ihn im großen und ganzen auf Konstantin zurückzuführen. Der deutsche Architekt Theodor Sandel in Jerusalem hat 1880 das ganze Gebäude aufs genaueste untersucht, um ein Modell davon anzufertigen, das sich gegenwärtig in den Sammlungen des Architektenhauses in Berlin befindet. Er hat nirgends Spuren eines späteren Anbaus oder Umbaus, sondern überall das gleiche Material, die gleiche Schichtenhöhe und Bearbeitung der Steine wahrgenommen. Da nun die Merkmale der späteren Kirchenbauten, z. B. aus der Zeit des Kaisers Justinian, fehlen, so darf der Schluß als berechtigt gelten, daß der heutige Bau auf das vierte christliche Jahrhundert, auf die Zeit Konstantins, zurückgeht. Nur die alte Vorhalle, das ehemalige Atrium, an der Westseite der Kirche ist zerstört. Abbildung 4 läßt uns einen Blick in das Mittelschiff der Kirche tun. Seine Länge bis zum Querschiff beträgt 30 m, seine Breite 10,40 m. Die Säulen sind 6 m hoch; das Mauerwerk über ihren Architraven erhebt sich noch 9—10 m höher und trägt ein spitzes Balkendach, das den Raum in sehr vorteilhafter Weise abschließt. Das Mittelschiff hat an jeder Seite zwei Seitenschiffe, deren Säulen unmittel-

Digitized by Google

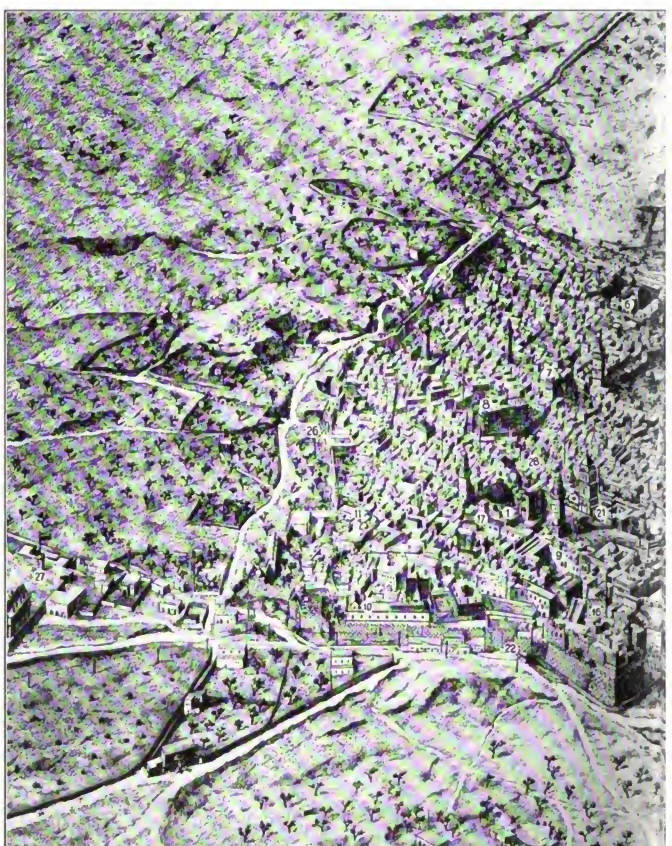
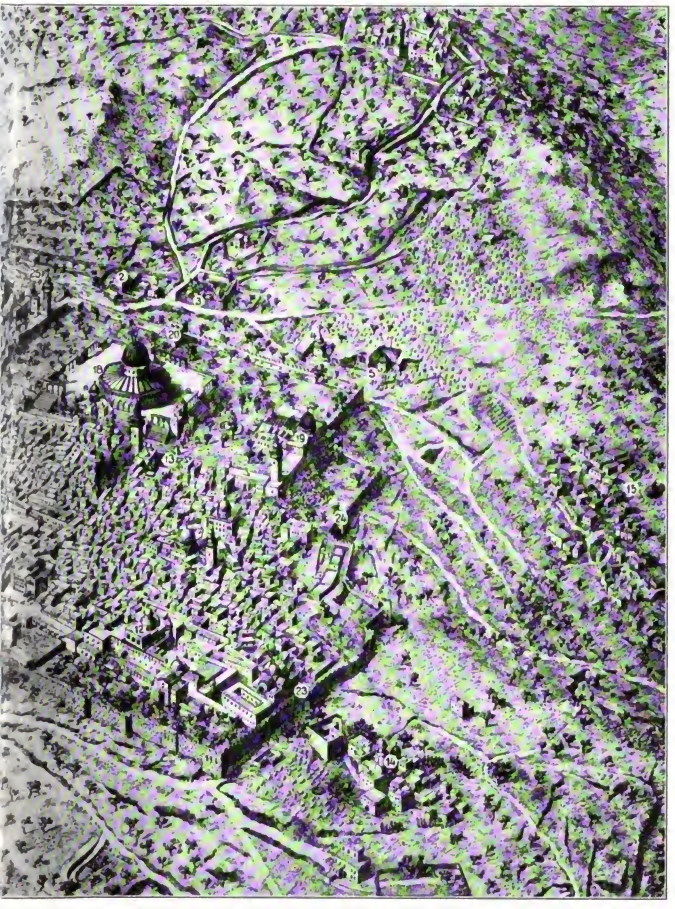


Abb. 123. Jerusalem aus der Vogelschau. Nach einer Lithograp

1 Heilige Grabeskirche
2 Marienkirche
3 Gethsemanegarten
4 Grabmal Absaloms
5 Grabmäler des Jakobus und Zacharias
6 St. Annenkirche
7 Ecce-homo-bogen
8 Österreichisches Pilgerhaus
9 Patriarchenteich
10 Lateinisches Patriarchat
11 Salvatorkloster
12 Armenisches Kloster mi
13 Klagemauer
14 Zionskirche

Digitized by Google



hie aus dem Verlage von Stephan Illes in Jerusalem (mit Nachträgen).

Kirche

15 Dorf Siloah
16 Zitadelle
17 Griechisches Kloster
18 Felsendom
19 Aksa-Moschee
20 Goldenes Tor
21 Erlöserkirche
22 Jafator
23 Zionstor
24 Misttor
25 Stephanstor
26 Damaskustor
27 Russischer Besitz
28 Preußisches Johanniterhospiz

Digitized by Google

Digitized by Google

bar über den Architraven das Gebälk tragen. Das Querschiff und der Chor sind seit noch nicht langer Zeit durch eine Quermauer abgesperrt worden, um diesen für Gottesdienste gebrauchten Raum vor Entweihungen durch die Muslimen zu schützen. Das Innere der Kirche hat der griechische Kaiser Manuel Komnenos 1169 mit vergoldeten Mosaiken schmücken lassen, von denen leider nur wenig erhalten ist, am meisten noch in dem Querschiff (s. S. 123). Unter dem erhöhten Chor der Basilika liegt die Geburtskapelle, deren Wände reich mit Marmor, Teppichen und Tapeten bekleidet sind. Die angebliche Stätte der Geburt des Heilandes ist durch einen silbernen Stern auf dem Boden einer Nische kenntlich gemacht.

Jerusalem — „Jerusalem, du hochgebaute Stadt!“ So sagen wir unwillkürlich in Erinnerung an das schöne Lied des Erfurter Professors und Pastors Meyfart. Seine Worte gelten freilich dem himmlischen Jerusalem, dem Ziele aller christlichen Erdenpilger; aber sie sind doch als eine Anspielung auf das irdische Jerusalem gemeint. Liegt dieses nun wirklich hoch, wenn man es erblickt? Der Fremde, der früher auf der Fahrstraße von Jafa her kam, fühlte sich in dieser Beziehung enttäuscht: wenn er die Höhe der Wasserscheide erreicht hatte, so sah er auf die Ringmauern der alten Stadt vor sich hinab; denn Jerusalem liegt schon im Osten der Wasserscheide und etwas tiefer als sie. In den letzten dreißig Jahren sind außerdem auf der Hochebene im Norden der Stadt so zahlreiche und hohe Häuser gebaut worden, daß die alten Ringmauern völlig verdeckt wurden. Man sieht sie erst, wenn man unmittelbar vor ihnen und auf der gleichen Ebene mit ihrem Fuße steht. Der Eindruck ist jedoch ein anderer, wenn man von Südwesten, Süden und Osten Jerusalem betrachtet. Hier trennen tiefe Täler die Stadt von den umgebenden Höhen; der Boden, der ihre Mauern und ihre Gebäude trägt, liegt hoch über der Sohle der Täler, und die Ringmauern erscheinen als die Krone auf dem Haupte des Berges. Abbildung 2 zeigt uns die Südwestecke Jerusalems, wie sie der Reisende, der auf dem Bahnhofe von Jafa her ankommt, erblickt. Das Hinnomtal trennt ihn von der Stadt, auf der jenseitigen Höhe erheben sich ihre Mauern. Schöner und stattlicher ist der Eindruck, den Jerusalem auf den Beschauer macht, der aus der Tiefe des Kidrontals im Süden zu ihr emporsieht. Abb. 72 gibt die Lage der östlichen Hälfte der Stadt wieder, wie sie sich von dort aus darstellt. Die hohe Ringmauer des Haram esch-Scherif fällt hier mit der Stadtmauer zusammen, und über sie hinüber grüßt die stolze Kuppel der Aksa-Moschee (s. Abb. 64) in die Tiefe hinab.

Der westöstliche Durchschnitt durch Jerusalem, den Abb. 122 uns zeigt, bestätigt die letzte Schilderung, zu der das Wort vom „hochgebauten Jerusalem“ den Anlaß gab. Freilich ist die Höhe des Maßstabes im Verhältnis zur Länge der Anschaulichkeit wegen übertrieben. Der Durchschnitt soll zugleich dazu dienen, dem Leser ein deutliches Bild von den Tälern und dem Felsboden, auf dem die Stadt steht, zu geben und dadurch den Eindruck der Abb. 123, Jerusalem aus der Vogelschau, ergänzen. Im Westen trennt das Hinnomtal, im Osten das viel tiefere Kidrontal die Stadt von der Umgebung ab. Beide vereinigen sich im Süden (Abb. 72). Ein kleineres Tal, Tyropöon genannt, hat die Stadt von Norden nach Süden durchschnitten, ist aber jetzt so mit Schutt ausgefüllt, daß nur der aufmerksame Beobachter noch Spuren seines Laufs wahrnimmt. Die beiden Hälften, in die es einst die Stadt geteilt hat, können wir auch für die hier beabsichtigte Schilderung Jerusalems passend verwenden, insofern die westliche Hälfte in der Hauptsache die Gebäude der Christen und Juden, die östliche Hälfte die Gebäude der Muslimen enthält.

Das wichtigste Gebäude der Christen ist die Kirche des heiligen Grabes (Abb. 123, 1). Sie ist in ein umfangreiches Häuserviertel eingeschlossen und nur von Süden her auf engen Straßen zugänglich. Abb. 90 zeigt uns den geräumigen Vorplatz und den Eingang, darüber die kleinere Kuppel der griechischen Kathedrale, links im Vordergrunde den Glockenturm, der die größere Kuppel des über dem Grabe Christi errichteten Rundbaus (Rotunde) verdeckt. Der Eingang ist auf Abb. 124 in größerem Maßstabe dargestellt. Beachtenswert sind die Reliefs, die über beiden Türen eingelassen sind; sie sind wahrscheinlich eine französische Arbeit aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

Digitized by Google

Das eine, über der zugemauerten Tür rechts (Abb. 125), stellt zwischen Laubgewinden symbolische Figuren dar, die vermutlich den Kampf zwischen Böse und Gut bezeichnen. Das andere (Abb. 126) enthält Bilder aus der Geschichte Jesu, links die Auferweckung des Lazarus, in der Mitte den Einzug Jesu in Jerusalem, rechts das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern.

Dieser Vorhof der Grabeskirche ist alljährlich am grünen Donnerstag der Schauplatz eines interessanten kirchlichen Volksfestes der Griechen, nämlich der Fußwaschung

Abb. 124. Südportal der Grabeskirche. Nach einer Aufnahme von Br. Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 137.)

(Abb. 51). Für den Patriarchen und zwölf andere griechische Geistliche wird eine Bühne aufgeschlagen. Vor der versammelten Menge, die dicht gedrängt auf dem Platze steht oder die Treppen, Vorsprünge und Nischen der anstoßenden Bauten besetzt hat, wird die Geschichte der letzten Begebenheiten zwischen Jesus und seinen Jüngern im freien Anschluß an die Evangelien mit verteilten Rollen verlesen. Ein jüngerer Geistlicher liest von einer erhöhten Kanzel, die der Bühne gegenüber an der Wand befestigt ist, die evangelische Erzählung, der Patriarch die Worte Jesu; Petrus, Johannes und Judas haben ebenso ihre Vertreter. Zuletzt kommt die Fußwaschung, die der Patriarch an den zwölf Geistlichen auf der Bühne vollzieht. Mit den Worten: „Stehet auf, lasset uns von hinnen gehen. Er ist nahe, der mich verrät", erhebt sich der Patriarch und

Digitized by Google

Abb. 125. Relief vom Portal der Grabeskirche. Nach M. de Vogüé. (Zu Seite 138.)

zieht sich mit den Geistlichen in seine Residenz zurück. Die Menge, die während der ganzen Handlung ein musterhaftes Schweigen beobachtet, verweilt noch einige Minuten. Ihre Blicke heften sich auf den großen Zweig eines Ölbaums, der beschattend über der Kanzel des Vorlesers hängt. Sobald dieser an einem Strick auf das Dach des Gebäudes gezogen wird, bricht sie in lauten Jubel aus und zerstreut sich.

Die ganze Grabeskirche zerfällt in zwei Teile, in die griechische Kathedrale nach Osten und in die Rotunde, den Rundbau über dem heiligen Grabe nach Westen. Beide sind nach dem Brande am 12. Oktober 1808 von Griechen und Armeniern wiederhergestellt worden. Dadurch haben diese christlichen Konfessionen die größten Rechte an dem Gebäude erlangt. Der Grundriß des Kreuzfahrerbaus aus dem zwölften Jahrhundert wurde jedoch beibehalten, nur die Ausschmückung erfolgte ganz im griechisch-orientalischen Geschmack. In dem südlichen Seitenschiff der Kirche liegt die Stätte der Kreuzigung, Golgatha, die so reich mit Altären, Bildern und Lampen verziert ist, daß man von dem ursprünglichen Felsen nichts mehr wahrnimmt. Doch ist er in Gestalt eines massiven Würfels wirklich noch vorhanden, er erhebt sich 4—5 m über den Boden der Kirche, so daß man auf Treppen zu den Kapellen, die er trägt, hinaufsteigen muß. Unter der Rotunde im Westen, deren Kuppel 1868 von Frankreich und Rußland erneuert wurde, steht die Kapelle des heiligen Grabes. Auch sie ist durch kostbare Lampen, Gemälde und hohe Leuchter so reichlich geschmückt, daß man ihren Bau kaum erkennen kann. Der Vorraum ist die sogenannte Engelskapelle (Abb. 7), in deren Mitte ein in Marmor gefaßter Stein steht — der Stein, den der Engel von der Tür des Grabes Jesu weggewälzt haben soll. Dahinter liegt die eigentliche Grabkapelle, ein kleines Gemach, 2 m lang und 1,80 m breit. Die auf Abb. 8 sichtbare Marmorplatte an der rechten Seite soll die Grabstätte Jesu bedecken.

Stehen wir wirklich vor dem Grabe Jesu und vor der Stätte seiner Auferstehung? Der Streit wogt schon lange hin und her, er ist nicht mit voller Sicherheit zu entscheiden. Soviel ist zweifellos, daß es genau die Stätte ist, die Konstantin durch Prachtbauten in den Jahren 326—336 ausgezeichnet hat. Ob man damals das Grab Jesu noch sicher gekannt hat — es soll verschüttet gewesen sein —, wird von vielen Gelehrten bezweifelt. Die Angaben des Bischofs Eusebius von Cäsarea, eines Zeitgenossen und Freundes des Kaisers, lassen allerdings an Einfachheit und Klarheit viel zu wünschen übrig. Ich halte es jedoch nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich, daß der damals für die Grabesbauten gewählte Ort der Stätte der Kreuzigung und des Begräbnisses Jesu im allgemeinen wirklich entspricht. Ob von völliger Genauigkeit im einzelnen dabei die Rede sein kann, ist eine andere Frage; sie läßt sich nicht in bestimmter Weise erledigen. Von den Bauten Konstantins ist heute nur noch

Abb. 126. Relief vom Portal der Grabeskirche. Nach M. de Vogüé. (Zu Seite 138.)

Digitized by Google

sehr wenig erhalten. Sie wurden durch die Perser 614 zerstört, bald darauf in bescheidener Weise erneuert, im elften Jahrhundert wieder zerstört und bald wiederhergestellt. Am treuesten hat noch die Rotunde die Anlage des konstantinischen Baues bewahrt, nur die Grabkapelle und das Grab selbst ist völlig verändert worden. Dagegen ist die gewaltige Ausdehnung der alten Basilika heute um mehr als die Hälfte verkleinert.

Südlich von der Grabeskirche lag früher der weite Gebäudekomplex des Muristan, eines Hospitals, das die Muslimen im dreizehnten Jahrhundert aus den großen Gebäuden namentlich der Johanniterritter geschaffen hatten. Die Häuser waren in Verfall geraten und unter tiefem Schutt begraben worden. Die östliche Hälfte des wüsten Platzes schenkte der Sultan im Jahre 1869 gelegentlich der Anwesenheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich III., der preußischen Krone. Nachdem der Schutt fortgeschafft war, hat der jetzige Kaiser Wilhelm II. im Verein mit den anderen evangelischen Fürsten des Deutschen Reichs dort für die deutsche evangelische Gemeinde Jerusalems die stattliche Erlöserkirche errichten lassen, die am 31. Oktober 1898 in seiner und der Kaiserin Gegenwart eingeweiht worden ist (Abb. 74). Sie ist eine schmucke Zierde der Stadt; der Turm ragt hoch über die Umgebung hinaus und bietet eine weite Rundsicht. Südlich daran stößt der Kreuzgang des ehemaligen Klosters. Ein Teil des Platzes ist noch für spätere Bauten frei. Die westliche Hälfte des Muristan ist im Besitz des griechischen Patriarchats, das darauf neuerdings eine freundliche Anlage von Verkaufsstätten hat errichten lassen.

Begeben wir uns nun auf die andere Seite des Tyropöontales, in die Osthälfte der Stadt (s. S. 137). Sie ist durch die größte Sehenswürdigkeit Jerusalems ausgezeichnet, durch die Kubbet es-Sachra, zu deutsch den Felsendom, der ungefähr an der Stelle des jüdischen Tempels durch den Sultan 'Abd el-Melik um 691 n. Chr. errichtet worden ist (vgl. zur Lage die Abb. 123 u. 127). Der Bau ist ein Achteck, dessen Seiten je 20,40 m messen. Die Mauern sind unten mit Marmorplatten, zwischen den Fenstern und oben mit weißblauen Fayenceplatten belegt. Das Innere, in das vier Tore hineinführen, ist durch Pfeiler und Säulen in zwei Umgänge geteilt. In dem Kreis der inneren Pfeiler und Säulen, die durch ein schmiedeeisernes Gitter untereinander verbunden sind, liegt das eigentliche Heiligtum des Baus, nämlich der heilige „Felsen", arabisch es-Sachra (Abb. 40), der bei den Muslimen, aber auch schon im Talmud, mit wunderlichen Sagen verknüpft ist. Im Alten Testament fehlt jede Spur von einer besonderen Wertschätzung des Steines. Das erklärt sich wahrscheinlich durch die Annahme, daß er den Brandopferaltar des Tempels getragen hat. Der Tempel selbst würde sich demnach westlich davon erhoben haben. Über dem heiligen Stein wölbt sich die stolze Kuppel, die nach außen eine Höhe von 30 m hat (Abb. 96). Das Innere des Gebäudes ist außerordentlich reich mit Marmor, mit Fayenceplatten, mit Mosaiken und arabischen Inschriften aus dem Koran verziert. Wenn die Türen geschlossen werden, so leuchtet das Innere in einer sanften, wunderbar gemischten Farbenpracht; sie entsteht dadurch, daß das Sonnenlicht nur durch die Fenster eindringt, in die man gitterartige Gipsplatten, deren Öffnungen mit buntem Glas geschlossen sind, eingesetzt hat. Man bewundert die Geschicklichkeit, mit der die Bauneister, wahrscheinlich Griechen im Dienste des Kalifen, diese großartige Wirkung hervorgebracht haben. Mag uns auch vieles überladen erscheinen, mögen wir auch oft die Sorgfalt und die Regelmäßigkeit vermissen, die Wirkung des Ganzen ist doch großartig und unvergeßlich.

Der Reiz dieses eindrucksvollen Baus wird gesteigert durch seine eigenartige Lage. Er erhebt sich auf einer 3 m hohen Plattform, zu der von allen Seiten breite Treppen hinaufführen, die oben durch außerordentlich leicht gebaute, leider schon verfallende Arkaden gezierl werden (Abb. 127). Neben der hier wiedergegebenen Arkade steht an der Innenseite ein zierliches Denkmal arabischer Baukunst, der schöne Marmorbau der sogenannten Sommerkanzel, die im fünfzehnten Jahrhundert errichtet wurde (Abb. 128). Die Plattform liegt ungefähr in der Mitte eines großen viereckigen, doch unregelmäßig geformten Platzes, des Haram esch-Scherif, das ist des „vornehmen Heiligtums". Es dehnt sich an der Stelle aus, die einst die Bauten Salomos, nämlich sein Palast mit dem Tempel,

Digitized by Google

später die umfangreichen Tempelbauten des Herodes bedeckten, ist jedoch wahrscheinlich durch die Araber nach Norden hin vergrößert worden. Bei ihnen steht der Platz in hohem Ansehen, nur das Haram in Mekka übertrifft ihn an Heiligkeit. Sie haben daher auch seinen tiefer liegenden Teil rings um die Plattform mit mancherlei Gebäuden geehrt. Abb. 129 zeigt uns ein geschmackvolles Brunnenhäuschen, genannt Sebil Kâit Bê, das ist Brunnen des Kâit Bê, aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die schönen Verhältnisse des Baus werden übertroffen durch die feine Verzierung der Kuppel, die von Arabesken wie von einem Spitzengewebe überdeckt ist. An der Südseite des Haram steht die Moschee el-Aksa, das ist „die (von Mekka) entfernteste", zu der nach dem Koran Mohammed von Gott in einer Nacht entrückt wurde. Sie gilt demnach als vor

Abb. 127. Der Felsendom, von Süden. Im Vordergrunde das Wasserdecken el-Kâs.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Charles Scolik sen. in Wien VIII. (Zu Seite 140.)

dem Islam gebaut, und man vermutet in ihr ursprünglich eine christliche Basilika. Durch wiederholte Umbauten ist viel verändert worden. Auffallend ist die große Breite der Moschee (55 m), ihren sieben Portalen entsprechen jetzt sieben Langschiffe im Innern. Die Kuppel ist jedenfalls eine Zutat der Muslimen. In der östlichen Mauer des Haram hat sich ein zweifellos christlicher Bau erhalten, das sogenannte Goldene Tor, 1892 erneuert. Es ist nach außen vermauert; damit hängt die Sage zusammen, daß ein christlicher Eroberer einst durch dieses Tor siegreich in die Stadt einziehen werde. Das Innere, das Abb. 5 zeigt, entspricht durchaus nicht den Formen des arabischen Baustils; es ist eine große Halle mit sechs flachen Gewölben, die in der Mitte auf zwei Säulen ruhen, offenbar byzantinisch.

Die Ringmauer des Haram esch-Scherif ist noch heute, trotz vieler Zeichen des Verfalls, ein bewundernswerter Bau. Läge er bis auf die Fundamente bloß vor den Augen, so würde er freilich durch seine Wucht in einem viel höheren Grade die Auf-

Digitized by Google

merksamkeit erregen. Die Mauern stecken an einigen Stellen 18 m, an anderen fast 30 m im Schutt, und erheben sich trotzdem 40—50 m über den Boden. Die einzelnen Steine haben eine ganz bedeutende Größe; einer von ihnen ist über 11 m lang, über 1 m hoch und 3 m dick! Abb. 77 zeigt ein Stück der Ringmauer in der südlichen Hälfte der Westseite, die sorgfältige Behandlung und Schichtung der Steine ohne Mörtel ist daraus ersichtlich. Das Stück wird die Klagemauer der Juden genannt, weil sich diese an ihr jeden Freitag nachmittag versammeln, um der Eroberung ihrer Stadt durch die Heiden in Gebeten zu gedenken. Wahrscheinlich verdanken diese in großen, mit Randschlag versehenen Steinen aufgeführten Mauern der Bautätigkeit Herodes des Großen am Tempelplatz ihre Entstehung, ebenso die gewaltigen Gewölbe, die sich an die Ringmauer lehnen und den südlichen Teil des Platzes tragen. Ältere Bauten mögen im Schutt verborgen sein, sichtbar ist von ihnen nichts. Nach Herodes haben viele andere an der Ringmauer geändert und gebessert, zuletzt die Araber, deren Zutaten durch andere kleinere Steine und an der Verwendung von Mörtel, der den großen Blöcken ganz fehlt, leicht kenntlich sind.

Unweit des Haram esch-Scherif, das von der Stadt aus durch sieben Tore zugänglich ist, befindet sich an der Straße ein Brunnen in echt arabischem Stil (Abb. 47); er spendet jetzt nur bisweilen Wasser, wenn die Leitung von den salomonischen Teichen her in Ordnung ist. Nördlich vom Haram wird eine enge Straße von einem Bogen überspannt, der allgemein unter dem Namen Ecce homo-Bogen bekannt ist. Man erzählt nämlich seit dem fünfzehnten Jahrhundert, daß hier der Landpfleger Pontius Pilatus gestanden und, auf Jesus hinweisend, die Worte gesprochen habe: „Sehet, welch ein Mensch!“ (Evang. Johannes 19, 5). Unter diesem Namen ist der Bogen eine Station des Schmerzensweges Christi, der via dolorosa, geworden, den man seit dem sechzehnten Jahrhundert bei der türkischen Kaserne an der Nordseite des Haram, dem vermeintlichen Richthause des Pilatus (Joh. 18, 28), beginnen und in der Grabeskirche enden läßt. Ein Zufall hat an das Licht gebracht, wie es sich mit diesem Bogen eigentlich verhält. Als der verstorbene englische General Ch. W. Wilson 1868 zu wissenschaftlichen Zwecken in Jerusalem weilte, sollte die Wand des angrenzenden Hauses umgebaut werden. Da zeigte es sich, daß neben dem höheren Bogen noch ein kleinerer vorhanden war (Abb. 88 u. 89). Vermutlich verhält es sich auf der anderen Seite des großen Bogens ebenso. Der Bau trägt unleugbar römischen Charakter; er wird daher der römischen Zeit Jerusalems, die mit der Aelia Capitolina des Hadrian 135 n. Chr. beginnt, angehören und zur Zeit Jesu noch nicht vorhanden gewesen sein.

Abb. 128. Die Sommerkanzel auf dem Haram esch-Scherif. Nach einer Aufnahme von Br. Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 140.)

Von den Toren der Stadt führt Abb. 14 dem Leser das im Westen gelegene Jafator (Abb. 123, 22), Abb. 41 das Damaskustor in der Nordmauer vor (Abb. 123, 26). Zwischen dem Jafator und der Zitadelle der Stadt (Abb. 13) ist 1898 für den Einzug des Kaisers Wilhelms II. die Stadtmauer durchbrochen, so daß der Verkehr jetzt freier aus-

Digitized by Google

und einflutet. Der breite Turm der Zitadelle (Abb. 13) ist ein lehrreiches Beispiel alter Befestigungskunst. Er entspricht nämlich einem von Herodes dem Großen zum Schutze seiner Residenz aufgeführten Bollwerk, das er nach seinem Bruder Phasael benannte. Es ist in seiner unteren Hälfte ganz und gar aus behauenen Felsblöcken zusammengesetzt, die ohne Mörtel an- und aufeinander gelegt sind. Der Turm ist demnach gleichsam ein künstlich zusammengesetzter Felsblock, und er hat es seiner Festigkeit zu danken, wenn er alle Stürme, die über Jerusalem dahingegangen sind, überstanden hat. Das Damaskustor (Abb. 41) ist das schönste Tor von Jerusalem. Es ist nach einer Inschrift an der Innenseite von dem Sultan Soliman dem Prächtigen 1538 an Stelle eines älteren Tores erbaut. Zwischen seinen beiden Türmen biegt sich der Weg in doppeltem Winkel, damit man dem Feinde um so leichter das Eindringen in die Stadt verwehren kann

Abb. 129. Der Brunnen des Kâit Bê auf dem Haram esch-Scherif. Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig. (Zu Seite 141.)

Außerhalb der Stadtmauer liegt ein Gebäude, das mit den ersten Anfängen der christlichen Kirche in Jerusalem aufs engste verknüpft ist. Heute ist es im Besitz der Muslimen und wird von ihnen en-Nebi Dâ'ûd genannt, weil sie dort das Grab Davids annehmen. An die Zeit, in der es in den Händen der Christen, zuletzt der Franziskaner war (s. S. 10), erinnert das im ersten Stock gelegene Abendmahlszimmer, lateinisch Coenaculum, nach Luther Mark. 14, 15 der „große Saal", in dem Jesus das letzte Mahl mit seinen Jüngern hielt. An dem Spitzbogengewölbe (vgl. Abb. 12) erkennt man die abendländische Bauweise der Kirchen des vierzehnten Jahrhunderts. Die unteren Räume sind nicht zugänglich. Die christliche Kirche an dieser Stätte trug den Namen Zionskirche; sie galt nach Angaben aus dem vierten Jahrhundert als der Ort, an dem sich die ersten Anhänger Jesu zu versammeln pflegten, als das Haus der Maria, der Mutter des Evangelisten Johannes Markus (Apostelgesch. 12, 12—17). Daher nannte man das Gebäude, als das erste christliche Versammlungshaus, auch die Mutter aller Kirchen oder die Kirche der Apostel. Von dem alten Hause ist längst nichts mehr vorhanden, aber die Ortslage ist durch die Jahrhunderte hindurch bekannt geblieben. Da die obengenannte Maria mit Maria, der Mutter Jesu, verwechselt wurde, so sind

Digitized by Google

irrtümlich auch ihre Erlebnisse zum Teil mit dieser Stelle verbunden worden, vor allem ihr Tod. Darauf gründet es sich, daß unmittelbar nördlich neben dem Nebi Dâ'ûd das Sterbehaus der Maria gestanden haben soll, die sogenannte Dormitio (d. i. Todesschlaf). Das Grundstück hat Kaiser Wilhelm II. 1898 käuflich erworben und dem deutschen (katholischen) Vereine vom Heiligen Lande zur Nutznießung überlassen, der dort eine Marienkirche erbaut.

An der Ostseite des Kidrontales erhebt sich der breite Rücken des Ölbergs. An seinem unteren Fuße liegen zahlreiche jüdische Gräber aus alter und neuer Zeit. Auf Abb. 19 fallen drei Grabmäler in die Augen, das des Absalom, des Apostels Jakobus und des Zacharias, von dem Matth. 23, 35 die Rede ist. Die Beziehung des ersten Denkmals auf Absalom tritt erst sehr spät auf; der Baustil läßt vermuten, daß sie alle aus der griechisch-römischen Zeit stammen. Weiter aufwärts liegt der von den Franziskanern eifrig gepflegte Garten Gethsemane, berühmt durch seine alten Ölbäume, von denen einer durch Abb. 85 wiedergegeben ist. Die Annahme, daß sie aus Jesu Zeit herrühren, ist nach dem Urteil von Fachmännern schwerlich zutreffend; vielleicht sind die jetzigen Bäume aus den Wurzeln solcher hervorgegangen, die damals grünten und Früchte trugen. Die Örtlichkeit paßt zu den Angaben der Evangelien gut, sie ist seit dem vierten Jahrhundert bezeugt. Oberhalb dieser Stätte ist im Jahre 1888 durch den Kaiser Alexander III. die russische Gethsemanekirche erbaut worden. Oben auf der mittleren Höhe des Ölberges liegt das arabische Dorf Kefr et-Tûr, neben dem die Russen seit 1883 stattliche Bauten aufgeführt haben, eine schöne Kirche und einen Aussichtsturm, von dessen Höhe man eine weite Aussicht, besonders nach Osten und Südosten auf den blauen Spiegel des Toten Meeres hat. Zur Erinnerung an die Himmelfahrt Jesu, die schon im vierten Jahrhundert auf den Ölberg verlegt wurde, dient einerseits die Himmelfahrtskapelle der Muslimen (Abb. 3), ein ziemlich neuer Bau, dessen Stätte aber schon durch eine Basilika Konstantins geehrt war, anderseits auf der nördlichen Kuppe des Ölberges eine Kapelle der Griechen, die den Ort der Erzählung Apostelgesch. 1, 11 bezeichnen soll. Daneben wird jetzt unter dem Protektorat der Kaiserin Augusta Viktoria ein Sanatorium mit Hospiz erbaut.

Im Kidrontal, an seiner westlichen Seite, fast schon dem Dorfe Siloah (vergl. Abb. 123, 15) gegenüber, befindet sich die einzige Quelle, die es bei Jerusalem gibt. Sie hat jetzt den Namen Marienquelle, weil die Jungfrau Maria, wie seit dem vierzehnten Jahrhundert erzählt wird, hier Wasser geschöpft oder die Windeln ihres Sohnes gewaschen haben soll. Es ist wahrscheinlich der Gihon des Alten Testaments (1. Kön. 1, 38). Wie tief das kleine Wasserbecken gegenwärtig unter dem durch Schutt und Geröll erhöhten Boden des Tales liegt, läßt sich aus der Abb. 75 entnehmen, die die zahlreichen Stufen zeigt, die zu ihr hinunterführen. Ein unterirdischer Tunnel bringt ihr Wasser auf die andere Seite des Berges an den Ausgang des Tyropöontals, wo es das kleine Becken des Siloahteiches füllt, der durch Ausgrabungen der neueren Zeit als Rest einer größeren Anlage zum Baden erkannt worden ist. Der Tunnel sollte das Wasser des Gihon von der Quelle außerhalb der Stadtmauer an einen Ort innerhalb derselben bringen, damit die Stadt bei Belagerungen nicht an Wassermangel zu leiden hätte. Wahrscheinlich ist der Tunnel unter dem König Hiskia etwa um 700 vor Chr. angelegt worden. Eine 1880 an seiner Felswand entdeckte Inschrift erzählt, daß die Steinmetzen von beiden Seiten ihre Arbeit begonnen hätten und wirklich zusammengetroffen wären — „Meißel gegen Meißel". Die sich kreuzenden Spuren ihrer Werkzeuge sind in der Tat an den Wänden des Tunnels gefunden.

In dem Berglande nördlich von Jerusalem ist Nâbulus, d. i. Neapolis (Neustadt), der größte Ort mit rund 25000 Einwohnern. Er ist ähnlich gebaut wie Jerusalem in seinen alten Teilen, unterscheidet sich jedoch vorteilhaft von ihm durch seinen großen Wasserreichtum. Es ist eine angenehme Überraschung, unter den Straßen das Wasser rauschen zu hören. Die Moscheen sind sämtlich früher christliche Kirchen gewesen. Die Einwohner, unter denen die kleine Zahl von 700 Christen fast verschwindet, gelten als fanatische und händelsüchtige Leute, auch als beschränkt. Die Merkwürdigkeit der

Digitized by Google

Stadt ist die kleine Gemeinde der Samaritaner, etwa 170 Seelen, der letzte Rest der Religionsgemeinde, die sich um 400 vor Chr. in Sichem, nach dem Muster der jüdischen in Jerusalem, bildete und die fünf Bücher Moses als heilige Schrift annahm. Die Nachrichten des Ja'kûbi S. 119 haben uns gezeigt, daß sie im neunten Jahrhundert nach Chr. an mehreren Stellen des Landes noch ansässig waren. Heute sind sie auf Nâbulus, das alte Sichem, beschränkt, ein ehrwürdiger, dem Untergang geweihter Rest, der ohne Unterbrechung die Sprache, den Glauben und die Gewohnheiten der Väter in Palästina selbst gepflegt hat. Die Männer tragen weiße Kleider und rote Turbane. Sie besitzen eine kleine, schmucklose Synagoge, deren Kleinod, ein in samaritanischen Buchstaben geschriebenes Exemplar der fünf Bücher Moses, sorgfältig von ihnen gehütet wird. An ihrer Spitze steht ein Priester aus dem Geschlecht Levi. Ihr heiligster Ort ist der Berg Garizim, Dschebel et-Tôr, im Süden der Stadt. Nach seinem Gipfel pilgern sie dreimal im Jahre, um dort das Passahfest, das Wochen- (oder Pfingst-) Fest und das Laubhüttenfest zu feiern. Zum Passahfeste schlachten sie sieben weiße Lämmer, die genau auf ihre Fehllosigkeit geprüft werden. Sie werden, nachdem sie bei Sonnenuntergang geschlachtet und ausgeweidet sind, auf lange Stangen gesteckt und an diesen in einer tiefen Grube, die durch Reisig und Rasenstücke verschlossen wird, gebraten. Um Mitternacht werden sie herausgehoben und an der heiligen Stätte als Opfermahlzeit verzehrt.

Samaria, die Hauptstadt des Reiches Israel seit Omri und Ahab, ist heute das kleine Dorf Sebastije. Es hat den Namen Sebaste (lateinisch Augusta) durch Herodes den Großen erhalten, der die alte Stadt zu Ehren des Kaisers Augustus prächtig umbaute und neu benannte. Viele Reste von dieser Stadt ragen noch aus dem Boden hervor, darunter die Reste einer Säulenstraße, die Abb. 60 darstellt.

XII.

Galiläa und der See Genezareth.

Wie Bethlehem im Süden, so ist Nazareth im Norden der den Christen besonders vertraute Ort. Hier hat Jesus seine Jugend verlebt im Hause seiner Eltern, hier ist er in der Synagoge als Lehrer aufgetreten, freilich ohne Anklang zu finden. Er selbst hat ja den Erfolg dieses Versuchs charakterisiert mit dem bekannten Worte: Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande (Luk. 4, 24). Die ersten Anhänger Jesu nannte man spottweise Nazarener (Apostelgesch. 24, 5), und die orientalischen Christen tragen noch heute den Namen naṣâra, im Singular naṣrâni. Der Ort ist verhältnismäßig erst spät christlich geworden; die Wendung wurde wohl dadurch herbeigeführt, daß der Kaiser Konstantin und seine Mutter Helena ihm ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Auch jetzt ist seine Bevölkerung gemischt. Unter den 11000 Einwohnern befinden sich etwa 3700 Muslimen und ebensoviel orthodoxe Griechen; die übrigen verteilen sich auf Lateiner, unierte Griechen, Protestanten und Maroniten. Juden werden nicht geduldet. Nazareth ist ein wichtiger Marktplatz für die Fellachen der Umgegend; daher wohnen dort viele Leute, die sich mit Handel und Gewerbe beschäftigen. Die übrigen widmen sich dem Ackerbau und der Viehzucht.

Der Ort liegt still und friedlich inmitten eines Hügelkranzes. Die weißen Häuser ziehen sich aus der Tiefe des Kessels, der sich nach der südlich angrenzenden Ebene Jesreel öffnet, an den Abhängen der Höhen hinauf und machen mit den stattlichen neueren Gebäuden, Kirchen, Klöstern, Schulen und Pilgerherbergen, namentlich im Frühjahr neben den grünen Bäumen und gut bebauten Feldern einen freundlichen Eindruck. Das hoch gelegene Waisenhaus der Londoner Female Education Society gewährt von seinem Dache eine weite Rundsicht (Abb. 130).

Lateiner und Griechen haben die Stätten, die mit dem Leben Jesu in Verbindung gebracht werden, meist durch Kirchen ausgezeichnet, die einiges Sehenswerte enthalten. Doch ist ihre Beziehung zu den Ereignissen, die sie ehren sollen, geschichtlich wertlos.

Digitized by Google

Nur die griechische Gabriels- oder Verkündigungskirche im Osten Nazareths kann den Anspruch erheben, daß sie an einem Orte steht, den das Jesuskind mit seiner Mutter gewiß oft besucht hat. Dieses tief liegende Gotteshaus ist nämlich unmittelbar neben der einzigen stets Wasser führenden Quelle Nazareths erbaut. Eine Leitung, die die Kirche durchauert, bringt ihr Wasser zu dem neugehauten Brunnen, an dem die Frauen, häufig von ihren kleinen Kindern begleitet, die Krüge füllen. Zu dem Zweck hat die Mutter Jesu auch diesen Ort aufsuchen müssen; denn das Wasserschöpfen war schon in alter Zeit das Geschäft der Frauen.

Der Berg Tabor, den eine alte, aber grundlose Legende als den Ort der Verklärung Jesu bezeichnet, ist von Nazareth zwei bis drei Stunden entfernt. Der Berg fällt fast von allen Seiten, am meisten vom Ostjordanlande her, durch seine gleichmäßig gerundete Kuppe in die Augen (Abb. 39). Die Abhänge sind ziemlich gut bewaldet, der Gipfel (562 m) ist fast kahl und ein lohnender Aussichtspunkt. Man sieht die Berge Galiläas im Norden, den gewaltigen Hermon (2700 m), den Jordan mit dem See Genezareth, das Ostjordanland, die Ebene Jesreel und den Karmel. Der Gipfel trug zur Zeit Jesu einen Ort, der durch Flavius Josephus in dem Kampfe der Juden gegen die Römer befestigt wurde. Im sechsten christlichen Jahrhundert gab es oben schon drei Kirchen, die an die drei Hütten, die Petrus nach Mark. 9, 5 an der Stätte der Verklärung Christi bauen wollte, erinnern sollten. Auch die Kreuzfahrer haben dort eine Kirche und ein Kloster gebaut, die im dreizehnten Jahrhundert zerstört wurden. Jetzt findet man oben eine griechische Kirche mit Kloster und ein lateinisches Kloster der Franziskaner. Die Mönche legen die Reste der alten Bauten nach und nach bloß und bestreben sich, den Gipfel wieder mit Wald zu bestocken. Beides sind Arbeiten, die nicht genug anerkannt werden können.

Der See Genezareth mit seiner Umgebung ist eins der schönsten landschaftlichen Bilder Palästinas. Das sanft gerundete, leicht zu überblickende Becken mit seinem blauen Wasser, die mäßig steilen Höhen ringsum, einige Palmen zwischen den Häusern der Stadt Tiberias und die weißleuchtende, meist mit Schnee bedeckte Höhe des Hermon verbinden Freundliches und Ernstes in gefälliger Mischung. Da der See schon 208 m unter dem Mittelmeer liegt, so ist das Klima milde, im Sommer heiß. Die Umgebung ist fruchtbar und könnte der schönste Fruchtgarten sein, wenn sie genügend angebaut wäre. Die Ebene el-Ghuwêr, im Neuen Testament Gennesar oder Genezareth genannt, an der Nordwestseite des Sees liegt heute fast ganz brach, muß aber zur Zeit Jesu ein kleines Paradies gewesen sein. Josephus schildert ihre Schönheit mit begeisterten Worten: „Die Landschaft ist von der Natur so reich ausgestattet, daß in ihrem Boden alle Pflanzen gedeihen. Die Bewohner haben die verschiedensten Arten angepflanzt, und alle wachsen unter dem Segen des herrlichen Klimas. Nußbäume, die die Kälte lieben, stehen neben Palmen, die nur in der Hitze sich wohl fühlen. Feigen- und Ölbäume, die ein mittleres Klima erfordern, fehlen hier durchaus nicht. Wie in einem Wettstreit sucht die Natur die Gegensätze dort auf einem Punkt zu vereinigen, die Jahreszeiten scheinen um den Besitz der Ebene miteinander im Kampfe zu liegen; denn sie zeitigt nicht nur die Früchte der verschiedensten Zonen, sondern sorgt auch für einen fast ununterbrochenen Vorrat davon. So liefert sie die königlichen Früchte, Trauben und Feigen, zehn Monate lang unausgesetzt, während alle anderen Arten das ganze Jahr hindurch neben jenen der Reihe nach reifen." Die Stadt Tiberias, von Herodes Antipas zu Ehren des Kaisers Tiberius begründet und benannt, rafft sich endlich aus ihrem einsamen Schlummer auf. Die Zahl ihrer Einwohner hat sich schon auf 5000 vermehrt, hauptsächlich durch zugewanderte polnische Juden, und ist durch einige neue Gebäude verschönert worden. Im Hintergrunde unserer Abb. 29, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, sprudeln die heißen Quellen, von denen S. 33 die Rede war, aus dem Boden hervor; die weißen Badehäuser sind im Hintergrunde des Bildes zu erkennen. Eine schlimme Eigenschaft hat jedoch der Ort, um derentwillen er in ganz Syrien berüchtigt ist: das ist sein Ungeziefer und besonders die Zahl seiner Flöhe!

Digitized by Google

Abb. 130. Nazareth, von Südwesten. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 115 f.)

Digitized by Google

Abb. 131. Fischerbarke auf dem See Genezareth.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 148.)

Der See Genezareth wird durch das Wasser des Jordans gespeist. Dieser hat seine Hauptquellen am südlichen Fuße des Hermon, am Tell el-Kâdi und oberhalb des kleinen Dorfes Bânjâs. Abb. 103 zeigt die Felsgrotte, in alter Zeit ein berühmtes Heiligtum des Gottes Pan. Davon zeugen noch die in den Felsen gehauenen Nischen, die einst mit Götterstatuen geziert waren. Die Höhle ist durch Erdbeben stark zerstört worden, so daß sich jetzt die zahlreichen blinkenden Wasseradern erst unterhalb der Grotte zu einem rauschenden Bach vereinigen (329 m). Schäumend stürzt er über Felsen und Trümmer abwärts und verschwindet bald in dem Dickicht von Pflanzen und Sträuchern, die ihn umgeben. Nachdem er sich mit den andern Quellbächen vereinigt hat, durchfließt er eine kleine sumpfige Ebene, bildet dort den im Austrocknen begriffenen See Bachr el-Hûle und eilt dann in einem engen, von Basaltwänden eingeschlossenen Bett dem See Genezareth zu. Sein Gefälle beträgt auf dieser letzten Strecke durchschnittlich 13 m auf 1 km. Der See ist 20 km lang und bei Tiberias 8—9 km breit. Wenn sich die Winde in dem tief liegenden Kessel verfangen, so verursachen sie eine sehr heftige Bewegung des Wassers (vergl. Mark. 4, 35—41). Fischerboote, die zur Zeit Jesu zahlreich waren, gibt es jetzt nicht viel (Abb. 131). Aber der alte Reichtum an Fischen ist geblieben. Es verdient erwähnt zu werden, daß sich darunter solche finden, die sonst nur in den Gewässern der Tropenländer vorkommen, besonders im oberen Nil. Einige davon haben ganz seltsame Gewohnheiten. Der Chromis Simonis, das Männchen, trägt die Eier und Jungen eine Zeitlang im Maul und schwillt davon zu einer unförmigen Gestalt auf, während der Clarias macracanthus von der Gattung Silurus mit einer Stimme begabt ist, die ihn zum Schreien befähigt.

Digitized by Google

XIII.

Der Jordan und das Tote Meer.

Der Jordan ist bei dem Austritt aus dem See Genezareth ein bescheidener Fluß (Abb. 57). Er bleibt das noch eine Zeitlang. Erst die Zuflüsse von Osten, der Jarmuk und der Nahr ez-Zerkâ, der Jabbok des Alten Testaments, vermehren sein Wasser. Anfangs liegt auch sein Bett nicht bedeutend tiefer als die angrenzenden schmalen Ebenen. Abb. 132 zeigt seinen Lauf 10—12 km unterhalb des Sees Genezareth bei der Dschisr el-Medschâmi, d. h. der Brücke der Vereinigungen, weil dort wichtige alte Straßen zusammentreffen. Heute überschreitet hier auf einer hohen Brücke die Zweigbahn, die Haifa mit der Mekkabahn verbindet, den Jordan. Sein Bett ist schon voller geworden, das Wasser aber noch klar, und die Umgebung steigt nicht sehr steil an. Weiter abwärts wechselt der Boden, den der Fluß durchschneidet. An die Stelle der felsigen, festen Ufer tritt ein loser Grund von Mergel und Lehm. Abb. 58 zeigt, wie die Mergelhöhen den Lauf des Jordans unmittelbar berühren. Davon wird sein Wasser gelb und trübe. In unzähligen großen und kleinen Windungen wühlt er sich seinen Lauf in der untersten Sohle der tiefer und tiefer werdenden Erdspalte (vergl. Abb. 133). Das Gesamtgefälle vom See Genezareth (— 208 m) bis zum Toten Meer (— 394 m) beträgt 186 m; diese Entfernung bemißt sich in der Luftlinie auf rund 110 km. Doch wechselt die Schnelligkeit des Flusses sehr oft zwischen einem raschen Abstürzen und einem ruhigen Dahingleiten. Der amerikanische Marineleutnant F. W. Lynch hat im Jahre 1848 im Auftrage der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit seiner Begleitung den Lauf des Jordans vom See Genezareth bis zum Toten Meer in zwei Booten befahren und seine Beobachtungen ausführlich geschildert. Ich entnehme seinem Buch einige Sätze, um dem Leser von der Beschaffenheit des Flußbettes etwa in der Mitte zwischen beiden Seen ein Bild zu geben:

Abb. 132. Die Brücke el-Medschâmi über den Jordan.
Nach einer Aufnahme von Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa (DPV.). (Zu Seite 149.)

Digitized by Google

„Unsere Boote glitten mit der Schnelligkeit von 4—6 Knoten in der Stunde den Strom hinab. Dieser wandte sich nach Norden, nach Süden, nach Osten und Westen und drehte sich binnen einer halben Stunde durch alle Viertel des Kompasses, als ob er seine süßen Fluten in dem ruhigen und stillen Tale lassen und sie nicht in den unfruchtbaren Schoß des Salzmeeres ergießen wollte. Dann fuhren die Boote stundenlang leise abwärts in dem Schweigen der Wildnis. Hier und da gab es Punkte von erhabener Schönheit. Zahlreiche Vögel sangen ihre seltsamen und mannigfachen Weisen, die Weiden-

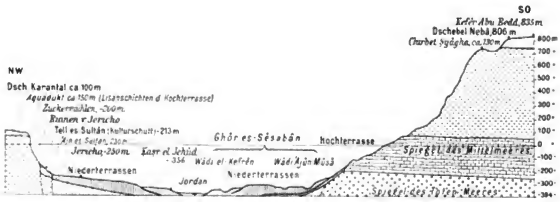


Abb 133. Querprofil durch das untere Jordantal bei Jericho. Nach Prof. M. Blanckenhorn (TPV.). Maßstab der Länge: 1 : 350000, der Höhe: 1 : 35000. (Zu Seite 154.)

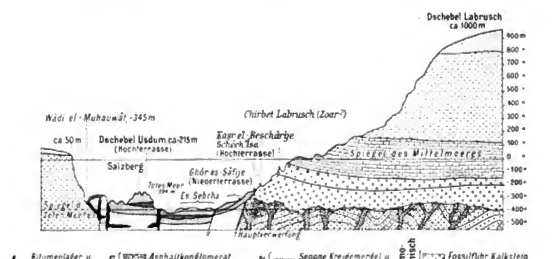


Abb. 134. Querprofil am Südende des Toten Meeres durch den Dschebel Usdum und die Sebcha. Nach Prof. M. Blanckenhorn (TPV.). Maßstab der Länge: 1 : 350000, der Höhe: 1 : 35000. (Zu Seite 154.)

zweige legten sich wie Flechten auf den Fluß, Moos und rankende Kräuter mit einer Menge von silberweißen Blüten ingten daraus hervor. Die Steinschwalbe schwebte über den Wasserfällen oder schoß durch die Wölbungen, die das rankende Laub am Ufer bildete und beschattete, und über allem tönte harmonisch die Musik des Flusses, der mit einem Ton wie von Schalmeien und Zymbeln dahinströmte.

„Der Fluß umspülte bisweilen den Fuß sandiger Hügel; dann schlängelte er sich zwischen niedrigen, mit Bäumen und duftenden Blumen geschmückten Ufern dahin. An einigen Stellen genossen wir sehr wirkungsvolle Eindrücke: ein Bergstrom mischte sein

Digitized by Google

Abb. 135. Die Omajjadenmoschee in Damaskus, von Süden. Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 156.)

Digitized by Google

Rauschen in den Gesang der buntgefiederten Vögel, über niedrigem Gebüsch öffnete sich ein Ausblick auf die Berge weit jenseits der Ebene, und hier und da brachte ein murmelnder Bach sein kristallhelles Wasser als Tribut dem nun trüben Jordan dar.

„Das westliche Ufer war meist steil und engte den Fluß ein, das östliche Ufer dagegen war niedrig und mit Tamarisken und Weiden eingefaßt oder auch mit einem undurchdringlichen Dickicht von Rohr, Sträuchern und Schlingpflanzen. Die Nachtigall sang ununterbrochen; sie machte den Tag zur Nacht in ihrem grünen Schlupfwinkel, und der Bulbul, den wir in seinem Nest auf den überhängenden Zweigen aufstörten, stieß nur einen erstaunten Ruf aus, flog ruhig auf einen andern Zweig und setzte den unterbrochenen Gesang unerschrocken fort."

Die ganze Jordanspalte wird von den Arabern el-Ghôr, die Einsenkung, genannt, während für die vom Jordan durchflossene Sohle des Grabens samt dem umgebenden Dickicht (Abb. 36), das während der Regenzeit oft ganz unter Wasser gesetzt wird, der Name ez-Zôr üblich ist. In der Breite von Jericho ist vor etwa zehn Jahren eine kleine hölzerne Brücke für Fußgänger und Reiter über den Jordan gelegt, deren Kopf auf Abb. 62 über den Schilfhütten der Wächter sichtbar ist. Eine flache Stelle des Ufers weiter abwärts gilt als der Ort, an dem Jesus von Johannes getauft wurde. Zu ihm bewegt sich alljährlich am Ostermontage ein bunter Zug der griechischen Pilger, Männer, Frauen und Kinder, die frühmorgens bei Sonnenaufgang in den Fluten des heiligen Stromes ein Bad nehmen. An der Mündung ins Tote Meer ist der Jordan kahl, das Wasser vermischt sich schon mit der bitteren Lauge des Sees und macht die Umgebung völlig unfruchtbar. Einige Fische liegen tot am Ufer; sie haben die Kühnheit ihres Vordringens mit dem Leben bezahlen müssen.

Das einst durch seine Palmen und Früchte berühmte Jericho ist heute ein unbedeutendes Dorf mit heruntergekommenen Bewohnern. Sein Name ist mit einigen, den

Abb. 136. Römischer Triumphbogen neben der Moschee in Damaskus.
Mit Erlaubnis des Palestine Exploration Fund in London. (Zu Seite 156.)

Digitized by Google

Abb. 137. Der Triumphbogen von Gerasa.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 158.)

Pilgern und Reisenden bekannten Pflanzen verknüpft, die nicht übergangen werden sollen. Da sind zunächst die Jerichorosen. Der Ausdruck stammt aus einer Stelle des Sirachbuches (24, 18), die wohl von wirklichen Rosen reden mag. Seltsamerweise versteht man jetzt unter Jerichorosen meist eine dürre Crucifere, die Anastatica hierochuntica, die die merkwürdige Eigentümlichkeit besitzt, daß sich die Zweige der Fruchtkrone öffnen, sobald man den Stengel ins Wasser taucht, daß sie sich wieder schließen, sobald sie trocken werden. Oder man denkt an den Asteriscus pygmaeus, der seine blätterartige Fruchthülle öffnet und schließt, je nachdem er naß oder trocken ist. Beide Pflanzen wachsen weiter südlich am Ufer des Toten Meeres, in der Nähe der einstigen Festung Masada (s. Abb. 73). Der Balsam von Gilead (Jerem. 8, 22) ist schon früh mit dem echten Balsam von Jericho verwechselt worden. Jetzt gewinnt man ihn in Jericho aus den gesottenen walnußähnlichen Früchten des falschen Balsambaumes (Balanites aegyptiaca) und verkauft ihn an die Pilger; er hat mit dem echten Balsam nichts zu tun. Josephus kennt am Toten Meere Früchte, die sich in Staub und Asche auflösen, sobald man sie mit der Hand pflückt. Das sind die prächtig aussehenden Früchte des echten Sodomsapfelstrauchs, die bei leisem Druck platzen und durch ihre völlige Leere überraschen; sie wachsen bei Engedi am Toten Meer und in der Ebene jenseits des Jordans. Bei Jericho kommt nur der unechte Sodomsapfelstrauch vor, der apfelähnliche Früchte hat, die aber der Beschreibung des Josephus nicht entsprechen.

Das Tote Meer wird bei jedem, der es gesehen hat, einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Aus der Ferne fesselt das tiefe Blau des Wasserspiegels, das so freundlich zwischen den grauen Bergen schimmert, aber auch die hohen Klippen des östlichen Ufers, die fast täglich von der Nachmittags- und Abendsonne mit den farbenreichsten Gluten umspielt werden. In der Nähe verlieren sich freilich die lieblichen Züge. Man befindet sich in einer einsamen Stille, keine Spur menschlichen Lebens und Schaffens

Digitized by Google

ist zu erblicken. Wohin man schaut, überall nackter Boden oder ein Wasser, das nicht befruchtet, sondern das Leben tötet! Die Salzkruste, auf der die Füße stehen, zeugt davon. Auch die nackten Äste und Zweige, die die schweren Wellen an das Ufer geworfen haben, schimmern in weißem Salz (s. Abb. 23). Die Szenerie ist ernst, aber sie ist großartig. Der stolze Aufbau der Höhen neben dem ruhig liegenden See zieht die erstaunten Augen nach oben und sagt uns, daß die Natur hier mit gewaltigen Kräften gearbeitet hat (Abb. 133 und 134).

Die Entstehung des Toten Meeres ist bereits S. 27 f. in Verbindung mit dem Einbruch des Jordangrabens besprochen worden. Als während einer trockenen Periode die Wasser

Abb. 138. Das südliche Theater in Gerasa.
Mit Erlaubnis des Palestine Exploration Fund in London (Zu Seite 158)

des dort erwähnten großen Sees sich verliefen, ließen sie ein großes Steinsalzlager am Südende des Sees zurück, von dem die eine Hälfte, der Dschebel Usdum oder Sodomsberg, noch heute steht, während die andere Hälfte in die Tiefe gesunken ist. An diesem Salzberge bilden sich beständig durch Verwitterung isolierte Salzsäulen, die allerhand auffallende Formen annehmen, so daß sie an Frauengestalten erinnern. Das ist vermutlich das Naturspiel, um das sich die Sage von dem versteinerten Weibe Lots geschlungen hat (1. Mos. 19, 26). Trockene und feuchte Perioden folgten sich in mehrfachem Wechsel. Davon zeugen die Ablagerungen, die sich in weiten Abständen an den Ufern des Toten Meeres verfolgen lassen. Blanckenhorn hat sie im Anschluß an geologische Benennungen in Europa als Hochterrasse und Niederterrasse bezeichnet (Abb. 133 u. 134). Mit der letzteren wird das Vorkommen von Schwefel und Asphalt am Toten Meere zusammenhängen. Das letzte Stück seiner Geschichte gehört wieder einer Trockenperiode an, die

Digitized by Google

zu der historischen Zeit hinüberleitet. In ihr sind die Diluvialmassen am Südende des Sees eingebrochen, und damit, nicht aber mit irgendeiner vulkanischen Eruption, läßt sich der Untergang der Städte Sodom und Gomorrha, die an dem südöstlichen Ufer des Salzsees gelegen haben werden, in Zusammenhang bringen.

Das Wasser des Toten Meeres ist eine so sehr konzentrierte Mutterlauge, daß sein Salzgehalt sechsmal stärker ist als der des Ozeans. Wie dieser entsteht, ist zum Teil schon auf S. 27 u. 33 gesagt worden. Hier muß hinzugefügt werden, daß der tiefe Kessel des Toten Meeres einer großen natürlichen Salzpfanne gleicht, in der durch die Einwirkung der trockenen, heißen Luft das Wasser verdampft, während die mineralischen Bestandteile zurückbleiben. Das hohe spezifische Gewicht des Wassers macht es unmöglich, daß organische Körper in ihm versinken, sie schwimmen stets von selbst oben. Die Beschaffenheit des Wassers setzt auch der Schiffahrt auf dem Toten Meere einige Schwierigkeiten entgegen. Man hat sie in neuerer Zeit wiederholt versucht, selbst mit

Abb. 139. Das Forum in Gerasa, von Norden.
Mit Erlaubnis des Palestine Exploration Fund in London. (Zu Seite 158.)

kleinen Dampfbooten, wie Abb. 63 bezeugt. Aber der Erfolg scheint nicht befriedigt zu haben.

Das östliche und westliche Ufer des Toten Meeres unterscheidet sich in seinem Aufbau sehr deutlich; jenes ist steil, dieses senkt sich in verschiedenen, zum Teil freilich auch steilen Terrassen. Einige schroffe Abstürze und tiefe Einschnitte in das Gebirge finden sich bei Jericho, z. B. die nackte Wand des Dschebel Karantal (Abb. 20) und die enge Schlucht des Wadi el-Kelt (S. 48). Die ganze Gegend im Westen des Toten Meeres pflegt man nach dem Alten Testament die Wüste Juda zu nennen. Sie ist nur in ihren obersten Teilen nahe an der Wasserscheide anbaufähig; je weiter abwärts, desto unwirtlicher wird sie. Doch war sie im christlichen Altertum, vor der arabischen Eroberung, etwa von Thekoa im Süden bis Bethel im Norden durch Tausende von Einsiedlern und Mönchen bevölkert, die sich dem Gebet, der Betrachtung und der Arbeit widmeten. Von allen ihren Niederlassungen ist heute nur noch eine erhalten, nämlich das Kloster Mâr Sâba, 478 n. Chr. begründet, das von 50 griechischen Mönchen bewohnt wird. Seine Gebäude erscheinen wie an den Felsen geklebt (Abb. 6); es liegt drei Stunden von Jerusalem an dem steilen Abhange des Kidrontals in einer überwältigenden, starren Einsamkeit, in der der Mensch, wenn es überhaupt möglich wäre, wohl lernen könnte, sich selbst zu vergessen.

Digitized by Google

XIV.

Damaskus und das Ostjordanland.

Die Stadt Damaskus ist das Herz des Ostjordanlandes; von ihr geht das Leben der Landschaft aus, zu ihr kehrt es zurück. Das ist jetzt seit dem Bau der Mekkabahn in noch höherem Grade als früher der Fall. Sie war vor 30 Jahren eine echt arabische Stadt, von der westlichen Kultur nur erst wenig berührt. Heute ist sie es nicht mehr. Man trifft in Damaskus zahlreiche Offiziere, die regelmäßig ihre deutsche, französische oder englische Zeitung und „Illustrierte“ lesen, die unter den Linden in Berlin oder auf den Boulevards von Paris Bescheid wissen, die den schneidigen Leutnant nach preußischem Muster dort im Osten mit gleicher Eleganz herausbeißen wie ihre Vorbilder in Berlin. Mit der Droschke fährt man in Damaskus ebensogut wie in Kairo — der Orient fängt an umzulernen! Die Stadt hatte 1881 einen Garten nach abendländischem Muster mit Rasenflächen und Blumenbeeten angelegt, auch einige Stühle und Bänke hineinstellen lassen, damit man sich der Freude über den Fortschritt in der Bildung bequem hingeben könnte. Aber der Damaszener liebte es damals noch, nach gut orientalischer Weise auf der Erde zu sitzen; er ließ die Stühle unbenutzt und setzte sich auf den grünen Rasen, der davon freilich große Löcher bekam. Jetzt sieht man unter schattigen Bäumen am Wasser dicht vor Damaskus ein besuchtes Café, dessen Inhaber für die Gäste abendländische Sofas und morgenländische Diwane, deren Zustand zum Teil kläglich ist, in langer Reihe nebeneinander gestellt hat, damit nur keiner nötig hat, auf der Erde zu sitzen; denn das wäre ja ein Verstoß gegen die Bildung!

Damaskus, eine lebhafte Stadt von 200—250 000 Einwohnern, wird durch zahlreiche Kanäle des Bárada, des „kalten“ Flusses, bewässert, der aus dem Antilibanus herabkommt. Die nächste Umgebung prangt im saftigsten Grün, aber oben darüber entsenden von Westen her die unvermeidlichen gelblich weißen Berge ihren blendenden Gruß (Abb. 135), während sich im Süden und Osten weite Gartenflächen in der Ebene ausdehnen; hinter ihnen beginnt die Wüste. Gerade dem Zusammentreffen dieser Gegensätze, dem Wasserreichtum und der dürren Öde, verdankt die Stadt ihre Anlage, deren Anfänge sich in dem Dunkel der Vorzeit verlieren. Die Häuser zeigen ihre Schönheiten nach außen nicht, aber das Innere überrascht durch seine angenehme Einrichtung und schöne Ausstattung. In dem geräumigen Hof ist ein Wasserbecken, der Hof ist mit bunten Steinen gepflastert, eine offene Halle, an der grüne Gewächse stehen, lädt zum Sitzen ein (Abb. 68). Um diesen Hof liegen die oft prächtig geschmückten Gemächer. Auf Abb. 135 ragt ein langes Gebäude aus dem Häusermeere hervor; das ist die Omaijadenmoschee, die der Kalif Welid im achten Jahrhundert aus einer christlichen Kirche zu Ehren Johannes des Täufers in eine prächtige Moschee umwandelte. Sie ist 131 m lang und 38 m breit. Ihr geräumiger Hof (Abb. 37) hat hinter den Hallen Zimmer für Gelehrte und Studenten. In ihrer Nähe, am Buchhändlerbasar, ragt über die Dächer der Häuser ein schönes Denkmal römischer Baukunst hervor, ein Triumphbogen, der wohl zu einer jetzt verschwundenen Säulenstraße gehört hat (Abb. 136). Das Tor muß eine Breite von 24 m und eine Höhe von 21 m gehabt haben. Das bunte Leben in den Marktstraßen stellt uns Abb. 66 dar. Handwerk und Gewerbe haben Zeiten hoher Blüte in Damaskus erlebt; das Vordringen der europäischen Industrie ist in der Gegenwart ihrem Gedeihen nicht günstig. Abb. 38 gibt eine Probe der alten Schmiedekunst, das Gitter eines Grabmals auf dem Friedhofe.

Das Ostjordanland ist reich an Trümmerstätten, von denen wir einige kurz erwähnen wollen. Die großartigste ist die des alten Gerasa, heute Dscherasch, im Norden des Nahr ez-Zerká. Die Ruinen stammen aus dem zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und zeigen römischen Stil. Früher weideten die Beduinen ihre Herden zwischen den verfallenen Prachtbauten, jetzt sind dort Tscherkessen aus dem südlichen Rußland angesiedelt, die den Platz siegreich gegen die Beduinen behaupten

Digitized by Google

Abb. 140. Die Hofmauer von Meschetta. (DBW.). (Zu Seite 158.)

(vergl. S. 124). Das Triumphtor, außerhalb der alten Stadtmauer, im Süden des ausgedehnten Trümmerfeldes (Abb. 137), erinnert an den Trajansbogen in Rom. Von dem südlichen Theater hat man einen interessanten Überblick über die größten Bauten: im Vordergrunde die Bühne, die jetzt bedeutend kahler ist als auf Abb. 138, da ihre Steine zu Bauten im Dorfe verwendet wurden. Rechts daneben lag das Forum, ein gegen Südwesten hin offenes Halbrund von 56, zum Teil noch aufrecht stehenden Säulen. Abb. 139 zeigt die eine Seite von Norden gesehen. Durch die Säulenstraße (Abb. 70), deren Lauf sich genau verfolgen läßt, gelangen wir zu Propyläen, die links zu einem hochgelegenen Tempel

Abb. 141. Ein Dreieck aus der Hofmauer von Meschetta.
Nach einer Aufnahme von Prof. Dr. R. Brünnow (Provincia Arabia II, 1905, Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg). (Zu Seite 158.)

hinaufführten, der wahrscheinlich der Sonne geweiht war. Die herrlichen Säulen der Vorhalle zeigt Abb. 71.

An der Südseite des Nahr ez-Zerkā liegen die Ruinen der Stadt Philadelphia, die schon in vorchristlicher Zeit an der Stelle der Hauptstadt der alten Ammoniter erbaut wurde. Abb. 59 bringt ihr großes Theater, das mit seinem Geschmack in die Bergwand hineingearbeitet worden ist. Noch südlicher, einsam am Rande der Wüste, liegt die Ruine Meschetta, ein kleines, halb verfallenes Schloß, das vermutlich zum Jagdaufenthalt bestimmt gewesen ist. Vor dem Gebäude liegt ein weiter Hof, der von einer schön gebauten Mauer umfaßt wird, deren Front wunderbare Meisterwerke der Steinhauerkunst aufweist (Abb. 140 u. 141). In das Rankengeflecht sind Löwen und Vögel eingezeichnet und mit einer staunenswerten Sorgfalt eingehauen, als ob es sich um eine Filigranarbeit in edlem Metall, nicht um Darstellungen in dem harten Kalk-

Digitized by Google

stein handelte. Wer hat dieses märchenhafte Schloß mit dem einzigartigen Tor dahin gestellt? Keine einzige Nachricht besitzen wir darüber. Man vermutet nur, daß einer der wohlhabenden Fürsten des arabischen Ghassanidenstammes im Haurán im sechsten Jahrhundert das Bauwerk errichtet habe. Die schönsten Teile der Hofmauer befinden sich seit 1904 im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, als ein Geschenk des Sultans an Kaiser Wilhelm II.

Das gleiche Geheimnis des unbekannten Ursprungs schwebt über den Denkmälern einer viel älteren, sehr einfachen Baukunst, über den Dolmen, die sich an verschiedenen Stellen des Ostjordanlandes nicht selten finden. Zwei oder drei aufrecht stehende kleinere Platten werden von einer größeren, bisweilen ungeheuer schweren Platte überdeckt (vergl. Abb. 32 u. 33). Häufig sind noch zweifellose Spuren davon gefunden worden, daß die Dolmen über Gräbern errichtet waren. Daneben haben sie auch als Opferstätten gedient.

Wir haben ein Land gesehen, das auf seinem kleinen Gebiete große Gegensätze vereinigt und von Natur nicht arm an Gaben gewesen ist, das eine wechselreiche Geschichte gehabt hat, Zeiten großer Blüte und Zeiten des Elends und der Verarmung. Seine Kräfte scheinen verbraucht zu sein, es ist in einen tiefen Schlaf gefallen, wie der Jüngling auf dem mächtigen Kapitell von Palmyra (Abb. 142). Aber die Gegenwart hat schon vernehmlich an die Tore des Landes geklopft, die Einwohner wachen verwundert auf und reiben sich die Augen. Es ist eine neue Welt, die das verarmte Land grüßt, nicht mit dem Geklirr der Waffen, wie einst die geharnischten Kreuzfahrer, sondern mit dem Zeichen der Liebe, mit dem Auge des Forschers und den Früchten friedlicher Arbeit. Der ‚friedliche Kreuzzug' erweckt das Land zu neuem Leben!

Abb. 142. Schlafender Bube auf einem Kapitell aus Palmyra.
Nach einer Aufnahme von Bonfils in Beirut. (Zu Seite 159.)

Digitized by Google

Literatur.

R. Röhricht, Bibliotheca geographica Palaestinae 1890.

W. F. Lynch, Narrative of the United States Expedition to the River Jordan and the Dead Sea 1849.

Charles W. Wilson, The ordnance survey of Jerusalem etc. 1866.

Quarterly Statements, Palestine Exploration Fund 1869 ff.

Alphonse Couret, La Palestine sous les empereurs grecs 1869.

G. Kraus, Aus dem Orient II. 1878.

Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 1878 ff.

The Survey of Western Palestine, 10 Bde., 1881 ff.

G. Ebers und **H. Guthe,** Palästina in Bild und Wort, 2 Bde., 1883 ff.

R. Röhricht, Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande 1889.

Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins 1895 ff.

L. Bauer, Volksleben im Lande der Bibel (zweite Auflage) 1903.

R. E. Brünnow und **A. von Domaszewski,** Die Provincia Arabia II. 1905.

O. Trietsch, Palästina-Handbuch I. 1907.

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen.

Abb.		Seite
1.	Eine Zeder des Libanon	2
2.	Jerusalem, vom Bahnhof, von Südwesten, her gesehen	3
3.	Die Himmelfahrtskapelle auf dem Ölberg	4
4.	Das Schiff der Geburtskirche in Bethlehem	5
5.	Das Innere des Goldenen Tores am Haram-esch-Scherif in Jerusalem	6
6.	Das Kloster Mâr-Sâba in der Wüste Juda	7
7.	Eingang zur Engelskapelle und zum Grabe Christi in der Grabeskirche in Jerusalem	8
8.	Das Grab Christi in der Grabeskirche in Jerusalem	9
9.	Die Stadt Hebron, Ansicht von Südwesten	11
10.	Die Stadt Jafa, von Norden gesehen	12
11.	Ein Pilger nach dem Heiligen Lande. Nach Breuning von Buochenbach, 1612	12
12.	Der Saal des Abendmahls (Coenaculum) im Heiligtum Nebi-Dâ'ûd in Jerusalem, an der Stätte der Zionskirche	13
13.	Die Zitadelle mit dem alten Turm Phasael (Davidsburg) in Jerusalem	14
14.	Das Jafator in Jerusalem und der Durchbruch der Stadtmauer neben der Zitadelle	15
15.	Das Hermongebirge	17
16.	Judensteine	18
17.	Querprofil durch das Südpalästinensische Gebirge vom Mittelmeer durch das Tote Meer bis zum Gebirge Moab	19
18.	Profil des linken (nördlichen) Ufers des Kidrontales (Wâdi en-Nâr) in Jerusalem bis zum Toten Meer	19
19.	Die Grabmäler Absalams, Jakobs und Zacharias' im Kidrontal bei Jerusalem	21
20.	Der Berg Karantal, der angebliche Berg der Versuchung Christi, bei Jericho	22
21.	Das Vorgebirge des Karmel, von Haifa aus	23
22.	Frauen auf dem Dach, mit Töpferarbeiten beschäftigt	23
23.	Am Nordufer des Toten Meeres	24
24.	Palästina zur Diluvialzeit	25
25.	Die Höhlen bei Bêt Dschibrin	26
26.	Erosion an den Mergelhöhen des Wâdi Nuchbar am Südwestende des Toten Meeres	27
27.	Der Zedernhain von Bscherre auf dem Libanon	28
28.	Ausgebrannte Krater im Dscholân, Tell Abu en-Nedâ und Tell el-'Uram	30
29.	Tiberias mit dem See Genezareth	31
30.	Ein Bauer mit bespanntem Pflug	34
31.	Kuh und Esel vor einem Pflug	35
32.	Einfache Dolme im Ostjordanland	36
33.	Doppeldolme aus dem Ostjordanland	36
34.	Wasserbuben	37
35.	Verkäufer von Süßigkeiten auf der Straße in Jerusalem	38
36.	Am unteren Jordan	39
37.	Hof der großen Moschee in Damaskus	40
38.	Grabmal vom Friedhof in Damaskus	41
39.	Der Berg Tabor, von Süden	43
40.	Der heilige Stein im Felsendom in Jerusalem	44
41.	Das Damaskustor in der Nordmauer von Jerusalem	45
42.	Erntewächter im Jordantal auf einem Dornbaum	46
43.	Richterkollegium	47
44.	Der Ölberg bei Jerusalem	49
45.	Zankende Beduinen aus Syrien	50
46.	Malstein oder Menhir aus dem Ostjordanlande	51
47.	Öffentlicher Brunnen in Jerusalem	53
48.	Ein Barbier auf der Straße	54
49.	Der Wâdi el-Kelt, östlich von Jerusalem	55
50.	Vornehmer Städter	56
51.	Fußwaschung der Griechen am Gründonnerstag vor der Grabeskirche in Jerusalem	57
52.	Ein Konsulatskawaß	58
53.	Musikanten aus Palästina	59
54.	Sommerhütten auf den Dorfhäusern	59
55.	Ein Bauer (Fellach) aus Rämallâh	60
56.	Bauernfrau (Fellachin) aus Rämallâh	61
57.	Der Ausfluß des Jordans aus dem See Genezareth	62
58.	Die Mündung des Nahr ez-Zerkâ in den Jordan	62
59.	Das Theater in Philadelphia, dem alten Ammon, und die dahinter liegende Höhe	63
60.	Reste der Säulenstraße in Sebastije (Samaria)	64
61.	Am Brunnen von Nazareth	65

Digitized by Google

Abb.		Seite
62.	Schilfhütten an der Jordanbrücke	66
63.	Ein Dampfboot auf dem Jordan	67
64.	Die Afsa-Moschee auf dem Haram in Jerusalem	68
65.	Das Dorf Sanur	69
66.	Straßenleben in Damaskus	71
67.	Händler in den Straßen Jerusalems	72
68.	Hof des deutschen Konsulats in Damaskus	73
69.	Eine durch Feuer beschädigte Terebinthe	74
70.	Säulenstraße in Dscherasch im Ostjordanlande	75
71.	Die Säulen des Sonnentempels in Dscherasch im Ostjordanlande	76
72.	Jerusalem und das Kidrontal, von Süden	77
73.	Der Bergkegel der Festung Majada am Toten Meer	78
74.	Die evangelische Erlöserkirche in Jerusalem	79
75.	Der Eingang zur Marienquelle bei Jerusalem	80
76.	Steinböcke	81
77.	Die Klagemauer der Juden in Jerusalem	83
78.	Eine Kamelgruppe mit Führern	84
79.	Herden am Brunnen von Chirbet el-Milch zur Tränke geführt	85
80.	Ein Hirt im Pelz	86
81.	Große Eiche im Ostjordanland	87
82.	Große Terebinthe im Ostjordanland	88
83.	Die Abrahamseiche bei Hebron	89
84.	Der Dornstrauch Dschebâd	90
85.	Ein Olivenbaum im Garten von Gethsemane	91
86.	Alter Olivenbaum in Haifa	93
87.	Beduinenfrau	94
88.	Der Ecce-homo-bogen in Jerusalem	95
89.	Ursprüngliche Gestalt des Ecce-homo-bogens	97
90.	Hof und Eingang der Grabeskirche	98
91.	Palmenhain bei Haifa	99
92.	Berschleierte Frauen in Jerusalem	101
93.	Derwisch	102
94.	Bei der Mahlzeit	103
95.	Händewaschen nach der Mahlzeit	104
96.	Der Felsendom in Jerusalem	105
97.	Frauen an der jetzt üblichen Mühle	106
98.	Handhabung älterer Mühlsteine	107
99.	Ein Paar aus Bethlehem	108
100.	Eine Schlender	109
101.	Eine Frau aus Nazareth	110
102.	Eine Mutter mit Kind	111
103.	Die Grotte der Jordanquelle bei Bânjâs	113
104.	Das Heiligtum des Nebi Jachja	114
105.	Ein Beduinenzelt	115
106.	Ein Beduine mit Lanze vor seinem Zelt	116
107.	Ein Beduine aus dem Ostjordanlande	117
108.	Beduinenfrauen mit ihren Kindern	118
109.	Kupferne Kaffeekanne und Holzmörser	119
110.	Ein spanischer Jude aus Jerusalem	120
111.	Russischer Jude	121
112.	Rabbiner aus Jerusalem	121
113.	Einheimischer Jude aus Jerusalem	123
114.	Polnischer Jude aus Jerusalem	123
115.	Jude aus Marokko	124
116.	Jude aus Jemen	125
117.	Apfelsinenbarke vor Jafa	127
118.	Der Markt in Jafa	129
119.	Aus der deutschen Kolonie in Haifa	130
120.	Inneres der Moschee in Hebron	131
121	Bethlehem, von Nordosten	133
122.	Westöstlicher Durchschnitt durch Jerusalem	135
123.	Jerusalem aus der Vogelschau. Einschaltbild zw.	136/137
124.	Südportal der Grabeskirche	138
125.	Relief vom Portal der Grabeskirche	139
126.	Relief vom Portal der Grabeskirche	139
127.	Der Felsendom, von Süden. Im Vordergrunde das Wasserbecken el Kâs	141
128.	Die Sommerkanzel auf dem Haram esch-Scherif	142
129.	Der Brunnen des Kâit Bê auf dem Haram esch-Scherif	143
130.	Nazareth, von Südwesten	147
131.	Fischerbarke auf dem See Genezareth	148
132.	Die Brücke el-Medschâmi über den Jordan	149
133.	Querprofil durch das untere Jordantal bei Jericho	150
134.	Querprofil am Südende des Toten Meeres durch den Dschebel Usdam und die Sebcha	150
135.	Die Omaijadenmoschee in Damaskus, von Süden	151
136.	Römischer Triumphbogen neben der Moschee in Damaskus	152
137.	Der Triumphbogen von Geraja	153
138.	Das südliche Theater in Geraja	154
139.	Das Forum in Geraja, von Norden	155
140.	Die Hofmauer von Meschetta	157
141.	Ein Dreieck aus der Hofmauer von Meschetta	158
142.	Schlafender Bube auf einem Kapitell aus Palmyra	159

Digitized by Google

Register.

'Abâje od. 'Abâ 112.
'Abd el-Melik 140.
Abendmahlssaal 13 (Abb. 12). 143.
Abraham 134.
Abrahamseiche 134.
Absalons Grab 20. 21 (Abb 19). 144.
Acco s. Akko.
'Adschlûn, Dschebel 66. 78. 92.
'Adschlûn, Wâdi 68.
Aelia Capitolina 4.
Agrumen 100.
'Ain Bûlus 32.
'Ain Said el-Gâr 32.
'Akaba, Busen von 26.
Akazien 95.
Akko 27. 132.
Akra-Moschee 68 (Abb. 64). 141.
Aleppo 10.
Aleppokiefer 93.
Alliance Israélite Universelle 125.
Ammon, (Rabbath-)63 (Abb. 59).
Anastatica hierochuntica 153.
Antilibanus 156.
Antilope 84.
Apfelsinenbaum 128.
Apostelkirche 143.
Aprikosen 100.
'Arab, Wâdi el- 68.
'Araba, Wâdi 26.
'Arab ed-Dullâm 91.
'Arrûb, Wâdi el 78.
Asâs 73.
Aschlenasim 126.
Askalon 127.
Asphalt 154.
Asphaltkalk 23.
Asteriscus pygmaeus 153.
Astragalus 95.
'Atîr 93.
'Audsche-Fluß 125.
Augusta 145.
Augustin 5.
Austrocknung 74.

Bachr el-Hule 148.
Backofen 112.
Bäder 6.
Balanites aegyptiaca 153.
Baldensperger 73.
Balsam 153.
Bânjâs 148.
Bär 84.
Bârade 156.
Barbier 54 (Abb. 48).
Basalt 25.
Basan 30. 67. 84.
Bauer 34 (Abb 30). 35 (Abb. 31). 60 (Abb. 55). 110 ff.
Bauernfrau 61 (Abb. 56).
Baumwollengrotte 20.
Bedawîje 96.
Beduinen 50 (Abb. 45). 116 (Abb. 106) bis 118 (Abb. 108). 122 ff.
Beduinenfrau 94 (Abb. 87).
Beduinenzelt 115 (Abb. 105). 122.
Beerseba 94.
Belon, Pierre 12.
Benzinger, Dr. J. 14.
Bêsân 68.
Bêt Dschibrin 26 (Abb. 25).
Bethel 64. 99. 155.
Bethlehem 5 (Abb. 4). 64. 99. 108 (Abb. 99). 133 (Abb. 121). 136 ff.
Bethsean 68.
Bêtîn 64. 99.
Bewässerung 41. 61.
Bewohner 101 ff.
Bienenhonig 58.
Bienenzucht 59. 72 f.
Bire, el- 24.
Bistum, evangelisches 101.
Boden 61. 62.
Bos primigenus 83.
Brot 112.
Brunnen 53 (Abb. 47). 65 (Abb. 61). 85 (Abb. 79). 91. 141. 142. 143 (Abb. 129).
Bicherre 28 (Abb. 27). 29.
Bûlus, Ain 32.
Burckhardt 13.
Bût Machsîr 78.

Carstens Niebuhr 13.
Cerastes 96.
Chalîl, el 134.
Chalîl, Hâmet el- 134.
Chalîl er-Rachmân 134.
Chamsîn 52.
Chan 103.
Chan el- Hatrera 23.
Charakter des Volks 119.
Chirbet el-Milch 85 (Abb. 79). 91.
Chosroës II. 8.
Chromis Simonis 148.
Cidaris glandifera (Cidarites glandarius) 16. 17 (Abb. 16).
Cistrose 94.
Clarias macracanthus 148.
Clermont, Synode von 9.
Clermont-Ganneau 13.
Coenaculum 13 (Abb. 12). 143.
Conder, Cl. R. 14.

Daboia Xanthina 86.
Dalman, Prof. D. G. 15.
Damaskus 40 (Abb. 37). 41 (Abb. 38). 42. 71 (Abb. 66). 73 (Abb. 68). 100. 151 (Abb. 135). 152 (Abb. 136). 156.
Damaskustor in Jerusalem 45 (Abb. 41). 142. 143.
Dambirsch 84.
Dampfschiffahrt 67 (Abb. 63). 155.
Datteln 132.
Davidsburg in Jerusalem 14 (Abb. 13).
Der â (Dêr 'ât) 132.
Derwisch 102 (Abb. 93). 107 f.
Deutsche Kolonisten 70. 128 ff. 130 (Abb. 119).
Deutscher Verein zur Erforschung Palästinas 14. 50.
Deutsches evangelisches Institut für Altertumsforschung des Heiligen Landes 15.
Dilbe, Wâdi ed- 50.
Diluvialzeit 25 (Abb. 24). 26. 28. 29.
Dolmen 36 (Abb. 32 u. 33). 51 (Abb. 46). 120. 159.
Dolomiten 19.
Dominikaner 15.
Dor 27. 75.
Dörfer 110.
Dormitio 144.
Dornbüsche 42. 80 (Abb. 84). 94. 100.

Digitized by Google

Dothan 65.
D P W. 14.
Dreschen 45.
Dschalût, Nahr 30. 68.
Dschami 111.
Dscharab, Hammet ed- 32.
Dschebel Abdschlûn 92. 96.
Dschebel et - Tôr 145.
Dschebel Karantal 155.
Dschebel Usdum 150 (Abb. 134). 154.
Dschebâd 90 (Abb 84).
Dscheraîch 75 (Abb. 70). 76 (Abb. 71). 79 (Abb. 74). 156; s. auch Gerasa.
Dschisr el - Medschâmi 149 (Abb. 132).
Dscholân 29. 30 (Abb. 28). 67.
Dullâm, Arab ed 91.
Dûrre 55.

Ebtêcha, el 67.
Eccehomobogen 95 (Abb. 88). 97 (Abb. 89). 142.
ed-Dilbe, Wadi 50.
ed-Dullâm, Arab 91.
Edelhirsch 84.
Eiche 87 (Abb. 81). 89 (Abb. 83). 93. 132.
Eidechsen 86.
Einhorn 83 f.
Elaeagnus angustifolia 153.
el-Aksa, Moschee 68 (Abb. 64). 141.
el-Arab, Wâdi 68.
el-Arrûb, Wâdi 78.
el-Bire 24.
el-Chalil 134.
el-Ebtêcha 67.
el-Ghôr 152.
el-Ghuwêr, Ebene 146.
el-Hammi 32.
el-Hule, Bachr 148.
el-Kâdi, Tell 148.
el-Kâs 141.
el-Kefrên, Tell 69.
el-Kefrên, Wâdi 42.
el Kelt, Wâdi 155.
el-Machna 64.
el-Medschâmi, Dschisr 149 (Abb. 132).
Engeddi 7. 96. 153.
Engelskapelle 8 (Abb. 7) 139.
Erbsenfeld, Erbsentenne 20.
Erdbeerbaum 94.
Erlöserkirche 79 (Abb. 74). 140.
Ente 45 ff.
Ernteerträge 46. 47.
Erntewächter 46 (Abb. 42).
Erosion 27 (Abb. 26). 29.
er-Râme 64.
er Râme, Tell 69.
er-Ramle 16. 66.
er-Remte 118.
Esdrelom 67.
Esel 35 (Abb. 31). 37 (Abb. 34). 89.
Eskol 57.
es-Sachra, Kubbet 140.
es-Salt 24. 48. 78. 93. 100.
Eusebius von Cäsarea 7. 139.
ez-Zerkâ, Nahr 42. 62 (Abb. 58). 68. 86. 92. 149.
ez-Zôr 152.

Fauna 82 ff.
Feigenbaum 98 f.
Fellach 60 (Abb. 55). 110.
Fellachin 61 (Abb. 56).
Felsendom 105 (Abb. 96). 140.
Feuerstein 24 f.
Fez 114.
Fische 87. 148.
Flora 92 ff.
Forschungsreisen 13.
Franciscus Quaresmius 10.
Franz I. von Frankreich 10.
Franz von Assisi 10.
Franziskanerorden 10.
Frauen 23 (Abb. 22). 101 (Abb. 92). 106 f. (Abb. 97). 107 (Abb. 98). 110 (Abb. 101). 111 (Abb. 102). 116.
Frauenleben 102.
Fremdenindustrie 103.
Fruchtbarkeit 70 ff.
Fruchtbäume 96 ff.
Frühregen 33.
Fuchs 85.
Fußwaschung 57 (Abb. 51). 138.

Gabrielskirche (Nazareth) 146.
Gadara 6. 30. 42.
Galiläa 145 ff.
Garizim, Berg 61. 145.
Gazelle 84.
Gebetsteppich 114.
Geburtskirche (Bethlehem) 5 (Abb. 4).
Gelobtes Land 56.
Genezareth 146.
Genezareth, Ebene 68.
Genezareth, See 29. 30. 31 (Abb. 29). 62 (Abb. 57). 146 ff. 148 (Abb. 131).
Genejar 146.
Geologie 16 ff.
Gepard 84.
Gerasa 124. 153 (Abb. 137) bis 155 (Abb. 139). 156; s. auch Dscheraîch
Geräte 115. 119 (Abb. 109).
Geschmeide 117.
Gesichtsschleier 116. 122.
Gethsamene-Garten 96 144.
Gethsemanekirche 144.
Ghôr, el 152.
Ghuwêr, Ebene el 146.
Gihon 144.
Ginster 94. 95.
Gipsmergel 23.
Glaubarinenkalke 16.
Goldenes Tor 6 (Abb. 5). 144.
Goldfischeff, Papyrus 25.
Golgatha 139.
Goliathsfluß s. Nahr Dschâlût.
Gomorrha 155.
Grab Christi 9 (Abb. 8).
Grabeskirche 8 (Abb. 7). 9 (Abb. 8). 57 (Abb. 51). 98 (Abb. 90). 137 ff. 138 (Abb. 124) bis 139 (Abb. 126).
Grabkapelle Christi 139.
Grabmäler 20. 21 (Abb. 19). 41 (Abb 38). 120 ff. 144.
Granatäpfel 100.
Gregor von Nyssa 5.
Gründonnerstag 57 (Abb. 51). 138.
Guérin, Viktor 13.

Haifa 78. 99 (Abb. 91). 130 (Abb. 119). 132.
Hain Mamre 134.
Hakim Biamrillah 9.
Haloxylon articulatum 96.
Hand 96.
Hamidije-Wilhelma 130.
Hammet ed-Dscharab 32.
Hammet er-Rûh 32.
Hammet Selim 32.
Hammi, el 32.
Handwerk 103.
Haram esch-Scherif 6 (Abb. 5). 68 (Abb. 64). 140 ff. 142 (Abb. 128). 143 (Abb. 129).
Hardegg, G. D. 130.
Harûm er-Raschîd 8.
Hase 85.
Hatrera, Chan el- 23.
Haur 24.
Hauràn 25. 30.
Hauràn-Ebene 67.
Häuser 111.
Hawara 24. 58.
Hebron 11 (Abb. 9). 57. 131 (Abb. 120). 132. 134 f.
Heiligengräber 120 ff.
Heiliger Stein (Jerusalem) 44 (Abb. 40). 140.
Heiße Quellen 27. 30 ff. 146.
Helena, Kaiserin 6.
Henna 117.
Heraklius 8.
Hermongebirge 17 (Abb. 15). 146. 148.
Heuschrecken 87.
Hieronymus 5. 7.
Himmelfahrtskapelle 4 (Abb. 3). 144.
Hinnomtal 20. 137.
Hirt 86 (Abb. 80). 92. 115.
Hitrowo, B. 14.
Hoffmann, Chr. 130.
Höhlen 20. 26 (Abb. 25).
Holz 75.
Honig 58. 59. 60. 72 f.
Hühner 92.
Hule, Bachr el 148.
Humusbildung 66.
Hund 85 f.
Hungersnot 55.
Hyäne 85.

Digitized by Google

Insekten 87.
Iris 94.
Islam 8. 108 f. 120 f.

Jabbok 92. 419.
Jafa 12 (Abb. 10). 27. 50. 66. 73. 78. 100. 127 ff. 127 (Abb. 117). 129 (Abb. 118). 131.
Jaſator (Jeruſalem) 15 (Abb. 14). 142.
Jahreszeiten 37.
Jakobus, Grabmal des 20. 21 (Abb. 19). 144.
Ja'kubi 119.
Jarmuk 6. 30. 32. 149.
Jemeniden 119. 120.
Jericho 7. 52. 53. 152 ff. 155.
Jerichoroſen 153.
Jeruſalem 3 (Abb. 2). 6 (Abb. 5). 8 (Abb. 7). 9 (Abb. 8). 13 (Abb. 12) bis 15 (Abb. 14). 44 (Abb. 40). 45 (Abb. 41). 50. 51. 53 (Abb. 47). 57 (Abb. 51). 68 (Abb. 64). 72 (Abb. 67). 76 77 (Abb. 72). 80 (Abb. 75). 83 (Abb. 77). 95 (Abb. 88). 98 (Abb. 90). 105 (Abb. 96). 109. 125. 130. 135 (Abb. 122). 136 137 (Abb. 123). 137 ff.
Jeruſalemfahrten 3 ff.
Jeſreel-Ebene 30. 66. 145.
Jewiſh Colonization Aſſociation 125.
Johannisbrotbaum 100.
Jordan 39 (Abb. 36). 62 (Abb. 57 u. 58). 67 (Abb. 63). 148. 149 ff.
Jordanbrücke 66 (Abb. 62). 152.
Jordangraben 27.
Jordanquelle 113 (Abb. 103).
Jordantal 26. 46 (Abb. 42). 52. 53. 61. 67. 68. 150 (Abb. 133).
Joſephus, Flavius 3. 20. 68. 134. 146.
Juda, Wüſte 7 (Abb. 6). 155.
Judasbaum 94.
Juden 120 (Abb. 110) bis 125 (Abb. 116). 125 f.
Judenſteine, Judeneichel 18 (Abb. 16).
Jungtürken 109.

Kades 56.
Kâdi, Tell el 148.
Kaſiden 119. 120.
Kait Bê, Sebîl 141. 143 (Abb. 129).
Kaffee 124.
Kafrindſchi 92.
Ka'küle 22. 24.
Kalender 35.
Kalipflanze 96.
Kallirrhoë 30.
Kalk 19.
Kälte 37.
Kamel 84 (Abb. 78). 89 f.
Karaiten 126.
Karantal, Berg 20. 22 (Abb. 20). 155.
Karmel 22. 23 (Abb. 21). 75. 131.
Karmelitermönche 132.
Karten von Paläſtina 7. 10. 14.
Kaufleute 103.
Kawaß 58 (Abb. 52). 109.
Kedes 65.
Keſſije 115.
Kefrên, Tell el- 69.
Kefrên, Wâdi el- 42.
Kefr el-Tûr 144.
Kefr Kennâ 65. 100.
Kelt, Wâdi el- 54 (Abb. 48). 155.
Kermeseiche 93.
Kidrontal 19 (Abb. 18). 21 (Abb. 19). 77 (Abb. 72). 137. 144. 155.
Kirche des heiligen Grabes 8 (Abb. 7). 9 (Abb. 8). 57 (Abb. 51). 98 (Abb. 90). 137 ff. 138 (Abb. 124) bis 139 (Abb. 126).
Kiſon 94. 132.
Klagemauer der Juden 83 (Abb. 77). 142.
Klima 50 ff.
Klimaänderung 70 ff. 81.
Kloſter Mâr Sâba 7 (Abb. 6). 155.
Kobra 86.
Kohlenbrenner 79 f.
Königliche Höhlen 20.
Konſtantin, Kaiſer 6. 139.
Konſulate 10. 73 (Abb. 68). 101.
Konſulatskawaß 58 (Abb. 52). 109.
Kornthal 128.
Kors 118.
Krater 30 (Abb 28).
Kreideformation 18 ff.
Kreidekalk 22.
Kreuzeserfindung 6.
Kreuzzüge 10.
Kriechtiere 86.
Krokodil 86.
Kubbe 120.
Kubbet es-Sachra 140.
Kugelkalk 20.
Künſtliche Bewäſſerung 41. 64.
Küſtenlandſchaft 54. 127 ff.

Ladanum 94.
Lagrange, M.-J. 15.
Landwind 52.
Lavaergüſſe 30.
Lawsonia inermis 117.
Lebn 72.
Leopard 84.
Libanon 26. 28 (Abb. 27). 29.
Literatur, mittelalterliche 10.
Lots Weib 154.
Löwe 82.
Luynes, Herzog von 13.
Lydda 66. 78.

Macchien 94.
Machna, el- 64.
Magiddo 14.
Mahlzeiten 103 (Abb. 94). 104 (Abb. 95). 109 f.
Malaki 19. 20.
Malſteine (Dolmen) 36 (Abb. 32 u. 33) 54 (Abb. 46). 120.
Mamre, Hain 134.
Marienkirche (Bethlehem) 136.
Marienkirche (Dormitio) 144.
Marienquelle bei Jeruſalem 80 (Abb. 75). 144.
Marino Sanudo 10.
Markt 103. 129 (Abb. 118).
Marmor 19. 24.
Mâr Sâba 7 (Abb. 6). 155.
Maſada 78 (Abb. 73).
Maſtixbaum 94. 155.
Maulbeerbaum 100.
Maulbeerfeigenbaum 100.
Maultier 89.
Medſchâmi, Dſchiſr el- 149 (Abb. 132).
Medſchdel eſch-Schems 16. 18.
Mekkabahn 136.
Menhir 51 (Abb. 46). 120. 159.
Merdſch Ibn Amir 66.
Mêrôn 65.
Meſchetta 157 (Abb. 140). 158 (Abb. 141).
Mikveh Jiſrael 125.
Milch 58. 59. 60. 72.
Minarett 120.
Miſſi-Geſtein 19. 20. 70.
Monteſiore, Moſes 125.
Morus alba u. nigra 100.
Moſchee 40 (Abb. 37). 111. 141. 143.
Mu 'eddin 120.
Mühle 106 (Abb. 97). 107 (Abb. 98). 112.
Mukês 42. 93.
Muriſtan 140.
Muſikanten 59 (Abb. 53). 115.

Nâbulus 64. 78. 99. 144.
Nahr Dſchâlût 30. 68.
Nahr ez-Zerkâ 42. 62 (Abb. 58). 68. 86. 92. 149.
Naja haje 86.
Nari 25.
Nasâra 145.
Nazareth 65 (Abb. 61). 66. 78. 110 (Abb. 101). 118. 145 f. 147 (Abb. 130).
Neapolis (Nabulus) 64. 78. 99. 144.
Nebi 120.
Nebi-Dâ'ûd 13 (Abb. 12). 143.

Digitized by Google

Nebi Jachja 114. 121.
Nebi Musa 23.
Netter, Charles 125.
Niebuhr, Carstens 13.
Niederschläge 51.
Nimrin, Tell 69.
Notitia dignitatum 7.
Nubischer Sandstein 19.
Nuchhar, Wâdi 27 (Abb. 26).
Nukra 84.

Oberflächengestalt 16 ff.
Obsternte 47 ff.
Odessaer Hilfsgesellschaft für jüdische Ackerbauer und Handwerker 125.
Ölbaum, Olivenbaum 91 (Abb. 85). 93 (Abb. 86). 96 ff.
Ölberg 4 (Abb. 3). 49 (Abb. 44). 144.
Oleander 94.
Oliphant, Laurence 125.
Olive s. Ölbaum.
Omaijadenmoschee 151 (Abb. 135). 156.
Onomastika 7.
Orangenbaum 128.
Orontes 26.
Ostjordanland 78. 92. 124. 156.
Ostwind 52.

Palestine Exploration Fund 13.
Palmenhain 99 (Abb. 91). 132.
Papyrus Golenischeff 75.
Perserzüge 8.
Petach Thikwah 125.
Pferd 88.
Pflanzenwelt 92 ff.
Pflug, Pflügen 33 ff. 34 (Abb. 30). 35 (Abb. 31).
Phasael-Turm 14 (Abb. 13). 143.
Phiala-See 18.
Philadelphia 63 (Abb. 59). 124. 158.
Pierre Beton 12.
Pietro Vesconte 10.
Pilger 9. 12 (Abb. 11).
Pinie 93.
Pinus carica 93.
Pinus halepensis 93.
Pinus maritima 93.
Pistacia lentiscus 94.
Pistacia therebinthus s. Terebinthe.
Populus euphratica 94.

Quaresmius, Franciscus 10.
Quercus aegilops 93.
Quercus coccifera 93.

Rädschib, Wâdi 92.
Ramadân 108.
Ramallâh 21. 64.
Râme, Tell er- 69.
Râmet el-Chalil 134.
Raule, er- 16.
Rassen 119.
Rauwolff (Rauchwolff), Leonhard 12.
Reformation 12.
Regen 33 ff. 51.
Reh 84.
Religion 120 ff.
Remte, er- 118.
Rephaim-Ebene 130.
Retama raetam 95.
Rich, Hammet er- 32.
Richter 47 (Abb. 43).
Rinddieh 88. 34 (Abb. 30). 35 (Abb. 31).
Road, Gebirge 19 (Abb. 17).
Robinson, Edward 13.
Römischer Triumphbogen 152 (Abb. 136). 153 (Abb. 137).
Rosinen 48.
Rothschild, Edmund v. 125.
Rukkâd 30.
Russische Palästina-Gesellschaft 14.

Sachra, Kubbet es- 140.
Said el-Fâr, 'Ain 32.
Safed 65.
Salomonische Teiche 136.
Salomos Tempel 140.
Salsola rigida 96.
Salt, es- 24. 48. 78. 93. 100.
Salvatorkloster 10.
Salzgehalt der Quellen 32 f.
Salzgehalt des Toten Meeres 155.
Samaria 64 (Abb. 60). 145.
Samaritaner-Gemeinde 145.
Samariter, Zum barmherzigen 23.
Sanatorium auf dem Ölberg 144.
Sanur 69 (Abb. 65).
Saron, Ebene 75. 78.
Sârûna 73. 130.
Schaf 85 (Abb. 79). 90 ff.
Schakal 85.
Schêch 120. 122.
Schick, Dr. C. 16.
Schilfhütten 66 (Abb. 62). 152.
Schirokko 52.
Schlangen 86.
Schleier 116. 122.
Schlender 109 (Abb. 100). 115.
Schmerzensweg 142.
Schminke 117.
Schnee 53.
v. Schubert 13.
Schulden 47.
Schumacher, Dr. G. 14.
Schwefel 154.
Scythopolis 68.
Sebasta 145.
Sebastije 64 (Abb. 60). 145.
Sebîl Kait Bê 141. 143 (Abb. 129).
Seetzen 13.
Seewind 52.
Seifenherstellung 96.
Selim, Hammet 32.
Sephardim 126.
Shaftesbury, Earl von 125.
Sichem 64. 145.
Sichron-Jakob 125.
Siloah 20. 144.
Siloahteich 144.
Sirocco 52.
Sitt 99.
Slaven, Slavinnen 102.
Sodom 155.
Sodomsapfel 153.
Sodomsolive 18.
Sommerhütten 59 (Abb. 54). 112.
Sommerkanzel 140. 142 (Abb. 128).
Sommersaat 40.
Spätregen 40.
Städter 102 ff.
Steinbock 81 (Abb. 76). 85.
Steinsalzlager 154.
Stephanskloster 15.
Steppen 94 ff.
Steuern 47. 97.
Storax 94.
Stradella 67.
Strandkiefer 93.
Straßenleben 104 ff.
Süf 66. 96.
Sûk 103.
Süßigkeiten 38 (Abb. 35).
Sykomore 100.

Tabakrauchen 103.
Tabor, Berg 43 (Abb. 39). 44. 67. 146.
Taliperren 61.
Tamariske 94.
Tamûra 75.
Tarbûsch 114.
Tätowieren 117.
Tau 44.
Tell Abu en-Nedâ 30 (Abb. 28).
Tell el-Mâdi 148.
Tell el-Nefrên 69.
Tell el-Mutesellim 14. 112.
Tell el-Urâm 30 (Abb. 28).
Tell er-Râme 69.
Tell Nimrin 69.
Tempel, jüdischer 4. 140.
Tempel, Religionsgesellschaft 128 ff.
Temperatur 50.
Terebinthe 74 (Abb. 69). 79. 88. 93.
Terra rossa 29.
Terrassenbau 65. 66.
Tertiärzeit 25 ff.
Theater, antikes 63 (Abb. 59). 154 (Abb. 138). 158.
Thekoa 155.
Thermen s. Heiße Quellen.
Tiberias 30. 31 (Abb. 29). 33. 52. 146.
Tiberias, Bäder 6.

Digitized by Google

Tierwelt 82 ff. 88.
Tierzucht 88 ff.
Tobler 13.
Töpferei 23 (Abb. 22). 24.
Tor, Dschebel et- 145.
Törielli 10.
Totes Meer 19 (Abb. 17 und 18). 24 (Abb. 23). 26. 27. 33. 53. 150 (Abb. 134). 153 ff.
Tragauth 95.
Tranben i. Weinstock.
Trauben honig 58.
Trockenzeit 42.
Tscherkessen 124.
Turban 114.
Türken 10. 102.
Tyropöon 137.

Udumm, Dschebel 150 (Abb. 134). 154.

Verkündigungskirche (Nazareth) 146.
Vesconte, Pietro 10.
Via dolorosa 142.
Vögel 86.
Vogüé, Graf Melchior v. 13.
Volksklassen 102.
Volkstrachten 34 (Abb. 30). 35 (Abb 31). 38 (Abb. 35). 47 (Abb. 43). 50 (Abb. 45). 51 (Abb. 46). 55 (Abb. 49. bis 61 (Abb. 56). 65 (Abb. 61). 71 (Abb. 66). 72 (Abb. 67). 74 (Abb. 69). 94 (Abb. 87). 101 (Abb. 92). 102. 108 (Abb. 99). 110 (Abb. 101). 111 (Abb. 102). 112 ff. 116 (Abb. 106) bis 118 (Abb. 108).
Volney, Graf 13.
Vulkanische Ergüsse 29 ff.

Wacholder 95.
Wâdi 'Adschlûn 68.
Wâdi 'Araba 26.
Wâdi el-'Arab 68.
Wâdi ed-Dilbe 50.
Wâdi el-'Arrûb 64. 78.
Wâdi el-Refeên 42.
Wâdi el-Relt 55 (Abb. 49) 155.
Wâdi en-Nâr 19 (Abb. 18).
Wâdi Nuchbar 27 (Abb. 26).
Wâdi Rûdschib 92.
Wâdi Zerkâ Ma'în 30.
Wald 75 ff. 92.
Wallfahrt 3 ff.
Waran 86.
Wasserbuben 37 (Abb. 34). 104.
Wasserleitung des Herodes 64.
Wasserleitungen 41. 82.
Wasserpfeife 102 (Abb. 93). 103.
Weinbau 66.
Weinbereitung 48.
Weinernte 47 ff.
Weinstock 57. 92 ff.
Weißpappel 94.
Weli 120.
Wiesen 94.
Wild 84 f.
Wildesel 84.
Wildochs 83.
Wildschwein 85.
Wildtiere 82 ff.
Winde 51 ff.
Winterregen 35 f.
Winterlaat 36.
Wolf 85.
Wurzeln 46.
Wüste Juda 7 (Abb. 6). 155.
Wüsten 94.
Wüstenwind 52.

Zacharias, Grab des 20. 21 (Abb. 19). 144.
Zakkari 75.
Zeder 2 (Abb. 1). 28 (Abb. 27). 29.
Zehnten 47.
Zelt 115 (Abb. 105). 122.
Zerkâ, Nahr ez- 42. 62 (Abb. 58). 68. 86. 92. 149.
Zerka Ma'în, Wâdi 30.
Ziege 90 ff.
Zigeuner 79.
Zikr 108.
Zionistische Bewegung 125.
Zionskirche 10.
Zisternen 81. 82.
Zitadelle von Jerusalem 14 (Abb. 13).
Zitadelle 143.
Zizyphus spina Christi 100.
Zör, ez 152.
Zum barmherzigen Samariter 23.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Digitized by Google

Filmed by Preservation 1990

Digitized by Google

Digitized by Google